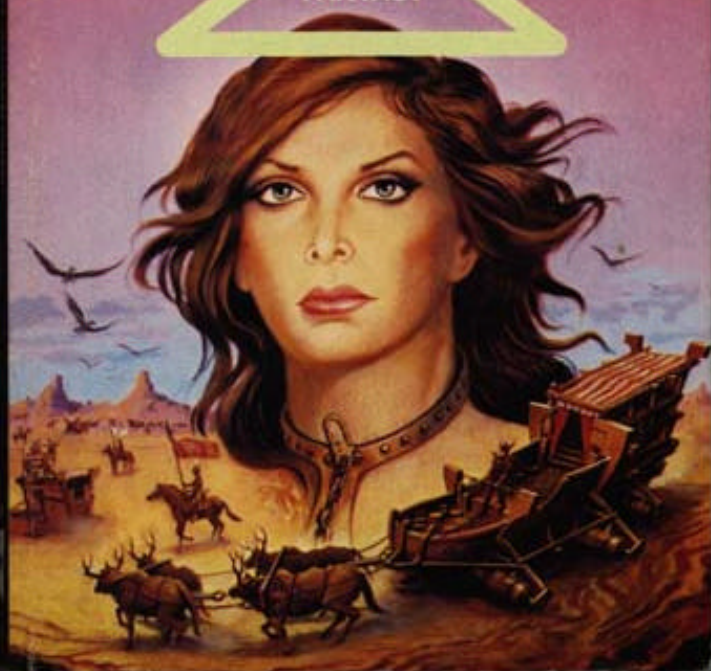


HEYNE
BÜCHER

JOHN NORMAN

Die Nomaden von GOR

FANTASY





SCIENCE FICTION

Herausgegeben
von Wolfgang Jeschke

Aus dem GOR-Zyklus von John Norman erschienen folgende
Bände in der Reihe

HEYNE SCIENCE FICTION & FANTASY:

1. Band: GOR- die Gegenerde (06/3355)
2. Band: Der Geächtete von GOR (06/3379)
3. Band: Die Priesterkönige von GOR (06/3391)
4. Band: Die Nomaden von GOR (06/3401)
5. Band: Meuchelmörder von GOR (06/3412)
6. Band: Die Piratenstadt von GOR (06/3432)
7. Band: Sklavin auf GOR (06/3455)
8. Band: Die Jäger von GOR (06/3472)
9. Band: Die Marodeure von GOR (06/3521)
10. Band: Die Stammeskrieger von GOR (06/3559)
11. Band: In Sklavenketten auf GOR (06/3612)
12. Band: Die Bestien von GOR (06/3875)

Weitere Bände sind in Vorbereitung, ebenso eine Neuauflage
der früher erschienenen, inzwischen vergriffenen Titel in neuer
Ausstattung von Oliviero Berni.

JOHN NORMAN

DIE NOMADEN VON GOR

4. Band des GOR-Zyklus

Fantasy-Roman

Neuauflage



WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

HEYNE-BUCH Nr. 06/3401
im Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München

Titel der amerikanischen Originalausgabe
NOMADS OF GOR
Deutsche Übersetzung von Thomas Schluck
Das Titelbild schuf Oliviero Berni

3. Auflage

Redaktion: Wolfgang Jeschke
Copyright © 1969 by John Lange
Copyright © by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München
Printed in Germany 1983 scanned by 451F°
Umschlaggestaltung: Atelier Heinrichs & Schütz, München
Gesamtherstellung: Ebner Ulm

ISBN 3-453-30876-X

»Lauf!« rief die Frau mir zu. »Lauf um dein Leben!«

Sie hastete an mir vorbei, eine Bäuerin, in grobes Sackleinen gekleidet. Sie trug einen Bastkorb mit Vulos — gezähmte Tauben, die ihrer Eier wegen gehalten werden. Ihr Mann, eine Kiepe auf dem Rücken, folgte ihr dichtauf. Er machte einen großen Bogen um mich.

»Vorsicht«, sagte er. »Ich trage einen Heimstein.«

Ich trat zurück und machte keine Anstalten, meine Waffe zu ziehen. Obwohl ich der Kaste der Krieger angehörte und er nur ein Bauer war, behindert man nicht ohne weiteres einen Mann, der seinen Heimstein trägt.

Als er erkannte, daß ich ihm nichts antun wollte, blieb er stehen und deutete zum Horizont. »Sie kommen«, sagte er. »Lauf, du Narr! Flüchte dich nach Turia!«

Turia, die Stadt mit den hohen Mauern und den neun Toren, lag inmitten der gewaltigen Prärien, auf die die Wagnvölker Anspruch erhoben. Sie war bisher unbesiegt geblieben.

Unsicher stolperte der Bauer weiter, wobei er immer wieder entsetzte Blicke über die Schulter warf.

In einiger Entfernung machte ich andere Menschen aus, die offensichtlich vor etwas flohen — von Lasten gebeugt, Haustiere vor sich her treibend. Schon stob eine Herde kleiner Kailiauk an mir vorüber, stämmige Graslandtiere, sandfarben, wild, schwer, die breiten Köpfe mit einem dreizackigen Horn versehen; sie hatten keinen Wehrkreis gebildet, in dem sie Jungtiere und Weibchen schützten, nein, auch sie waren geflohen. Hinter ihnen entdeckte ich zwei der sechsbeinigen Präriesleen, kleiner als der Waldsleen, aber ebenso heimtückisch und böse, beide etwa zwei Meter lang, nicht weit davon entfernt einen Tumat, einen großen Laufvogel, dessen gekrümmter Schnabel nur zu deutlich von seinen Freßgewohnheiten zeugte.

Die Wagnvölker erhoben Anspruch auf die südlichen Prärien Gors, vom schimmernden Thassa und den Bergen Ta-Thassa bis hin zu den südlichen Ausläufern der Voltai-Berge, die sich wie das Rückgrat Gors aus der Kruste des Planeten erhoben. Im Norden

behaupteten sie sich sogar bis zu den riedbewachsenen Ufern des Cartius, eines breiten, schnellen Nebenflusses des unvergleichlichen Vosk. Das Land zwischen Cartius und Vosk hatte einmal innerhalb der Grenzen des großen Reiches von Ar gelegen, doch selbst Marlenus, Ubar aller Ubar, hatte es in seiner Amtszeit nicht gewagt, seine Tarnkämpfer nach Süden über den Cartius vorstoßen zu lassen.

In den vergangenen Monaten war ich aus der nördlichen in die südliche Hemisphäre Gors vorgestoßen, zu Fuß, über den Äquator, wobei ich mich durch die Jagd ernährt hatte und zuweilen auch in die Dienste von Handelskarawanen getreten war. Ich hatte das Sardargebirge im Monat Se'Var verlassen, der auf der nördlichen Halbkugel ein Wintermonat ist, und war sehr lange unterwegs gewesen; nun hatte ich dieses Gebiet erreicht — von einigen die Ebene von Turia, von anderen das Land der Wagnenvölker genannt —, und in dieser Hemisphäre herrschte der Herbst. Das will nicht viel besagen, da wohl aufgrund des Gleichgewichts zwischen Land und Wasser auf diesem Planeten keine sonderlichen Unterschiede zwischen den Jahreszeiten festzustellen sind. Andererseits sind Gors Temperaturunterschiede zuweilen extremer als die auf der Erde, was vermutlich auf die gewaltigen windgepeitschten Ebenen dieses Planeten zurückzuführen ist; obwohl Gor kleiner ist als die Erde und dementsprechend eine geringere Anziehung ausübt, mögen seine Landgebiete die meines Heimatplaneten weit übersteigen, obwohl ich das nicht genau weiß; die kartographisch erfaßten Regionen sind zwar gewaltig, stellen aber nur einen geringen Teil der Planetenoberfläche dar.

Einige Minuten beobachtete ich reglos die Tiere und Menschen, die in Richtung Turia flohen. Ich vermochte ihr Entsetzen nicht zu verstehen. Selbst das Herbstgras wogte in gewaltigen Wellen in Richtung Turia und schimmerte dabei in der Sonne wie eine sandfarbene Brandung unter den dahinjagenden Wolken; es war, als suche selbst der Wind Schutz hinter den hohen Mauern der fernen Stadt.

Ich schaute in die Richtung, aus der all die Flüchtenden gekommen waren. In einigen Pasang Entfernung entdeckte ich hohe Rauchwolken, die in die kalte Luft stiegen. Offenbar brannten dort Felder. Die Prärie selbst brannte nicht; nur die Felder von Bauern waren betroffen, die Felder von Menschen, die sich den

Boden urbar gemacht hatten; das eigentliche Präriegras, das den mächtigen Bosk ernährte, blieb verschont.

Auch sah ich in der Ferne Staubwolken wie eine schwarze Gewitterwand, Staub, der unter den Hufen unzähliger Tiere emporwirbelte — zweifellos die Boskherden der Wagenvölker.

Die Wagenvölker treiben keine Landwirtschaft, auch kennen sie keine Produktion von Handelsgütern, wie wir sie haben. Sie sind Hirten und — wie es heißt — Mörder. Sie essen nichts, das mit dem Schmutz der Erde in Berührung gekommen ist. Sie leben vom Fleisch und von der Milch des Bosk. Sie gehören zu den stolzesten Menschengruppen Gors und halten die Stadtbewohner des Planeten für Ungeziefer, für Feiglinge, die sich hinter Mauern flüchten müssen, für arme Seelen, die vor dem freien Himmel Angst haben, die es nicht wagen, sich den offenen, windbewegten Weiten ihrer Welt auszusetzen.

Der Bosk, der die Wagenvölker am Leben erhält, ist ein bisonähnliches Tier, ein riesiges, unförmiges Wesen mit gewaltigem Höckernacken und langem, verfilztem Fell. Er hat einen breiten Kopf und winzige rote Augen, ein Temperament, das dem des Sleen entspricht, und zwei lange, spitze Hörner. Bei größeren Tieren messen diese Hörner von Spitze zu Spitze über zwei Speerlängen.

Die Wagenvölker ernähren sich aber nicht nur vom Fleisch und von der Milch des Bosk; sein Leder bedeckt auch die kuppelähnlichen Wagen, in denen sie leben; seine gefärbten, zusammenge nähten Häute bildeten ihre Kleidung, das Leder des Höckers findet für Schilde Verwendung, seine Sehnen als Bindfaden, seine Knochen und Hörner sind Rohstoff für hundert verschiedene Dinge. Sogar der Dung wird verwertet; man trocknet ihn und verwendet ihn als Brennstoff. Der Bosk wird als Mutter der Wagenvölker bezeichnet, und in dieser Eigenschaft verehren sie ihn. Jeder, der einen Bosk sinnlos tötet, wird erdrosselt oder im Fell jenes Tieres erstickt, das er getötet hat. Hat der Betreffende sogar ein Muttertier mit einem ungeborenen Jungen erwischt, wird er bei lebendigem Leibe vor der Boskherde an einen Pfahl gebunden, und Herde und Wagenkarawane wälzen sich über ihn hinweg.

Der Strom der Flüchtenden nahm ab, nur der Wind blieb, und das Feuer in der Ferne. Plötzlich spürte ich, daß der Boden bebte. Meine Nackenhaare schienen sich aufzurichten. Die Erde erzitterte unter den Hufen der Boskherden. Die Wagenvölker kamen.

Ihre Vorreiter mußten bald in Sicht sein.

Ich hängte meinen Helm über die linke Schulter, wo ich schon ein Kurzsword trug; mit dem linken Arm hielt ich meinen Schild, in der rechten Hand den goreanischen Kriegsspeer.

So begann ich auf die Staubwolke zuzugehen.

2

Dabei fragte ich mich nicht zum erstenmal, was ich, Tarl Cabot, auf der Erde geboren und später Krieger der goreanischen Stadt Ko-ro-ba, der Türme des Morgens, eigentlich hier suchte.

In den langen Jahren seit meinem ersten Besuch auf der Gegenerde hatte ich viele Dinge gesehen und erlebt, hatte manche Gefahren und erstaunliche Situationen überstanden, hatte auch manche Freuden genießen können — doch ich wußte nicht, ob ich je etwas so Unvernünftiges, ja, Törichtes getan hatte wie jetzt.

Vor einigen Jahren waren am Höhepunkt einer seit Jahrhunderten schwelenden Intrige zwei Männer, Angehörige zweier goreanischer Städte, von den Priesterkönigen mit einer geheimen gefährvollen Aufgabe betraut worden — sie sollten einen Gegenstand zu den Wagnvölkern bringen, die nach allgemeiner Auffassung zu den freiesten, isoliertesten und wildesten Volksgruppen des Planeten gehörten — einen Gegenstand, den sie sicher aufbewahren sollten.

Die beiden Gesandten hatten ihre Aufgabe erfüllt, doch sie waren später bei einem Krieg zwischen ihren Städten umgekommen und hatten das Geheimnis ihrer Mission mit ins Grab genommen. Ich selbst hatte im Sardargebirge davon erfahren und hatte den Eindruck, daß außer mir vielleicht nur wenige Angehörige der Wagnvölker die wahre Bedeutung des geheimnisvollen Gegenstands kannten — und um ehrlich zu sein, nicht einmal ich wußte, ob ich ihn erkennen würde, wenn ich ihn zu Gesicht bekam.

Konnte ich, Tarl Cabot, ein Mensch, dieses Objekt finden und es nach dem Wunsch der Priesterkönige ins Sardargebirge zurückbringen, wo es seine einzigartige und einmalige Rolle im Geschick dieser barbarischen Welt spielen mußte?

Ich wußte es nicht. Aber worum handelte es sich bei diesem Gegenstand?

Man könnte ihn als das Ziel heftiger Intrigen bezeichnen, als Quell tiefgreifender Zwistigkeiten unter dem Sardargebirge — Auseinandersetzungen, von denen die Menschen Gors nichts ahnten —, als die kostbare, einzige Hoffnung einer uralten unglaublichen Rasse, als Same, ein Stück lebendiges Gewebe, die schlummernde Fähigkeit zur Wiedergeburt, der Same der Götter, ein Ei — das letzte und einzige Ei der Priesterkönige.

Aber warum setzten sich die Priesterkönige nicht selbst auf seine Spur — mit ihren Flugschiffen und ihren durchschlagenden Waffen und fantastischen Geräten?

Priesterkönige ertragen die Sonne nicht. Sie sind nicht wie die Menschen, und niemand würde sie für Priesterkönige halten. Die Menschen stellten sich die Priesterkönige nach ihrem eigenen Ebenbild vor. Ein Priesterkönig hatte mir einmal gesagt: »Der Mensch ist dem Menschen gegenüber wie ein Lar!; wenn wir es zuließen, würde er auch uns Priesterkönige so behandeln.«

So war ich losgezogen — weil ich von der Bedeutung meiner Mission überzeugt war, und weil sie meinem Freund Misk etwas bedeutete, von dem an anderer Stelle die Rede ist. Ein Großteil seines Lebens galt dem Traum eines neuen Lebens für die Priesterkönige, neuen Nachkommen, einem neuen Anfang.

Ich erinnerte mich an die stürmische Nacht im Schatten des Sardargebirges, als wir uns über seltsame Dinge unterhielten, als ich ihn schließlich verließ und mich beim Anführer meiner Reisegruppe nach dem Weg in das Land der Wagnvölker erkundigte.

Nun hatte ich sie gefunden.

Wenn ich meine Mission erfolgreich abschloß, war das vielleicht die Rettung für meine Mitmenschen, die die Priesterkönige dann weiterhin vor der Selbstvernichtung durch eine unkontrollierte technologische Entwicklung bewahren mochten. Aber der herausragende Grund für meine Bemühungen war meine Freundschaft zu Misk, der ein Priesterkönig war.

Wie sollte ich aber vorgehen? Konnte ich einfach zu den Wagnvölkern kommen, mich als Tar! Cabot aus Ko-ro-ba vorstellen? Sagen: »Ich bringe zwar keine Beweise, keine Referenzschreiben, aber ich komme von den Priesterkönigen und möchte gern den Gegenstand abholen, den ihr für sie verwahrt. Sie möchten ihn nämlich gern zurück haben. Vielen Dank. Auf Wiedersehen«?

Ich lachte. Es war besser, wenn ich zunächst möglichst wenig sagte.

Der Gegenstand war vielleicht gar nicht mehr bei den Wagenvölkern. Außerdem gab es vier Stämme — die Paravaci, die Katai, die Kassars und die gefürchteten Tuchuks. Wer konnte wissen, bei welchem Volk das Ei hinterlegt worden war?

Vielleicht war es versteckt worden und längst vergessen? Vielleicht wurde es angebetet, vielleicht war es ein Sakrileg, auch nur daran zu denken!

Und wenn ich das Ei in meinen Besitz brachte, wie wollte ich es fortschaffen?

Ich hatte keinen Tarn, keinen der wilden Reitvögel dieser Welt; ich hatte auch keinen Tharlarion, wie sie von den Kriegern vieler Städte als Reittier benutzt werden.

Ich war zu Fuß unterwegs auf den baumlosen südlichen Ebenen Gors, auf den Ebenen Turias, im Land der Wagenvölker.

Wie es hieß, brachten die Wagenvölker einen Fremden sofort um. Das Wort für Fremder und Feind ist in der goreanischen Sprache identisch.

Ich mußte mich offen nähern, da ein Anschleichen wegen der Herdensleen unmöglich war — gezähmte Wachtiere, die bei Einbruch der Dunkelheit aus ihren Käfigen gelassen wurden, um die Herden zu bewachen.

Es überrascht mich, wie weit ich noch von den Herden entfernt gewesen war. Zwar sah ich die hochwallenden Staubwolken und spürte das Zittern der Erde schon seit einiger Zeit, aber noch hatte ich mein Ziel nicht erreicht.

Jetzt allerdings hörte ich das Brüllen der Bosks, das vom Wind herangetragen wurde. Staub verdunkelte den Himmel. Gras und Boden schienen unter meinen Füßen zu vibrieren.

Ich kam an brennenden Feldern und Hütten vorbei, an rauchenden Ruinen von Sa-Tarna-Kornkammern, an den niedergerittenen Zäunen von Korralen. Schließlich entdeckte ich am Horizont eine gezackte Linie, höckrig dahinrollend wie eine wogende Flut, wie eine lebendige Woge, die aus der Erde aufzusteigen schien und in einem gewaltigen Bogen sich weiterwägend von einer Ecke des Blickfelds bis zur anderen erstreckte. Die Herden der Wagenvölker, die den Staub wie Flammen zum Himmel züngeln ließen; wie ein Gletscher aus Fell und Hörnern, der sich über die Prärie in meine Richtung schob.

Und dann sah ich den ersten Vorreiter, der mir ohne Eile entgegenkam. Ich machte die schlanke Linie seiner Lanze aus, die er auf dem Rücken trug.

Ich erkannte einen kleinen runden Lederschild, der schwarz lackiert zu sein schien; er trug einen konischen fellbesetzten Eisenhelm, ein farbiges Kettennetz schützte sein Gesicht und ließ nur die Augen frei. Er war mit einer gefütterten Jacke bekleidet; sie war pelzbesetzt und hatte einen Pelzkragen; seine Stiefel bestanden aus Boskleder und waren ebenfalls pelzgesäumt; um die Hüften trug er einen breiten Gürtel.

Er saß sehr aufrecht im Sattel. Die Lanze blieb auf dem Rücken, aber in der Rechten hielt er den kleinen, kräftigen Hornbogen der Wagnvölker, und am Sattel befand sich ein lackierter, rechteckiger Köcher, der bis zu vierzig Pfeilen enthalten konnte. Am Sattel hing auch ein zusammengerolltes Lasso aus geflochtenem Boskleder, und auf der anderen Seite eine lange Bola mit drei Gewichten, die für die Jagd auf Tumits und Menschen bestimmt ist; am eigentlichen Sattel, und zwar auf der rechten Seite, was darauf hindeutete, daß der Reiter Rechtshänder war, befanden sich die sieben Scheiden für die fast legendären Quivas, die ausbalancierten Sattelmesser der Prärie. Es hieß, daß die Nachkommen der Wagnvölker im Gebrauch des Bogens, der Quiva und der Lanze unterwiesen wurden, noch ehe sie einen Namen erhielten.

Die Wagnvölker führten oft Krieg untereinander, aber einmal in zehn Jahren kommen alle Völker zusammen, und in diesem Jahr war es wieder soweit. Bei den Wagnvölkern heißt diese Zeit das Omenjahr, obwohl es sich dabei nicht um ein ganzes Jahr, sondern nur um eine Jahreszeit handelt. Die Wagnvölker rechnen das Jahr von der Zeit des Schnees bis zur Zeit des Schnees; das Omenjahr dauert mehrere Monate und besteht aus drei Phasen — der Passage von Turia, die im Herbst stattfindet, aus dem Überwintern, das nördlich von Turia und südlich des Cartius stattfindet, wobei der Äquator in dieser Hemisphäre natürlich im Norden liegt; und aus der Rückkehr nach Turia im Frühling oder, wie die Wagnvölker sagen, zur Zeit des Kurzen Grases. Nahe der Stadt Turia, im Frühling, wird das Omenjahr dann abgeschlossen; dort werden die Omen ausgesprochen, gewöhnlich von mehreren hundert Haruspexen, die Boskblut und Verrleber lesen, um zu bestimmen, ob die Zeichen günstig stehen für die Wahl eines Ubar San, eines Hohen Ubar für alle Wagnvölker.

Wie ich gehörte hatte, waren die Omen jedoch seit über hundert Jahren nicht mehr günstig gewesen. Ich vermutete, daß dies an den Feindseligkeiten und Streitereien zwischen den Völkern liegen mochte, die eigentlich gar keine Einigkeit wollten. Die Haruspexe mußten sich dieser Tatsache bewußt sein. Außerdem wäre es für Turia oder die anderen Städte im Norden nicht gut gewesen, wenn sich die isolierten wilden Völker der Ebenen unter einem Banner vereint und ihre Herden nach Norden getrieben hätten — aus den trockenen Ebenen auf die saftigeren Weiden der Täler des östlichen Cartius und vielleicht sogar weiter den Vosk hinauf.

Vor tausend Jahren, so hieß es, hatten die Wagnvölker schon einmal Tod und Vernichtung bis vor die Tore Ars und Ko-ro-bas getragen.

Der Reiter hatte mich bereits von weitem gesehen und ritt langsam auf mich zu. Das Reittier der Wagnvölker, in den nördlichen Gegenden unbekannt, ist die erschreckende, aber schöne Kaiila. Es ist ein fleischfressendes, hochmütiges Wesen mit seidigem Fell, langem Hals und sanftem, anmutigem Gang. Es ist lebendgebärend und zweifellos ursprünglich ein Säugetier, obwohl die Jungen nicht gesäugt werden. Die Jungtiere beginnen kurz nach der Geburt zu jagen. Es gehört zu den Instinkten der Mutter, ihre Kinder grundsätzlich in der Nähe von Beutetieren zur Welt zu bringen. Bei der gezähmten Kaiila wurde eine gefesselte Verr oder ein Gefangener dem neugeborenen Tier zum Fraße vorgeworfen.

Die Kaiila ist sehr beweglich und somit dem langsameren bedächtigeren Tharlarion überlegen. Sie braucht auch weniger Nahrung als ein Tarn.

Der Kopf der Kaiila weist zwei große Augen auf, die von dreifachen Lidern gegen die Sandstürme in den Prärien geschützt werden.

Der Reiter hatte seine Kaiila nun gezügelt und wartete auf weitere drei Krieger, die hinter ihm aufgetaucht waren und mich nun einzukreisen begannen. Zu meiner Linken bezog ein Mann mit gelblackiertem Schild Position. Er trug ein Windtuch als Mundschutz vor dem Gesicht. Ein Kataii, sagte ich mir. Der dritte Reiter hatte einen roten Schild. Das Blutvolk also, die Kassars.

Ich wandte mich um und war nicht überrascht, den vierten Reiter hinter mir zu entdecken. Er trug einen Umhang aus weißem Fell und eine weiße Kappe, die den konischen Metallhelm locker

verhüllte. Das Leder seines Wamses war schwarz. Seine Gürtelschnalle bestand aus Gold. Die Lanze hatte einen Widerhaken, mit dem er einen berittenen Gegner aus dem Sattel zerren konnte. Um den Hals trug er ein breites Juwelenband. Ich sollte später erfahren, daß es sich hierbei um eine Herausforderung an die Gegner handelte; sie soll zu einem Angriff animieren, damit der Reiter sein Waffengeschick unter Beweis stellen kann, ohne lange nach Gegnern zu suchen. Nach der Aufmachung handelte es sich um einen Paravaci, um einen Angehörigen des Reichen Volkes, des reichsten Wagnvolkes.

»Tal!« rief ich und hob meine Hand. »Ich bin Tarl Cabot und komme in Frieden!«

Ich sah, wie die Kaiila erstarrten, ihre Flanken zu zittern begannen.

»Sprecht ihr Goreanisch?« rief ich.

Die Lanzen zuckten herab. Die Speere der Wagnvölker sind flexibel und leicht, dabei scharf wie Schwerter; sie werden mit einer Schlaufe gehalten, damit sie auch im Nahkampf nicht verlorengelassen werden. Sie werden selten geworfen.

Der Mann hinter mir sagte in stark gefärbtem Goreanisch: »Ich bin Tolnus von den Paravaci.« Von links ertönte der Schrei: »Und ich bin Conrad von den Kassars!« Rechts dröhnte ein Lachen: »Ich bin Hakimba von den Kataii!« Die Reiter zogen ihre Windtücher herab. Auch der Reiter vor mir hob seine farbige Kettenmaske in die Höhe.

Ich schaute in die Gesichter von vier Männern, Krieger der Wagnvölker. Jedes dieser Gesichter wies parallele farbige Narben auf, die mich an die Gesichtszeichen primitiver Erdvölker erinnerten. Hier jedoch schienen zeremonielle Gründe ausschlaggebend zu sein, Zeichen des Ruhms und des Status, der Arroganz und des Stolzes. Die Narben waren mit Nadeln und Messern eingeritzt und mit Pigmenten und Boskdung in die Haut gegerbt worden, paarweise angeordnet, von der Wange in Richtung Nase verlaufend. Jeder der Männer hatte solche Narben, jedoch anders geordnet. Der Anblick dieser Narben, dieser häßlichen, erschreckenden Zeichen, die vielleicht auch Feinde einschüchtern sollten, ließ mich einen Augenblick daran denken, daß die Wagnvölker vielleicht gar keine Menschen waren, sondern Angehörige einer fremden Rasse, Wesen, die von den Priesterkönigen aus irgendeinem unerfindlichen Grund auf diese Welt gebracht worden waren. Aber ich

erinnerte mich rechtzeitig an die alten Gerüchte über den schrecklichen Narbenkodex der Wagnvölker, wonach jede Narbe eine Bedeutung hatte, die von den Angehörigen der Paravaci, der Kasars, der Kataii und der Tuchuks klar abgelesen werden konnte, als hätten sie ein Buch vor sich. Damals wußte ich nur von der Mutnarbe, die sich stets ganz oben befindet und ohne die es keine anderen Narben gibt. Die Wagnvölker schätzen Mut über alles.

Nun hob der Mann vor mir seinen kleinen lackierten Schild. »Hör meinen Namen!« rief er. »Ich bin Kamchak von den Tuchuks!«

Kaum hatte er geendet, kaum hatten die Männer ihre Namen genannt, als sich auch schon alle vier Kaiila wie auf ein geheimes Zeichen in Bewegung setzten und sich wutschnaubend auf mich stürzten. Die Reiter waren nach vorn gebeugt, die Lanzen weit vorgestreckt, bemüht, mich als erster zu erreichen.

3

Den Tuchuk hätte ich mit meinem schweren goreanischen Kriegsspeer vielleicht töten können — die anderen aber hätten dann ein leichtes Spiel mit mir gehabt. So setzte ich im letzten Augenblick alles auf den Respekt der Wagnvölker vor dem Mut eines Mannes und machte keine Anstalten, mich zu verteidigen. Das Herz schlug mir bis zum Hals, doch ohne mir etwas anmerken zu lassen, ja, mit verächtlichem Gesichtsausdruck wartete ich den Angriff ab.

Im letzten Augenblick, wenige Handbreiten vor mir, zuckten die Lanzen zurück und die Kaiila wurden gezügelt.

»Aieeee!« schrie der Krieger der Kataii.

Ich hatte mich nicht bewegt. »Mein Name ist Tarl Cabot«, sagte ich. »Ich komme in Frieden.«

Die vier Reiter zogen sich zurück und berieten sich. Ich stützte mich auf meinen Speer und gähnte ostentativ.

Mein Puls raste. Hätte ich mich bewegt, wäre ich jetzt nicht mehr am Leben. Ich hätte natürlich kämpfen können, aber es entsprach nicht meiner Absicht, mich den Wagnvölkern als Feind vorzustellen.

Endlich löste sich der Tuchuk von den drei anderen Kriegern und verhielt seine Kaiila ein Dutzend Schritte vor mir.

»Du bist ein Fremder«, sagte er. »Du trägst keine Insignien. Wie war der Name der Stadt, aus der du kommst?«

»Ich komme aus Ko-ro-ba.«

Die Männer gerieten in Bewegung. »Ich habe von Ko-ro-ba singen hören«, sagte der Tuchuk grinsend.

Vor langer Zeit hatten sich Ar und Ko-ro-ba erfolgreich gegen eine Invasion der Wagnvölker aus dem Süden gewehrt, und die Erinnerung an diesen Kampf mochte bei den Wagnvölkern noch wach sein.

»Was suchst du bei den Wagnvölkern?«

»Wie du siehst, trage ich keine Insignien.«

Der Tuchuk lachte. »Du bist ein Narr, wenn du bei den Wagnvölkern Schutz suchst.«

Ich hatte ihn überzeugt, daß ich tatsächlich ein Geächteter war, ein Flüchtling.

»Kämpfen wir«, sagte ich.

»Korobaner«, schaltete sich der Kassar ein. »Hast du keine Angst vor unseren Lanzen gehabt?«

»Doch«, sagte ich wahrheitsgemäß.

»Aber du hast deine Angst nicht gezeigt. Das scheint mir wahrer Mut zu sein. Hoffentlich fällt die Lanze mir zu.«

Ich blickte ihn verständnislos an.

»Wo sind deine Männer?« fragte nun der Kataii. »Willst du spionieren?«

»Ich bin kein Spion«, sagte ich. »Und ich bin allein.«

»Die Turianer haben dich geschickt.«

»Nein — ich komme in Frieden.«

»Weißt du, daß die Wagnvölker jeden Fremden umbringen?« wollte der Paravaci wissen.

»Ja, ich habe davon gehört.«

»Das Gerücht stimmt«, sagte er, und die vier Reiter ritten einige Schritte davon.

Der Tuchuk nahm seine lange, schmale Lanze und steckte sie mit der Spitze nach oben in den Boden. Langsam begannen die vier Krieger nun im Kreis zu reiten, um die Lanze herum. Sie waren bereit, die Waffe in dem Augenblick zu greifen, da sie umzusinken begann.

Der Wind schien zuzunehmen.

Ich wußte, daß es eine Ehre für mich war — daß die Krieger meine Haltung anerkannten und nun das Los entscheiden ließen, wer mich gewann, wessen Waffen mein Blut fließen lassen würden, unter wessen Kaiila ich zertrampelt werden sollte.

Ich sah, wie die Lanze zitterte, bemerkte die Spannung der Krieger, die die Spitze nicht aus den Augen ließen. Bald mußte sie fallen.

Inzwischen waren die Herden nähergekommen; ich konnte schon die einzelnen Tiere erkennen, auch Reiter, die auf ihren schnellen Kaiila die Herden bewachten.

Bald würden die Tiere im Kreis geführt, bis sie zur Ruhe kamen und über Nacht friedlich grasen durften. Die Wagen folgten der Herde. Die Herde bildet einen schützenden Keil für die Wagen, von denen es zahllose geben soll, während die Herden selbst oft als unendlich groß bezeichnet werden. Aber beides stimmt nicht, denn die Ubar der Wagnvölker wissen sehr wohl die Zahl ihrer Wagen und der gekennzeichneten Tiere; jede Herde besteht übrigens aus mehreren kleineren Herden mit eigenen Reitergruppen. Ich roch jetzt die Tiere, diesen satten, frischen, durchdringenden Geruch, vermischt mit dem Duft zertrampelten Grases und aufgewühlter Erde, das Aroma des Dungs, Urins und Schweißes von über einer Million Tieren. Die großartige Vitalität dieses Geruchs, der manche Menschen abstößt, verblüffte und erregte mich — war mir ein Zeichen für das Pulsieren des Lebens, widerstandsfähig, grob, überschäumend, unbesiegbar, primitiv, schnaubend, animalisch — eine Lawine aus Gewebe und Blut, ein großartiger, unaufhaltsamer Katarakt des Atmens und Stampfens und Sehens und Fühlens auf der süßen, gewellten, windzerzausten Mutter Erde. Ich spürte in diesem Augenblick, was der Bosk den Wagnvölkern bedeutete.

»Ho!« hörte ich einen Aufschrei, und als ich herumfuhr, sah ich die schwarze Lanze fallen, die im nächsten Augenblick von der Faust des narbenbedeckten Tuchukkriegers umschlossen wurde.

Der Tuchukkrieger hob triumphierend die Waffe, griff gleichzeitig durch die Halteschlinge und riß sein Reittier herum. Die Kaiila stürmte auf mich zu, der Ritter hing tief im Sattel, hielt die Lanze gesenkt. Die schmale flexible Lanze traf meinen siebenschichtigen goreanischen Schild und ließ Funken aus der Metallumrandung sprühen. Ich selbst hatte meinen Speer nicht geworfen, denn ich wollte den Tuchuk nicht töten.

Trotz der Schnelligkeit des Angriffs hatte der Krieger kaum zwei Meter hinter mir sein Tier herumgerissen und gab nun seiner Kaiila die Zügel frei, damit mich das Tier mit seinen Fängen attackieren konnte.

Ich stieß mit dem Speer zu und versuchte, das zuschnappende Maul des kreischenden Tieres abzuwehren. Die Kaiila schlug zu, zog sich zurück und zuckte erneut zum Angriff vor. Die ganze Zeit über versuchte mich der Tuchuk mit seiner Lanze zu erreichen. Viermal wurde ich getroffen, doch den Stößen fehlte die Kraft, um mich entscheidend zu verletzen. Im nächsten Augenblick packte das Tier meinen Schild, zerrte ihn hoch und begann ihn zu zermalmen. Dann schleuderte es ihn zur Seite.

Der Tuchuk lachte. Ich machte meinen Speer wurfbereit.

Vorsichtig begann mich das Tier zu umkreisen. Ich sollte später erfahren, daß Kaiila darauf trainiert werden, einem geschleuderten Speer auszuweichen. Auch ohne das zu wissen, war ich zuversichtlich, mein Ziel auf so kurze Entfernung nicht zu verfehlen. Andererseits hatte ich nicht den Wunsch, das Tier oder seinen Reiter umzubringen.

Zur Verblüffung des Tuchuks und der anderen warf ich den Speer fort.

Mein Gegner nahm seine Lanze und schlug damit anerkennend gegen seinen Schild. Die anderen Krieger folgten seinem Beispiel. Dann trieb der Tuchuk seine Lanze in den Boden und hängte seinen schimmernden Schild daran. Ich sah, wie er eine der Quivas aus der Sattelscheide zog und die lange Bola mit den drei Gewichten zur Hand nahm.

Zur Begleitung eines langsamen, gutturalen Kriegerliedes begann er die Bola zu schwingen. Diese Waffe besteht aus drei langen Lederschnüren, jede etwa anderthalb Meter lang, die am Ende in Ledersäcken mit runden Metallgewichten auslaufen. Ge-

schickt geschleudert, kann sie fast jedes Opfer erlegen, das sie in Sekundenbruchteilen umwickelt. Der Krieger springt sodann blitzschnell von seiner Kaiila und vollendet sein Werk mit der Quiva.

Die Bola des Tuchuks wirbelte, der Krieger stieß einen Schrei aus und gab seiner Kaiila die Sporen — dann surrte die Bola los, fast unsichtbar in der Luft. Anstatt mich zu Boden zu werfen, trat ich der heranfliegenden Bola mit der Klinge eines korobanischen Kurzschwertes entgegen und durchschnitt mit einem blitzschnellen Hieb die gespannten Lederbänder, wodurch die Metallgewichte in allen Richtungen davonflogen. Als der Tuchuk von seinem Reittier sprang, die Quiva stoßbereit erhoben, sah er sich unerwartet einem kampfbereiten Krieger aus Ko-ro-ba gegenüber.

Die Quiva drehte sich so schnell, daß ich kaum merkte, wie der Arm zurückzuckte, um die scharfe Waffe zu schleudern.

Ich reagierte gerade noch rechtzeitig mit meinem Schwert und schlug das heranschwirrende Geschoß zur Seite.

Verblüfft stand der Tuchuk vor mir. Ich hörte die anderen Krieger anerkennend murmeln. Mein Gegner nahm seinen Helm ab und warf ihn ins Gras. Er riß seine Jacke auf und bot mir die nackte Brust. »Gut gemacht«, sagte er. Dann blickte er ein letztesmal zum Himmel auf.

Ich trat vor ihn hin und setzte ihm meine Schwertspitze auf die Brust. Er rührte sich nicht.

»Ich bin Tarl Cabot«, sagte ich. »Ich komme in Frieden.« Dann stieß ich meine Klinge zurück in die Scheide.

Einen Augenblick lang war der Tuchuk wie erstarrt. Er musterte mich ungläubig und warf dann plötzlich den Kopf zurück und lachte, bis ihm Tränen übers Gesicht liefen. Er sank zusammen und schlug sich mit den Fäusten auf die Knie. Schließlich richtete er sich wieder auf und wischte sich mit dem Handrücken die Tränen ab.

Er beugte sich nieder und nahm eine Handvoll Schmutz und Gras auf — das Land, auf dem die Bosks grasen, das Land, das den Tuchuks gehört. Der Krieger grinste und legte seine Hand unter die meine, so daß unsere beiden Hände, die Erde und Gras hielten, verschränkt waren.

»Ja«, sagte der Krieger, »komm in Frieden in das Land der Wagnvölker.«

Ich folgte dem Krieger Kamchak in das Lager der Tuchuks.

Dabei wurden wir fast von sechs Reitern auf Kailas umgeritten, die zwischen den dichtstehenden Wagen an uns vorüberdonnerten. Hier und dort liefen Kinder herum. Tuchukfrauen, ohne Schleier und in langen Lederkleidern, die Haare zu Zöpfen geflochten, kümmerten sich um riesige Kochtöpfe. Sie wiesen keine Narben auf, trugen jedoch durch die Nase einen Ring — wie die Bosk. Ich hörte einen Haruspex zwischen den Wagen singen. An einem Feuer tanzte ein Tuchuk, die Hände in die Hüften gestemmt.

Die Tuchuks und die anderen Wagnvölker verehren die Priesterkönige, aber im Gegensatz zu den Goreanern in den Städten vollzieht sich das nicht auf förmliche Art. Heilig sind dem Tuchuk auch viele andere Dinge — so der Bosk und die Geschicklichkeit mit den Waffen —, doch am meisten beeindruckt ihn der Himmel, der einfache riesige, schöne Himmel, von dem der Regen strömt, der nach den Mythen der Wagnvölker die Erde und die Bosks und die Tuchuks formte. Wenn der Tuchuk betet, betet er zum Himmel, fordert von ihm Sieg und Glück für sich und Niederlage und Elend für den Feind. Der Tuchuk betet übrigens nur, wenn er im Sattel sitzt und seine Waffen zur Hand hat — so wie ein Krieger zu seinem Ubar aufblickt. Die Frauen der Wagnvölker dürfen nicht beten; sie wenden sich dafür an die Haruspexe, die für annehmbare Preise Horoskope und Talismane feilbieten.

Als wir zwischen zwei Wagen durchkamen, schrak ich zurück. Ein sandfarbener Präriesleer warf sich neben mir gegen die Gitterstäbe seines Käfigs, fauchte und hieb mit seiner sechszackigen Klaue nach mir. Es waren weitere vier Sleens in dem Käfig, und sie wanderten unruhig hin und her. Sie werden bei Einbruch der Dunkelheit freigelassen, um die Herden zu bewachen. Sie werden auch eingesetzt, wenn ein Sklave entflieht, denn die Sleens sind geschickte, ausdauernde Spurensucher.

Überrascht drehte ich mich um, als das Klingeln von Sklaven-glöckchen ertönte und ich ein Mädchen mit einer Last zwischen den Wagen erblickte.

Kamchak war meinem Blick gefolgt und lachte leise.

»Sie ist aus Turia«, sagte er. »Ihr Herr traut ihr nicht.«

Ich runzelte die Stirn.

»Turianische Mädchen sind stolz«, fuhr Kamchak fort. »Sie ge-

ben ausgezeichnete Sklavinnen ab. Aber nachts muß man sie unter dem Wagen anketten.«

Wir ritten weiter.

Die Wagen dieser Nomaden, zu Hunderten und Tausenden aufgefahren, bieten in ihren leuchtenden Farben einen großartigen Anblick. Zu meiner Überraschung waren die Fahrzeuge fast quadratisch, wobei jedes die Größe eines geräumigen Zimmers hat. Jedes wird von einem Doppelgespann Bosks gezogen, von insgesamt acht Tieren. Die Gespanne sind an zwei Zugstangen festgemacht, die miteinander durch Temholz, ein besonders hartes, aber flexibles Material verbunden sind. Auch die Achsen der Wagen bestehen aus Temholz.

Der Wagenkasten, der fast zwei Meter hoch liegt, besteht aus schwarzen lackierten Temholzplanken. Innerhalb des quadratischen Wagenkastens ist ein rundes zeltartiges Gerippe angebracht, das mit angemalten und eingefetteten Boskhäuten bespannt ist. Diese Häute werden fantasievoll bemalt und sind mit individuellen Mustern versehen, wobei jeder Wagen die anderen an Kühnheit und Glanz zu überbieten versucht. Das runde Zeltskelett erhebt sich etwas innerhalb des Wagenkastens, so daß der Wagen — fast wie bei einem Schiff — von einem Rundgang umgeben ist. Die Flanken des Wagenkastens sind übrigens hier und dort mit Schießscharten versehen, denn der kleine Hornbogen der Wagnvölker läßt sich nicht nur aus dem Sattel abschießen, sondern auch in der Enge eines Wagens.

Zu den auffälligsten Details dieser Wagen gehören die Räder, die riesig sind. Die Hinterräder haben einen Durchmesser von etwa drei Metern; die Vorderräder sind wie bei den Conestogawagen etwas kleiner, vielleicht zweieinhalb Meter; die größeren Hinterräder versinken nicht so leicht in weichem Boden; die kleineren Vorderräder, die den ziehenden Bosks näher sind, machen das Gefährt besser manövrierbar. Die Räder bestehen aus geschnitztem Holz und sind wie die Wagenhäute fantasievoll bemalt. Dicke Streifen Boskleider bilden die Fahrflächen und werden drei- bis viermal im Jahr erneuert. Der Wagen wird mit acht Zügeln gelenkt, je zwei für die vier Leittiere. Gewöhnlich werden die Wagen jedoch wie Tandems zu langen Fahrketten verbunden und nur die führenden Wagen werden gesteuert, während die anderen, durch Leinen verbunden, einfach nachfolgen. Oft wird ein Wagen

auch durch eine Frau oder einen Jungen gelenkt, der neben dem Leittier einhergeht.

Das Innere der Wagen, die fest zugeschnürt werden, ist meist prunkvoll ausgestattet — mit herrlichen Teppichen ausgelegt, voller Truhen und Seidenstoffe und Beutestücken aus überfallenen Karawanen, erhellt durch Tharlarionöllampen, deren goldenes Licht sich in den seidenen Kissen spiegelt. In der Mitte des Wagens befindet sich eine kleine flache kupferne Feuerschale mit einem Grill. Hier wird auch gekocht, obwohl diese Feuerstelle in erster Linie für Wärme sorgen soll. Der Rauch zieht durch ein Loch am höchsten Punkt der Kuppel ab, ein Loch, das geschlossen bleibt, wenn die Wagen in Bewegung sind.

Plötzlich dröhnten Kailahufe neben mir, und ich wich zurück.

»Zur Seite, du Dummkopf!« rief eine Mädchenstimme, und zu meiner Verblüffung entdeckte ich im Sattel des nervös tänzelnden Tiers, das mich fast zu Boden geworfen hätte, ein strahlend schönes Geschöpf, das ärgerlich an den Zügeln zerrte.

Sie unterschied sich sehr von den anderen Frauen der Wagenvölker, die ich bisher gesehen hatte — den stämmigen Gestalten mit geflochtenem Haar, die sich über ihre Kessel beugten.

Das Mädchen trug einen kurzen Lederrock, der seitlich geschlitzt war, damit sie im Kaila-Sattel Platz nehmen konnte; ihre Lederbluse war ärmellos, und um ihre Schultern lag ein rotes Cape. Ihr schwarzes Haar war mit einem roten Tuch zurückgebunden. Ihre Haut war hellbraun, und ihre Augen funkelten schwarz.

»Was für ein Narr ist das?« fragte sie Kamchak.

»Er ist kein Narr«, sagte Kamchak, »sondern Tarl Cabot, ein Krieger, der Gras und Erde mit mir gehalten hat.«

»Er ist ein Fremder«, sagte sie. »Er müßte getötet werden!«

Kamchak grinste sie an, und das Mädchen schnaubte verächtlich, riß ihr Tier herum und galoppierte davon.

»Sie heißt Hereena und gehört dem Ersten Wagen an«, erklärte mir Kamchak.

»Was heißt das?«

»Du weißt wohl nur wenig über die Wagenvölker. Wenn man dem Ersten Wagen angehört, ist man im Haushalt von Kutaituchik.«

Ich wiederholte langsam den Namen. »Und er ist Ubar der Tuchuks?«

»Sein Wagen ist der Erste Wagen«, sagte Kamchak lächelnd,

»Und es ist Kutaituchik, der auf dem Thron der grauen Robe sitzt, auf dem Thron der Tuchuks.«

So erfuhr ich den Namen des Mannes, der wohl Ubar aller Tuchuks war.

»Du wirst irgendwann auch einmal zu Kutaituchik gebracht«, sagte Kamchak. »Ich selbst muß oft in den Wagen des Ubar.«

Daraus schloß ich, daß Kamchak bei den Tuchuks großes Ansehen genoß und einige Verantwortung trug.

»Und das Mädchen ist eine Tochter Kutaituchiks?«

»Nein«, sagte Kamchak. »Sie ist nicht mit ihm verwandt.«

»Sie schien so anders als die anderen Tuchukfrauen.«

Kamchak lachte. »Natürlich — sie ist auch dazu aufgezogen worden, als Preis in den Spielen des Liebeskrieges zu dienen.«

»Den — was?« fragte ich.

»Hast du die Ebene der Tausend Pfähle noch nicht gesehen?«

»Nein«, sagte ich.

Ich wollte Kamchak gerade um eine nähere Erklärung bitten, als wir lautes Geschrei und das Quietschen einer Kaiila hörten. Kamchak hob den Kopf und lauschte auf das Rufen der Männer und die Schreie von Frauen und Kindern. Eine Trommel begann zu schlagen, und jemand blies auf einem Boskhorn.

»Man hat einen Gefangenen ins Lager gebracht«, sagte Kamchak.

Kamchak ging zwischen den Wagen hindurch auf den Lärm zu, und ich folgte ihm. Auch andere Tuchuks drängten in unsere Richtung. Wir wurden von bewaffneten Dienern gestoßen, von Jungen mit noch narbenlosen Gesichtern, von ledergekleideten Frauen, die ihre Feuer im Stich ließen, von wilden, halbnackten Kindern und turianischen Sklavenmädchen, die sehen wollten, was es mit dem Horn und der Trommel auf sich hatte.

Wir erreichten eine breite Grasstraße, eine Scheide zwischen den Wagen, eine Art Zentrum in der Stadt aus Harriga oder Boskwagen.

Zahlreiche Tuchuks und Sklaven drängten sich in dieser Straße, Handaufleger und Haruspexe, Sänger und Musiker und hier und

dort auch fliegende Händler, die gelegentlich von den Tuchuks zugelassen werden, weil ihre Waren willkommen sind. Wie ich später erfuhr, trug jeder dieser Männer ein winziges Brandmal auf dem Unterarm, ein Zeichen in der Form von Boskhörnern, das dem Betreffenden freie Durchfahrt auf den Ebenen der Wagenvölker gestattet. Die Schwierigkeit lag natürlich darin, dieses Brandzeichen zu erlangen. Wenn bei einem Säger das Lied keinen Gefallen fand oder die Waren eines Händlers abgelehnt wurden, hatte das meist den Tod zur Folge.

Jetzt erblickte ich weiter unten auf der breiten Grasbahn zwei Kailareiter, die auf uns zukamen. Eine Lanze war zwischen ihnen befestigt, etwa anderthalb Meter über dem Boden. Und zwischen den beiden Reittieren, an die Lanze gefesselt, die Hände auf dem Rücken gebunden, stolperte ein Mädchen.

Ich war verblüfft, denn dieses Mädchen war nicht wie eine Go-reanerin gekleidet — sie war sicher nicht aus irgendeiner Stadt der Gegererde, auch nicht eine Bäuerin der Sa-Tarna-Felder oder aus den Weinbergen, auf denen die Ta-Trauben gezüchtet werden, es war auch kein Mädchen der Wagenvölker.

Kamchak trat in die Mitte der breiten Straße, hob eine Hand, und die beiden Reiter zügelten ihre Tiere.

Das Mädchen keuchte atemlos und zitterte am ganzen Körper. Sie wäre zu Boden gesunken, wenn die Lanze sie nicht gehalten hätte. Ihre Augen wirkten seltsam glasig. Ihre Kleidung war verschmutzt und zerrissen, die Schuhe baumelten ihr um den Hals, gelbe Nylonstrümpfe hingen in Fetzen um ihre Waden.

Auch Kamchak schien überrascht von der seltsamen Kleidung, ganz besonders aber von dem breiten Lederkragen, den die Fremde um den Hals genäht trug.

Kamchak trat vor das Mädchen hin und nahm ihren Kopf in beide Hände. Sie hob den Blick, und als sie so plötzlich in das wilde, narbige Gesicht starrte, schrie sie hysterisch auf und versuchte sich loszureißen, aber ihre Fesseln waren zu stark. Sie wimmerte und warf den Kopf hin und her. Es war offensichtlich, daß sie ihren Augen nicht traute, daß sie ihre Umgebung nicht begriff.

Sie hatte dunkles Haar und dunkelbraune Augen. Sie schrie auf, als Kamchak ihr die Schuhe von den Schultern riß. Sie waren orangefarben, hatten hohe Absätze und trugen eine

Aufschrift, die für einen Goreaner unleserlich sein mußte — eine englische Aufschrift.

Das Mädchen versuchte zu sprechen. »Ich heiße Elizabeth Cardwell«, sagte sie. »Ich bin amerikanische Staatsbürgerin. Ich wohne in New York City.«

Kamchak starrte die Reiter verblüfft an. Auf Goreanisch sagte einer der beiden: »Sie ist eine Barbarin. Sie kann kein Goreanisch.«

Ich dachte mir, daß es sicher am besten war, wenn ich vorläufig den Mund hielt.

Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Wie war es möglich, daß ein Mädchen von der Erde zu den Tuchuks gebracht wurde? Hatten die Priesterkönige das Mädchen auf diese Welt geholt? War sie das Opfer einer Akquisitionsreise? Aber angeblich waren diese doch nach dem kürzlichen unterirdischen Krieg der Priesterkönige gestoppt worden. Hatte man die Reisen schon wieder aufgenommen? Gewiß war dieses Mädchen noch nicht lange auf Gor, vielleicht erst seit Stunden. Aber wenn die Priesterkönige wieder Akquisitionsreisen durchführten — warum? Steckten womöglich andere Priesterkönige dahinter — war vielleicht etwas Bestimmtes beabsichtigt, etwas, das mit mir zu tun hatte?

Plötzlich warf das Mädchen den Kopf in den Nacken und schrie hysterisch: »Ich bin wahnsinnig! Ich bin wahnsinnig!«

Ich hielt es nicht mehr aus und sagte: »Nein, es ist alles in Ordnung mit Ihnen.«

Das Mädchen starrte mich an, während die Tuchuks verblüfft die Köpfe wandten.

Ich sagte zu Kamchak: »Ich verstehe ihre Sprache.«

Einer der Reiter richtete seine Lanze auf mich und rief aufgeregt: »Er spricht ihre Sprache!«

»Bitte!« flehte das Mädchen. »Helfen Sie mir!«

»Sie müssen still sein«, sagte ich.

Ich wußte nur zu gut, was jetzt geschehen würde, was das Schicksal jeder Frau war, die in die Hände goreanischer Männer fiel. Sie war eine Gefangene, die ihrem Schicksal als Sklavin nicht entgehen konnte.

Kamchak trat vor sie hin, betastete ihr gelbes Kleid und riß es ihr vom Leib.

»Bitte«, flehte das Mädchen und wandte sich an mich.

Aber ich konnte nichts unternehmen.

Kamchak hob die Kleidung vom Boden auf, rollte sie zusammen und schickte eine Frau damit fort. Das gefesselte Mädchen sah hilflos zu, wie das Bündel, ihre ganzen Besitztümer aus der alten Welt, zu einem Kochfeuer gebracht und in die Flammen geworfen wurden.

»Nein, nein!« schrie sie.

»Sag ihr«, wandte sich Kamchak an mich, »daß sie schnell Go-reanisch lernen muß, wenn sie nicht sterben will.«

Ich übersetzte, und die Fremde schüttelte heftig den Kopf. »Sagen Sie den Leuten, daß ich Elizabeth Cardwell heiße. Ich weiß nicht, wo ich bin — ich will zurück nur in meine Heimat. Ich bin amerikanische Staatsbürgerin und in New York City zu Hause — ich zahle Ihnen alles, jeden Betrag, ich ...«

»Aber Sie haben nichts«, antwortete ich, und sie errötete. »Außerdem haben wir gar nicht die Möglichkeit, Sie wieder nach Hause zu bringen.«

»Wieso?« wollte sie wissen.

»Haben Sie nicht den Unterschied der Schwerkraft bemerkt — auch daß die Sonne hier ganz anders aussieht?«

»O nein!« jammerte sie.

»Sie sind hier nicht auf der Erde«, sagte ich. »Sie sind auf Gor — auf einer zweiten Erde vielleicht, jedenfalls nicht auf Ihrer Heimatwelt. Sie sind auf einem anderen Planeten.«

Sie schloß die Augen und begann zu stöhnen. »Aber wie ... wie ...«

»Das weiß ich nicht.«

Kamchak stieß mich ungeduldig in die Seite.

»Was hat sie gesagt?« fragte er.

»Sie ist natürlich sehr durcheinander«, sagte ich. »Sie möchte in ihre Heimatstadt zurück.«

»Und wie heißt die?« fragte Kamchak.

»New York.«

»Nie davon gehört.«

»Sie ist sehr weit entfernt von hier.«

»Wie kommt es, daß du ihre Sprache sprichst?«

»Ich habe einmal in Ländern gelebt, wo ihre Sprache gesprochen wird. Sie sind sehr weit von hier.«

»Weiter als die Inseln Cos und Tyros?« fragte er.

»Viel weiter«, erwiderte ich. »Zu weit, als daß man den Bosk dorthin treiben könnte.«

Kamchak grinste mich an.

Einer der Reiter meldete sich zu Wort. »Sie war allein. Wir haben die Umgegend abgesucht, aber da war niemand sonst.«

»Wie ist sie hergekommen?« wollte Kamchak wissen.

Ich übersetzte die Frage, und das Mädchen sah mich an, schloß die Augen und schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht«, sagte sie.

Als ich übersetzt hatte, gab Kamchak einem Jungen Zeichen, der eine Haut mit Ka-la-na-Wein herbeibrachte und Elizabeth Cardwell davon zu trinken gab. Erschöpft, verwirrt und staubbedeckt stand das Mädchen von der Erde nackt vor Kamchak von den Tuchuks.

»Sie muß Goreanisch lernen«, sagte der Krieger noch einmal. »Laß sie sagen: >La Kajira<.«

»Sie müssen die goreanische Sprache lernen«, wandte ich mich an das Mädchen. »Sagen Sie: >La Kajira<.«

Sie blickte mich hilflos an. Dann wiederholte sie: »La Kajira. — Was heißt das überhaupt?«

»Es bedeutet: Ich bin ein Sklavenmädchen.«

»Nein!« rief sie. »Nein! Nein!«

Kamchka nickte den beiden Kaiilareitern zu. »Bringt sie zum Wagen von Kutaituchik.«

Die beiden Reiter wendeten ihre Tiere und verschwanden zwischen den Wagen.

Ich sah Kamchak an. »Hast du ihren Kragen gesehen?« fragte ich.

Er hatte kein Interesse an dem breiten Lederkragen des Mädchens gezeigt.

»Natürlich«, sagte er.

»So einen Kragen habe ich noch nie gesehen«, sagte ich.

»Es ist ein Briefkragen«, sagte Kamchak. »In das Leder ist eine Nachricht eingenäht.«

Meine Verblüffung schien ihn zu amüsieren, denn er lachte »Komm, gehen wir zum Wagen von Kutaituchik.«

Der Wagen von Kutaituchik, der Ubar der Tuchuks genannt wurde, stand auf einem großen, flachen Grashügel, der höchsten Stelle im Lager. Neben dem Wagen hing an einem großen Pfahl die Tuchukstandarte mit den vier Boskhörnern.

Die hundert Bosk, die den Wagen zogen, waren abgeschrirrt worden — riesige rote Tiere mit polierten Hörnern und geölten Fellen. Ihre vergoldeten Nasenringe waren juwelenbesetzt.

Der Wagen selbst war der größte im Lager — so groß, wie ich es bei einem Fahrzeug dieser Art nicht für möglich gehalten hatte. Tatsächlich bildete er ein riesiges Viereck, das auf zahlreichen mit Rädern versehenen Plattformen ruhte; dazu befand sich an den Außenseiten ein Dutzend der großen Räder, wie sie auch an den normalen Wagen angebracht waren; aber diese Räder allein hätten das Gewicht dieses fantastischen Fellpalastes nicht tragen können.

Die Felle, aus denen die Kuppel bestand, waren bunt, und der Rauchabzug an der Spitze mußte dreißig Meter über dem Plattformboden liegen. Ich versuchte mir vorzustellen, welche Reichtümer, Beutestücke und Möbelstücke das Innere einer solchen Prunkburg zieren würden.

Aber ich betrat den Wagen nicht, denn Kutaituchik hielt auf dem flachen Hügel im Freien Hof. Dort war eine Rampe erbaut worden, die nur knapp dreißig Zentimeter über dem Boden lag. Auf dieser Plattform lagen Dutzende von dicken Teppichen, manchmal vier oder fünf übereinander.

Zahlreiche Tuchuks und andere Gestalten drängten sich um die Erhebung, und auf der Plattform standen im Kreis um Kutaituchik mehrere Männer, die ich nach ihrem Standplatz und nach ihrem Schmuck für bedeutende Würdenträger hielt.

Und zwischen diesen Männern saß mit untergeschlagenen Beinen Kutaituchik, der der Ubar der Tuchuks genannt wurde.

Kutaituchik saß inmitten zahlreicher Waren, meistens Gefäße mit Edelmetallen und Ketten und Juwelen — Seide aus Tyros, Silber aus Thentis und Tharna, Seidenstoffe aus den Webereien von Ar, Weine aus Cos, Datteln aus Tor. Auch zwei bildschöne Mädchen hockten dort, blond und blauäugig — sie waren vielleicht ein Geschenk an Kutaituchik oder waren Töchter eines Feindes; es war nicht zu erkennen, aus welcher Stadt sie kamen.

Kamchak und ich waren am Rand der Plattform stehengeblieben, wo uns die Sandalen ausgezogen und die Füße von turianischen Sklaven gewaschen wurden.

Dann bestiegen wir die Plattform und näherten uns der scheinbar in Gedanken versunkenen Gestalt, die darauf saß.

Die Plattform war prunkvoll ausgestattet und die Teppiche in allen Farben leuchteten, doch Kutaituchik selbst saß auf einem einfachen, zerschlissenen, teilweise zerrissenen grauen Boskfell. Zweifellos hatte Kamchak von dieser Haut gesprochen, als er die Robe erwähnte, auf der der Ubar der Tuchuks sitzt — der einfachen Robe, die seinen Thron darstellt.

Kutaituchik hob den Kopf und sah uns an; seine Augen wirkten schläfrig. Sein Schädel war kahl rasiert bis auf einen schwarzen Haarknoten am Hinterkopf; der Ubar war ein breitschultriger Mann mit kurzen Beinen, er hatte Schlitzaugen wie Kamchak, seine Haut war gelblich-braun. Er war bis zur Hüfte nackt und trug um die Schultern eine reichlich verzierte und mit Juwelen gesäumte Robe aus rotem Boskfell. Um den Hals hatte er ein goldenes Medaillon mit dem Zeichen der vier Boskhörner. Er trug Pelzstiefel, weite lederne Hosen und ein rotes Hüfttuch, in dem eine Quiva steckte. Neben ihm lag zusammengerollt eine Boskpeitsche — vielleicht ein Zeichen der Macht. Geistesabwesend griff Kutaituchik in einen goldenen Kasten neben seinem rechten Knie und zog eine Kette getrockneter und gerollter Kandablätter heraus.

Die Wurzeln der Kandapflanze, die hauptsächlich in den Wüstengebieten Gors wächst, sind giftig, während ihre Blätter in gerolltem Zustand von den Goreanern gern als eine Art Narkotikum gekaut werden, besonders in der südlichen Hemisphäre des Planeten.

Ohne den Blick von uns zu nehmen, steckte Kutaituchik ein Ende der grünen Kandakette in den Mund und begann langsam darauf zu kauen. Er sagte nichts; auch Kamchak schwieg. Wir setzten uns nur mit untergeschlagenen Beinen in seine Nähe. Ich war mir der Tatsache bewußt, daß von den Anwesenden auf der Plattform nur Kutaituchik, Kamchak und ich saßen. Ich freute mich, daß man sich dem höchsten Tuchuk nicht unterwürfiger nähern mußte.

Eine Aura vergangener Stärke umgab den alten Mann. Langsam wanderte die Kette durch seinen Mund, während er uns mit

glasigem Blick musterte. Für ihn gab es keine schnellen Kaiilaritte mehr, keine Waffengeplänkel, auch keine Tänze um das Boskdungfeuer.

Kamchak und ich warteten, bis das Kanda gekaut war. Schließlich schleuderte der alte Mann die schwarze Kette zur Seite und grinste.

»Wie geht es den Bosks?« fragte er Kamchak.

»So gut, wie man es erwarten kann«, sagte Kamchak.

»Die Quivas sind scharf?«

»Man bemüht sich, sie scharf zu halten.«

»Es ist wichtig, die Achsen der Wagen zu schmieren«, bemerkte Kutaituchik.

»Ja, das meine ich auch.«

Kutaituchik steckte plötzlich die Hand aus, die Kamchak lachend ergriff. Dann lehnte sich Kutaituchik zurück und klatschte in die Hände. »Bringt die Sklavin!«

Ich wandte mich um und sah einen stämmigen Wächter auf die Plattform kommen. Er schleppte Elizabeth Cardwell hinter sich her und arrangierte sie in der Stellung einer Vergnügungssklavin vor dem Herrscher der Tuchuks.

Man hatte sie gewaschen und gekämmt. Sie bot einen hübschen Anblick. Wie ich feststellte, trug sie noch immer den breiten Lederkragen.

Das Mädchen blickte wild um sich und dann senkte sie den Blick.

»Sprechen Sie«, sagte ich.

Sie sagte fast unhörbar: »La Kajira« und erschauerte.

Kutaituchik wirkte zufrieden.

»Mehr Goreanisch kann sie nicht«, sagte Kamchak.

»Im Augenblick reicht das auch.«

Das Verhör Elizabeth Cardwells dauerte Stunden, wobei ich natürlich als Übersetzer fungieren mußte. Zu meiner Überraschung stellte nicht Kutaituchik die meisten Fragen, sondern Kamchak, der sich für alles interessierte. Immer wieder kehrte er zu bestimmten Kernfragen zurück, die er auf verschiedene Weise anging; er verband geschickt ihre Antworten zu einem umfassenden Bild. Ich bewunderte seine Geschicklichkeit; hätte das Mädchen sich auch nur einmal widersprochen oder gezögert, wäre ihm das sofort aufgefallen.

Inzwischen waren Fackeln gebracht worden; die Nacht brach herein.

Die Übersetzung war nicht einfach, aber ich versuchte, den Bericht des Mädchens, stockend wie er kam, so genau wie möglich wiederzugeben. Obwohl das Risiko in sich barg, übersetzte ich ohne Umschreibung, auch wenn die Antworten in den Ohren der Tuchuks fantastisch klingen mußten, denn sie berichtete von einer fremden Welt, in der es keine autonomen Städte gab, sondern nur riesige Nationen, in der keine Kasten und Handwerkszünfte herrschten, sondern globale, ineinander verzahnte Industriekomplexe, in der es Flugzeuge und Motorfahrzeuge gab.

Zu meiner Freude hielten sich Kutaituchik und Kamchak zurück — sie schienen das Mädchen nicht für wahnsinnig zu halten. Ich hatte befürchtet, daß sie schnell die Geduld mit ihr verlieren würden. Damals hatte ich noch keine Ahnung, daß Kutaituchik und Kamchak durchaus Grund zu der Annahme hatten, daß das Mädchen die Wahrheit sprach.

Was sie am meisten interessierte, nämlich die Frage, wie das Mädchen nach Gor gekommen war, blieb natürlich unbeantwortet, und wir wußten schließlich, daß auch die Fremde die Wahrheit nicht wußte.

Schließlich war Kamchak fertig, und die beiden Männer lehnten sich zurück und betrachteten das Mädchen.

»Rühren Sie sich nicht«, sagte ich.

Nach den Informationen, die ich bisher hatte, wußte ich nicht zu sagen, warum ausgerechnet Elizabeth Cardwell ausersehen worden war, den Briefkragen zu tragen. Der Kragen war bis jetzt noch nicht entfernt und untersucht worden.

Miß Cardwell unterschied sich wenig von Tausenden anderer arbeitender Mädchen in den großen Städten der Erde; sie war vielleicht intelligenter als viele, vielleicht auch hübscher als manche andere, aber dem Wesen nach war sie wie jedes andere Mädchen, das sich mit einer Freundin eine Wohnung teilt und in Büros, Studios oder Läden arbeitet und in der glitzernden Stadt sein Auskommen sucht. Was dieser jungen Frau widerfahren war, hätte jeder anderen auch passieren können.

Sie erinnerte sich noch, daß sie am Morgen aufgestanden war, sich gewaschen, angezogen und ein hastiges Frühstück zu sich genommen hatte. Sie war im Fahrstuhl nach unten gefahren, hatte die U-Bahn benutzt und ihre Arbeit als Sekretärin in einer Wer-

beagentur in der Madison Avenue aufgenommen. Sie erinnerte sich noch an die Aufregung, als sie zu einem Gespräch aufgefordert wurde, in dem sich entscheiden sollte, ob sie zweite Sekretärin des Leiters der Künstlerischen Abteilung werden würde.

Im Büro des Künstlerischen Leiters war ein Fremder gewesen, ein großer, breitschultriger Mann mit großen Händen und grauem Gesicht, dessen Augen etwas gläsern wirkten. Er hatte sie erschreckt, obwohl er einen dunklen Anzug teuren Zuschnitts trug, wirkte er nicht, als sei er solche Kleidung gewöhnt. Nicht der Abteilungsleiter richtete das Wort an sie, sondern der Fremde. Er erlaubte ihr nicht, Platz zu nehmen, sondern forderte sie auf, sich aufrecht vor ihn hinzustellen. Er musterte sie unverschämt. »Heben Sie den Kopf!« sagte er, und sie gehorchte errötend.

Ärgerlich umklammerte sie ihren Stenoblock, als er einige Schritte zurücktrat.

»Gehen Sie mal hin und her.«

»Nein«, sagte sie.

Der Abteilungsleiter, der seltsam unruhig wirkte, nickte hastig. »Bitte, Miß Cardwell, tun Sie, was er sagt.«

Elizabeth sah dem Fremden in die Augen, und sie hatte das Gefühl, daß dieser Mann schon viele Frauen so abgeschätzt hatte.

Das machte sie wütend, aber sie gehorchte.

»Sind Sie zufrieden?« fragte sie beißend.

»Ja«, hatte der Mann gesagt.

Dann erinnerte sie sich nur noch, wie sie auf die Tür zuging — und dann an einen seltsamen Geruch, der sich um sie zusammenzuziehen schien.

Sie war auf der goreanischen Prärie wieder zu sich gekommen. Ihre Kleidung war unverändert gewesen, bis auf den breiten Lederkragen, den man ihr um den Hals genäht hatte. Und dann war sie einige Stunden ziellos durch die Prärie gewandert, bis die zwei Reiter sie aufgegriffen hatten.

»Der Kragen«, sagte Kamchak, »stammt aus Turia.«

Kutaituchik nickte.

Das war mir neu, eine willkommene Information, die mir verriet, daß die Antwort auf dieses Rätsel zumindest teilweise in der Stadt Turia zu suchen war.

Aber wie kam es, daß Elizabeth Cardwell von der Erde einen turianischen Briefkragen trug?

Kamchak zog seine Quiva und schob sie zwischen Kragen und

Hals des Mädchens. Das Leder wurde von der scharfen Klinge mühelos getrennt.

Kutaituchik und ich sahen aufmerksam zu, als Kamchak nun vorsichtig den Kragen ausbreitete und ein dünnes, zusammengefaltetes Papier herauszog, Rencepapier, das aus den Fiebern der Rencepflanze hergestellt wird, die hauptsächlich im Voskdelta zu finden ist. Ich hielt diesen Umstand für nicht weiter bedeutsam, aber natürlich dachte ich gleich an Port Kar, an die verrufene Hafenstadt, die Anspruch auf das Delta erhebt und auch die Fabrikation des Rencepapiers beherrscht.

Kamchak reichte Kutaituchik das Papier, der es nahm und verständnislos zu betrachten schien. Schweigend reichte er es Kamchak zurück, der vorgab es sorgfältig zu betrachten. Zu meiner Verblüffung kantete er es und drehte es schließlich ganz herum. Schließlich stieß er ein Knurren aus und gab es an mich weiter.

Ich mußte mir ein Lächeln verbeißen, denn offenbar konnte keiner der Tuchuks lesen.

»Lies«, sagte Kutaituchik.

Ich nahm das Stück Rencepapier, warf einen Blick darauf und wurde schlagartig ernst. Die Schrift war Goreanisch, die Zeilen verliefen abwechselnd von links nach rechts und rechts nach links. Die Buchstaben waren sehr deutlich und mit schwarzer Tinte geschrieben, vermutlich mit einer Riedfeder. Auch dies schien auf das Voskdelta hinzuweisen.

»Wie lautet der Text?« fragte Kutaituchik.

Die Nachricht war einfach, bestand sie doch nur aus drei Zeilen. Ich las laut vor:

Findet den Mann, mit dem dieses Mädchen sprechen kann.

Er ist Tarl Cabot.

Tötet ihn.

»Und wer hat die Nachricht unterschrieben?« fragte Kutaituchik.

Ich zögerte, ehe ich sagte: »Sie ist unterschrieben mit: >Priesterkönige von Gor<.«

Kutaituchik lächelte. »Du liest das Goreanische gut«, sagte er.

Da begriff ich, daß beide Männer sehr wohl lesen konnten. Sie hatten mich nur auf die Probe gestellt.

Kamchak grinse Kutaituchik an und sagte: »Er hat Gras und Erde mit mir gehalten.«

»Ah«, sagte Kutaituchik. »Das wußte ich nicht.«

Meine Gedanken überstürzten sich. Jetzt begriff ich, wieso ein englischsprechendes Mädchen als Überbringerin des Kragens erforderlich war. Sie war der Schlüssel, der mich in den Völkerscharren der Wagnvölker aufspüren sollte, der mir den Tod bringen sollte.

Aber ich verstand nicht, warum die Priesterkönige meinen Tod wollten. War ich nicht für sie unterwegs? War ich nicht ihretwegen zu den Wagnvölkern gekommen, um nach dem Ei der Priesterkönige zu suchen, nach der goldenen Kugel, wie ich es mir vorstellte, nach der letzten Hoffnung ihrer Rasse?

Und jetzt wollten sie, daß ich starb?

Ich wollte aufspringen, aber Kamchak hielt mich am Arm fest.

»Offensichtlich ist das keine Nachricht der Priesterkönige«, sagte er.

»Woher willst du das wissen?« fragte ich.

Das narbige Gesicht verzog sich zu einem Grinsen, und Kamchak schlug sich auf die Knie. Er begann zu lachen. »Glaubst du, die Priesterkönige hätten es nötig, andere ihre Arbeit tun zu lassen, wenn sie wirklich deinen Tod wollten?« Er deutete auf den Kragen. »Glaubst du, Priesterkönige würden sich eines solchen Kragens und eines Mädchens bedienen? Nein, die Priesterkönige brauchen die Tuchuks nicht, wenn sie jemanden töten wollen!«

Kamchaks Worte waren logisch, doch erschien es mir seltsam, daß jemand im Namen der Priesterkönige zu sprechen wagte. Woher wollte ich wissen, daß die Nachricht nicht doch aus dem Sardargebirge kam? Ich allein wußte von dem Krieg im unterirdischen Nest der Priesterkönige, von den technischen Rückschlägen, die sie hatten hinnehmen müssen. Wer konnte wissen, auf welch primitive Mittel sie jetzt zurückgreifen mußten? Trotzdem — Kamchak mußte recht haben. Meine Freundschaft zu Misk wog einiges auf, und stand ich nicht gewissermaßen in den Diensten der Priesterkönige?

Aber wenn die Nachricht nicht aus dem Sardargebirge kam — woher dann? Wer steckte dahinter? Es mußte andere geben, die über meine Mission Bescheid wußten, die darauf abzielten, daß die Rasse der Priesterkönige ausstarb, andere, die ebenfalls Menschen von der Erde nach Gor holen konnten. Irgendeine andere

Partei, die insgeheim die Priesterkönige bekämpfte. Aber meine Spekulationen waren zu fantastisch, und ich dachte nicht weiter darüber nach.

Die große Frage blieb jedoch offen, und ich war entschlossen, die Antwort zu finden. Und diese Antwort lag möglicherweise in Turia.

Inzwischen wollte ich natürlich meine Arbeit fortsetzen. Ich wollte versuchen, das Ei für Misk zu finden und es ins Sardargebirge zurückschaffen. Ich nahm an, daß jenes Rätsel und meine Mission durchaus miteinander zu tun hatten.

»Was würdest du tun«, fragte ich Kamchak. »wenn du die Nachricht für echt hieltest?«

»Nichts«, sagte Kamchak ernst.

»Du würdest die Herden, die Wagen und die Tuchuks aufs Spiel setzen?« Kamchak wußte sehr wohl, daß man sich den Befehlen der Priesterkönige nicht so einfach widersetzen konnte. Ihre Rache konnte fürchterlich sein.

»Ja«, sagte Kamchak.

»Aber Warum?«

Er lächelte. »Weil wir miteinander Erde und Gras gehalten haben.«

Ich nickte.

Kamchak wandte sich an einen Krieger. »Bringt Fleisch.«

Der Krieger sprang von der Plattform und kehrte nach wenigen Sekunden mit einer Handvoll gebratenem Boskfleisch zurück.

Kutaituchik gab Zeichen, daß das zitternde Mädchen vorgeführt werden sollte, und zwei Krieger drängten sie vor die graue Robe.

Er nahm das Fleisch in die Hand und gab es Kamchak, der hineinbiß; der Bratensaft lief ihm übers Kinn; dann hielt Kamchak dem Mädchen das Fleisch hin.

»Essen Sie«, sagte ich.

Elizabeth Cardwell nahm das Fleisch in beide Hände und begann zu essen.

Damit war sie Kamchaks Sklavin. Als sie gegessen hatte, barg sie das Gesicht in den Händen und begann zu schluchzen.

Wenn ich eine schnelle Lösung der Rätsel erwartet hatte, die mich beschäftigten, oder ein schnelles Ende meiner Suche nach dem Ei der Priesterkönige, wurde ich enttäuscht — denn monatelang tat sich nichts.

Ich hatte gehofft, nach Turia gehen zu können, um dort das Geheimnis des Briefkragens zu ergründen, aber dazu kam es nicht, jedenfalls nicht vor dem Frühling.

»Wir haben das Omenjahr«, hatte Kamchak von den Tuchuks zu mir gesagt.

Die Herden wurden um Turia herumgetrieben, denn jetzt war die Zeit der Passage Turias — die erste Periode des Omenjahres, da sich die Wagnvölker versammelten und gemeinsam zu ihren Winterweiden vorstießen; die zweite Periode ist die Überwinterung, die im Norden von Turia stattfindet; der dritte und letzte Abschnitt ist die Rückkehr nach Turia im Frühling. So erhaschte ich einen Blick auf das ferne Turia nur vom Rücken meiner Kaiila aus — auf die Stadt mit ihren hohen Mauern und den neun Toren.

Aus der Ferne wirkte sie anmutig und schön, wie sie sich weißschimmernd aus der Ebene erhob.

»Sei geduldig, Tarl Cabot«, sagte Kamchak, der neben mir ritt. »Im Frühling finden die Spiele des Liebeskrieges statt, und ich reite dann nach Turia. Wenn du möchtest, kannst du mich begleiten.«

»Einverstanden«, sagte ich.

Ich würde also warten. Das schien mir nach gründlicher Überlegung doch das Beste zu sein. Das Geheimnis des Kragens war von sekundärer Bedeutung, und ich schlug es mir für den Augenblick aus dem Kopf. Mein Hauptinteresse, mein Ziel lag gewiß nicht im fernen Turia, sondern hier bei dieser Wagenkarawane.

Wir ritten zur Herde zurück.

Wie war es möglich, daß Kamchak im Frühling nach Turia ritt?

Ich spürte, daß er ein bedeutender Mann der Tuchuks war.

Vielleicht waren Verhandlungen zu führen, vielleicht ging es um die Spiele des Liebeskrieges, die mir bisher noch niemand erklärt hatte; vielleicht waren auch einfach Handelsgeschäfte der Grund.

Ich hatte zu meiner Überraschung erfahren, daß gelegentlich Handelsverbindungen mit Turia aufgenommen wurden, wobei es

besonders um Metalle und Tuche ging — Waren, die bei den Wagen hohe Preise erzielten. Tatsächlich sind die Kragen und Ketten der Sklavenmädchen meist turianischer Herkunft. Die Turianer ihrerseits nehmen als Bezahlung für ihre Waren — die sie selbst erzeugten oder von anderen Städten bezogen — Boskhörner und Felle. Auch erhalten die Turianer andere Waren von den Wagnvölkern — Beutestücke von Karawanen, die bis zu tausend Pasang von den Herden entfernt aufgebracht wurden, die vielleicht sogar auf dem Weg von oder nach Turia gewesen waren. Diese Überfälle bringen den Wagnvölkern mancherlei Dinge ein, die sie sonst bei den Turianern eintauschen — Juwelen, Edelmetalle, Gewürze, farbige Tafelsalze, Zaumzeug und Sättel für die schwerfälligen Tharlarions, Felle kleiner Flußtiere, landwirtschaftliche Werkzeuge, Tinte und Papier, Wurzelgemüse, getrocknete Fische, Medizin, Salben, Parfüms, und auch Frauen — gewöhnlich weniger ansehnliche Geschöpfe, die sie nicht selbst behalten wollen. Die Wagnvölker bieten den Turianern zuweilen auch erbeutete Seidenstoffe an — doch meistens behalten sie diese für ihre eigenen Sklavenmädchen, die diese in der Abgeschiedenheit der Wagen tragen. Zwei Dinge jedoch sind nicht in den Handel mit Turia einbezogen — lebendige Bosks und Mädchen aus Turia, die grundsätzlich als Sklavinnen behalten werden.

Der Winter brach mit unerwarteter Stärke über die Herde herein — einige Tage zu früh. Heftiger Schneefall setzte ein, ein eisiger Wind, der oft schon zweitausendfünfhundert Pasang zurückgelegt hatte, peitschte die Prärie, Schnee bedeckte das Gras, das schnell braun und brüchig wurde, und die Herden teilten sich in tausend kleine Gruppen auf, jede mit eigenen Wachreitern, Herden, die sich immer weiter verliefen, die den Schnee zerstampften und herumschnüffelten und das gefrorene Gras zu rupfen versuchten. Tiere begannen zu sterben, und die Frauen heulten und klagten so laut, als ständen ihre Wagen in Flammen und die Turianer wären ihnen auf den Fersen. Tausende von Angehörigen der Wagnvölker gruben Schnee, um nach einer Handvoll Gras zur Fütterung der Tiere zu suchen. Wagen mußten aufgegeben werden, da nicht die Zeit blieb, neue Bosks für das Geschirr auszubilden. Die Herden mußten in Bewegung bleiben.

Siebzehn Tage nach Beginn der Schneefälle begannen die ersten Herden endlich ihre Winterweiden zu erreichen, weit im Norden in der Nähe des Äquators. Hier lag kaum Schnee, oft nur ein

leichter Frosthauch, der in der Mittagssonne wieder schmolz, und das Gras war frisch und nahrhaft. Weitere hundert Pasang im Norden gab es überhaupt keinen Schnee mehr, und die Menschen begannen wieder zu singen und um ihre Feuer aus Boskung zu tanzen.

»Die Bosks sind in Sicherheit«, sagte Kamchak. Ich hatte gesehen, wie starke Männer vom Rücken ihrer Kaiila sprangen und mit Tränen in den Augen das frische grüne Gras küßten. »Die Bosks sind in Sicherheit!« hatten sie gerufen, und der Schrei war von den Frauen aufgenommen und von Wagen zu Wagen weitergereicht worden. »Die Bosks sind in Sicherheit!«

In diesem Jahr, vielleicht weil es das Omenjahr war, zogen die Wagnvölker nicht noch weiter nach Norden. Man blieb auf dieser Seite des Cartius, um nicht Auseinandersetzungen mit anderen Völkern herauszufordern.

Die Überwinterung war nicht unangenehm, obwohl es auch am Äquator empfindlich kalt sein konnte; die Wagnvölker und ihre Sklaven trugen Boskfelle und Pelzstiefel und Mützen mit Ohrenschützern gegen die Kälte.

Auf dem Rücken einer Kaiila, die schwarze Lanze in der Hand, im Sattel vorgebeugt, so galoppierte ich an einem Holzstab vorbei, auf dessen Spitze eine trockene Tospit lag, eine schrumpflige pfirsichähnliche Frucht, etwa so groß wie eine Pflaume. Sie ist bitter, aber eßbar.

»Gut!« rief Kamchak, als er sah, daß ich die Tospit aufgespießt hatte, deren Hälften nun am Lanzenschaft herabgerutscht war.

Dieser Stoß brachte zwei Punkte.

Ich hörte Elizabeth Cardwells Freudenschrei und sah, daß sie in die Luft sprang. Sie trug einen Sack Tospits auf der Schulter.

»Tospit!« brüllte Conrad von den Kassars, dem Blutvolk, und das Mädchen legte hastig eine Frucht auf den Pfahl.

Das Donnern von Kaiilahufen ertönte, und Conrad schwang die Tospit mit seiner roten Lanze geschickt vom Pfahl; die Spitze drang kaum in die Frucht ein, weil er die Waffe im letzten Moment geschickt zurückgezogen hatte.

»Ausgezeichnet!« rief ich ihm zu. Mein eigener Stoß war mit voller Kraft ausgeführt worden, eine Taktik, die mich bei einem Kampf hätte gefährden können, weil ich die Lanze dann vielleicht

nicht mehr von meinem Gegner freibekam. Sein Stoß dagegen, das mußte ich offen eingestehen, war seine drei Punkte wert.

Nun ritt Kamchak an, und er holte wie Conrad die Frucht mühelos vom Pfahl, wobei sein Speer vielleicht noch einige Millimeter weniger tief in die grüne Haut eindrang.

Der Krieger, der zu Conrad gehörte, donnerte nun auf den Pfahl zu.

Ein Schrei der Enttäuschung ertönte, als die Speerspitze die Frucht nur teilte und vom Pfahl schlug. Das brachte nur einen Punkt.

Wieder stieß Elizabeth einen Freudenschrei aus, denn sie gehörte zum Wagen Kamchaks und Tarl Cabots.

Der Reiter, der den mißglückten Stoß vollführt hatte, ließ seine Kaiila plötzlich herumwirbeln, und das Mädchen sank auf die Knie. Sie erkannte natürlich sofort, daß sie ihre Freude über seinen Fehlschlag nicht so offen hätte zeigen dürfen. Ich erstarrte, aber Kamchak lachte nur und hielt mich zurück. Die Kaiila des Reiters hatte sich über dem Mädchen aufgerichtet. Der Krieger beruhigte sein Reittier, hob geschickt seine Lanze unter das Kinn des Mädchens, damit sie ihn ansah.

Es freute mich, wie gut Elizabeth in den vergangenen Monaten mit der Sprache zurechtgekommen war. Kamchak hatte drei turianische Sklavinnen zu ihrer Ausbildung gemietet, und sie hatte sehr schnell gelernt.

Das Leben als Sklavin war für Elizabeth Cardwell nicht leicht gewesen, besonders nicht in den ersten Wochen. Es ist auch keine so einfache Veränderung — der Wechsel aus einem angenehmen klimatisierten Büro an der Madison Avenue in New York in den Wagen eines Tuchukkkriegers.

Auch Kamchak war sich bewußt, daß er hier ein ungewöhnliches Mädchen vor sich hatte. Ihre Reaktionen verwirrten ihn mehr als einmal, doch seltsamerweise sah er von strengen Maßregelungen ab. Zu meiner Überraschung zwang er das Mädchen auch nicht, Sklavenkleidung anzulegen, was bei den anderen Sklavengirls im Lager nicht wenig Aufregung verursachte. Auch brachte er nicht sein Brandzeichen an, ebensowenig mußte sie einen Kragen tragen; nur ihr Haar hatte offen zu sein, was auf Gor seit jeher ein Zeichen für den Sklavenstand gewesen ist.

Sie durfte sich ein eigenes ärmelloses Kleidungsstück aus dem Fell eines roten Larl nähen, das zuerst ziemlich lang ausfiel, von

ihrem Herrn aber schnell gekürzt wurde. Sie war anders als jedes Sklavenmädchen, das er bisher besessen hatte. Sie war seine erste Barbarin. Er wußte nicht recht, was er von ihr halten sollte, denn er war Mädchen gewohnt, die durch ihre Erziehung auf die Möglichkeit der Sklaverei vorbereitet waren. Doch im ganzen behandelte er sie bemerkenswert gut — für einen Tuchuk. Damit will ich nicht sagen, daß sie nicht schwer arbeiten mußte und gelegentlich auch zurechtgewiesen wurde, aber im Vergleich zu einem normalen Sklavendasein lebte sie nicht schlecht.

Jetzt blickte der Kassar, der das vor ihm kniende Mädchen gemustert hatte auf, lachte und hob seine Lanze.

Ich atmete erleichtert auf.

Der Krieger ritt zu Kamchak hinüber. »Was möchtest du für deine hübsche kleine Barbarensklavin?« fragte er.

»Sie steht nicht zum Verkauf.«

»Wollen wir um sie wetten?« drängte der Reiter. Er hieß Albrecht und war aus dem Volk der Kassars. Er hatte zusammen mit Conrad gegen mich und Kamchak gekämpft.

Mein Herz begann zu hämmern.

Kamchacks Augen blitzten. Er war ein Tuchuk. »Deine Bedingungen?«

»Um den Ausgang unseres Wettstreits«, sagte Albrecht und deutete auf zwei Mädchen, die ihm gehörten und am Rande des Kampfplatzes auf ihn warteten, »gegen diese beiden.« Die Mädchen stammten aus Turia. Sie waren keine Barbarinnen und waren beide sehr schön. Zweifellos wußten beide, wie sie einem anspruchsvollen Krieger der Wagnvölker gefallen konnten.

»Gemacht!« rief Kamchak.

Einige Männer, Kinder und Sklavenmädchen hatten unserem Kampf zugesehen. Kaum war Kamchak auf Albrechts Vorschlag eingegangen, als mehrere Sklavinnen auf die Wagen zuliefen und laut »Wettstreit! Wettstreit!« zu rufen begannen.

Zu meinem Mißvergnügen fand sich schnell eine große Anzahl Tuchuks, begleitet von ihren freien Frauen oder Sklavinnen, am Kampfplatz ein. Die Bedingungen des Kampfes sprachen sich schnell herum. In der Menge waren auch einige Kassars und Paravaci und sogar ein Kataii. Die Sklavinnen wirkten besonders aufgeregt. Ich hörte, wie Wetten abgeschlossen wurden. Die Tuchuks, wie viele Bewohner Gors, lieben das Spiel. Tatsächlich soll es vorgekommen sein, daß ein Tuchuk seine ganze Boskherde auf

ein einziges Kailarennen setzte oder daß bei Spielen bis zu einem Dutzend Sklavinnen den Besitzer wechselten, nur weil ein Vogel eine andere als die gewettete Richtung einschlug oder die Anzahl von Kernen in einer Tospitfrucht nicht stimmte.

Die beiden Mädchen Albrechts standen mit leuchtenden Augen am Rande der Wettkampfbahn und versuchten ihr freudiges Lächeln zu unterdrücken. Zu meiner Überraschung schien sich auch Elizabeth Cardwell zu freuen, obwohl ich mir den Grund nicht recht vorstellen konnte.

Sie kam zu mir herüber, stellte sich auf Zehenspitzen neben meine Kaiila und hielt meinen Steigbügel. »Sie werden gewinnen«, sagte sie.

Ich wünschte, ich wäre so zuversichtlich wie sie.

Ich war zweiter Reiter für Kamchak, so wie Albrecht zweiter Reiter für Conrad von den Kassars war.

Zwar ist die Position des ersten Reiters höher, aber die von beiden Kämpfern erzielten Punkte zählen gleich. Gewöhnlich ist der erste Reiter der erfahrenere, geschicktere Mann.

In der nun folgenden Stunde erwies sich mein Training als vorteilhaft. In den letzten Monaten hatte ich mich, wenn ich nicht gerade mit Kamchak Herdenritte unternahm, sehr für die Jagd- und Kampfaffen der Tuchuks interessiert, was für einen Krieger stets eine zufriedenstellende Beschäftigung ist. Kamchak war ein guter Lehrer in dieser Beziehung und überwachte meine stundenlangen Übungen mit Lanze, Quiva und Bola. Auch lernte ich den Umgang mit dem Lasso und dem Bogen. Dem Bogen fehlt wegen seiner geringen Größe die Schußweite und Durchschlagskraft des goreanischen Langbogens oder der Armbrust; doch auf kurze Entfernungen, schnell und kräftig abgeschossen, bildet er eine nicht zu unterschätzende Waffe. Am besten kam ich mit dem ausbalancierten Sattelmesser, der Quiva, zurecht; sie ist etwa dreißig Zentimeter lang, die Klinge hat zwei Schneiden und eine gefährliche Spitze. Ich erwarb mir im Umgang mit der Quiva einige Geschicklichkeit. Auf zwölf Meter vermochte ich eine geworfene Tospit zu treffen, und auf dreißig Meter eine Bosklederscheibe, die knapp zehn Zentimeter Durchmesser hatte.

Kamchak freute sich über meine Erfolge.

Meine Kenntnisse wurden nun auf die Probe gestellt.

Im Verlauf des Tages sammelten beide Parteien Punkte, und

die Führung wanderte dabei hin und her, lag zuerst bei Kamchak und bei mir und schließlich bei Conrad und Albrecht.

Vom Rücken meiner Kaiila bemerkte ich das Mädchen Heerena aus dem Ersten Wagen in der Menge — das Mädchen, das mir schon an meinem ersten Tag im Lager der Tuchuks aufgefallen war. Sie war sehr lebhaft und stolz, und der winzige goldene Nasenring tat ihrer Schönheit keinen Abbruch. Sie und andere waren von Kind auf in dem Glauben erzogen worden, daß sie einen guten Preis bei den Spielen des Liebeskrieges abgeben würden. Turianische Krieger, so hatte mir Kamchak berichtet, hatten Freude an den wilden Mädchen der Wagnvölker. Ein junger Mann, blauäugig, blond, ohne Narbe, stieß im Gedränge gegen die Steigbügel des Mädchens. Sie schlug ihm zweimal heftig mit ihrer Lederpeitsche gegen den Hals, wo sofort ein blutiger Striemen erschien.

»Sklave!« zischte sie.

Er sah sie ärgerlich an. »Ich bin kein Sklave«, sagte er. »Ich bin Tuchuk.«

»Turianischer Sklave!« spottete sie.

Kamchak hatte mir von dem jungen Mann erzählt. Im Lager war er ein Nichts. Er übernahm alle Arbeiten, half bei den Herden und erhielt dafür ab und zu ein Stück Fleisch. Er wurde Harold genannt, ein englischer Vorname. Solche Vornamen sind auf Gor nicht unbekannt und werden teilweise schon seit tausend Jahren weitervererbt — wahrscheinlich der Name eines Urahns, der vielleicht von den Priesterkönigen bei einer Akquisitionsreise nach Gor geholt worden war. Ich hatte mich natürlich in einem Gespräch mit Harold davon überzeugt, daß der junge Mann wirklich Goreaner war, ein Abkomme der Wagnvölker. Das Problem des jungen Mannes bestand darin — vielleicht auch der Grund, warum er noch keine Mutnarbe errungen hatte —, daß er in seiner Kindheit von Turianern entführt worden war und mehrere Jahre in der Stadt verbracht hatte; als Jüngling war er unter großen Gefahren aus Turia geflohen und hatte sich mühsam über die Prärie geschleppt, um wieder bei seinem Volk zu sein. Zu seiner großen Enttäuschung hatten ihn seine Landsleute nicht wieder aufgenommen, sondern hielten ihn mehr für einen Turianer als für einen Tuchuk. Seine Eltern und Bekannten waren dem turianischen Überfall, bei dem er geraubt wurde, zum Opfer gefallen. Zum Glück hatte sich ein Jahresbewahrer an den Überfall erinnert. So

war er nicht umgebracht worden und durfte bei den Tuchuks bleiben. Allerdings hatte er keinen eigenen Wagen und auch keine Bosks. Ihm gehörte nicht einmal eine Kaiila. Er hatte Waffen an sich genommen, die andere fortwarfen, und übte für sich. Doch niemand, der feindliche Karawanen überfiel oder die Stadt und ihre Außenfelder angriff oder Racheakte gegen Nachbarn wegen Boskdiebstahls unternahm, wollte ihn als Krieger akzeptieren. Zwar bewies er, daß er mit den Waffen umgehen konnte, doch man lachte ihn nur aus. »Du hast ja nicht mal eine Kaiila«, sagte man. »Du hast auch noch keine Mutnarbe.« Wahrscheinlich brachte es der junge Mann nie zu dieser Narbe, ohne die er bei den strengen, grausamen Tuchuks ständig verspottet und verachtet wurde.

Ich schlug mir das Mädchen Heerena und den jungen Harold aus dem Kopf. Albrecht zog seine Kaiila herum und löste die Bola von seinem Sattel.

»Legt eure Pelze ab«, sagte er zu seinen beiden Mädchen.

Sie gehorchten sofort und standen nun in ihren kurzen Sklaventuniken vor ihm im Gras.

Sie würden für uns laufen.

Kamchak galoppierte mit seiner Kaiila zur Menge hinüber, wo er hastig mit einem Krieger diskutierte, einem Mann, dessen Wagen unserer Kolonne folgte. Von diesem Krieger hatte Kamchak auch die beiden Mädchen gemietet, die Elizabeth Cardwell die goreanische Sprache beigebracht hatten. Ich sah eine kupferne Tarnmünze aufblitzen, und eines der Mädchen, es war Tuka, ein attraktives turianisches Geschöpf, zog ihren Pelzumhang aus.

Sie würde für einen der Kassars laufen, sicher für Conrad.

Tuka mochte Elizabeth nicht, ein Gefühl, das von der irdischen Sklavin erwidert wurde. Ich machte mir Sorgen, daß Tuka vielleicht nicht gut laufen würde und wir den Wettstreit daher verlieren könnten, wenn sie sich absichtlich leicht fangen ließ.

Aber dann kam ich zu dem Schluß, daß das nicht zu erwarten war. Wenn Kamchak und ihr Herr der Meinung waren, daß sie sich nicht die größte Mühe gegeben hatte, mußte sie mit Schwierigkeiten rechnen. Ob sie nun Elizabeth haßte oder nicht — sie würde gut laufen. Denn in gewisser Weise ging es um ihr Leben.

Kamchak riß seine Kaiila herum und kam zu uns herüber. Er deutete mit der Lanze auf Elizabeth Cardwell. »Zieh deine Pelze aus«, sagte er.

Elizabeth gehorchte wortlos.

Obwohl es schon dem Abend zuzuging, leuchtete die Sonne noch hell am Himmel. Die Luft war kalt. Wind bewegte das Gras.

In etwa vierhundert Metern Entfernung wurde eine schwarze Lanze in den Prärieboden gestoßen. Natürlich rechnete niemand damit, daß eines der Mädchen dieses Ziel erreichte. Bei dem Lauf ging es um die Zeit, um Tempo und die Geschicklichkeit des Mädchens und des Kaiilarreiters. Die Tuchukmädchen, Elizabeth und Tuka, würden für die Kassars laufen; die beiden Kassarmädchen liefen für Kamchuk und mich; natürlich versuchte jedes der Mädchen, Vorteile für ihren Herrn herauszuholen, indem sie ihrem Verfolger auswich.

Bei solchen Rennen wird die Zeit nach dem Herzschlag einer stehenden Kaiila gemessen. Schon hatte man ein Tier herbeigeführt. Ganz in der Nähe war eine lange Boskpeitsche zu einem Kreis ausgelegt worden, der etwa drei Meter Durchmesser hatte. Das Mädchen begann ihren Lauf aus diesem Kreis. Der Reiter mußte versuchen, sie so schnell wie möglich zu fangen, zu fesseln und in den Peitschenkreis zurückzubringen.

Schon hatte ein grauhaariger Tuchuk seine Hand auf das seidige Fell der stehenden Kaiila gelegt.

Kamchak gab der barfußigen Tuka ein Zeichen, die verschreckt in den Kreis trat.

Conrad löste seine Bola vom Sattel. Zwischen den Zähnen hielt er eine bosklederne Schnur, die etwa einen Meter lang war.

»Lauf«, sagte Conrad leise.

Tuka hastete los. Die Menge begann zu schreien, begann sie anzufeuern. Conrad, die Schnur im Mund, die Bola still an der Seite, beobachtete sie. Sie erhielt eine Vorgabe von fünfzehn Schlägen des großen Kaiilaherzens — eine Zeit, in der sie etwa die halbe Strecke zur Lanze zurücklegte.

Der Schiedsrichter zählte laut die Schläge.

Bei zehn begann Conrad langsam die Bola zu schwingen, die ihre höchste Drehgeschwindigkeit erst erreichen würde, wenn er in vollem Galopp war und sein Opfer fast erreicht hatte.

Bei fünfzehn gab Conrad der Kaiila die Sporen — geräuschlos, um das Mädchen nicht zu warnen.

Die Menge reckte die Hälse.

Der Schiedsrichter hatte erneut zu zählen begonnen, wobei er

wieder mit Null anfang, die zweite Zählung, die die Zeit des Reiters bestimmte.

Das Mädchen war schnell, und das bedeutete Zeit für uns, auch wenn es sich nur um einen Schlag handelte. Sie mußte mitgezählt haben, denn einen Augenblick nach Conrads Start warf sie einen Blick über die Schulter und sah ihn näherkommen. Dann zählte sie offenbar weitere zehn Schläge ab, denn nun begann sie Haken zu schlagen, begann hin und her zu huschen, um dem Reiter eine schnelle Annäherung zu erschweren.

»Sie läuft gut«, sagte Kamchak.

Das tat sie, aber im nächsten Augenblick sah ich die Bola aufblitzen, sah sie fast drei Meter weit ausschwingen, auf die Fußgelenke des Mädchens zu. Die schmale Gestalt stürzte.

Kaum zehn Schläge später hatte Conrad die sich wehrende Tuka bereits gefesselt und vor sich über den Sattel gezogen, war mit kreischender Kaiila zurückgerast und hatte das Mädchen gefesselt in den Peitschenkreis geworfen.

»Dreißig«, sagte der Schiedsrichter.

Conrad grinste.

Tuka versuchte sich aus ihren Fesseln zu befreien. Brachte sie eine Hand frei oder vermochte sie die Fesseln zu lockern, war Conrad disqualifiziert.

Nach einigen Sekunden sagte der Schiedsrichter: »Halt«, und Tuka lag gehorsam still. Der Richter untersuchte die Fesseln. »Das Mädchen ist gefesselt«, verkündete er.

Erschreckt blickte Tuka zu Kamchak auf, der auf seiner Kaiila saß.

»Du bist gut gelaufen«, sagte er.

Sie schloß erleichtert die Augen.

Ein Tuchukkrieger zerschnitt ihre Fesseln, und Tuka sprang auf und eilte zu ihrem Herrn. Dort zog sie hastig ihre Pelze wieder an.

Die nächste Läuferin, ein schlankes Kassarmädchen, trat in den Kreis, und Kamchak löste seine Bola. Es wollte mir scheinen, als liefe die Kleine besonders umsichtig, aber Kamchak fing sie mühelos. Zu meinem Ärger gelang dem Mädchen ein Trick. Als Kamchak bereits wieder auf den Peitschenkreis zugaloppierte biß das Mädchen der Kaiila in den Hals. Das Tier stieg hoch, kreischte und zischte und biß seiner gefesselten Last ins Bein. Als Kamchak das Mädchen zu Boden geworfen und vor der Wut der Kaiila gerettet hatte, waren fünfunddreißig Schläge vergangen.

Er hatte verloren.

Als das Mädchen mit blutendem Bein losgebunden wurde, strahlte sie vor Freude.

»Gut gemacht«, sagte Albrecht, ihr Herr.

Sie war ein mutiges Mädchen. Es war leicht zu sehen, daß sie mit Albrecht mehr verband als ein Stück Sklavenkette.

Auf ein Zeichen Kamchaks hin trat nun Elizabeth Cardwell in den Peitschenkreis. Sie hatte Angst. Sie und ich hatten angenommen, daß Kamchak besser abschneiden würde als Conrad. Dann hätte uns nämlich auch meine Niederlage gegen Albrecht, die mir sicher zu sein schien, nicht sonderlich geschadet. Wenn ich nun auch noch unterlag, war sie eine Sklavin der Kassars.

Albrecht grinste, schwang die Bola neben seinem Steigbügel leicht hin und her.

Er sah sie an. »Lauf«, sagte er.

Elizabeth Cardwell sprintete los.

Sie hatte natürlich die Läufe Tukas und des Kassarmädchens beobachtet und versuchte sich danach zu richten, aber sie hatte keinerlei Erfahrung — zum Beispiel wußte sie die richtige Schlagzahl nicht zu berechnen. Einige Mädchen der Wagnervölker sind speziell darauf trainiert, einer Bola auszuweichen, und so ein Mädchen, das manche Wette erfolgreich übersteht, ist ihrem Herrn viel wert. Eine der besten Läuferinnen war nach allgemeiner Auffassung eine Kassarsklavin, ein turianisches Mädchen namens Dina. Sie war mehr als zweihundertmal im Wettbewerb gelaufen; fast immer hatte sie ihren Verfolger irgendwie stören und ihre Rückkehr in den Peitschenkreis verzögern können; vierzigmal, eine unglaubliche Zahl, war es ihr sogar gelungen, die Lanze zu erreichen.

Bei fünfzehn galoppierte Albrecht mit wirbelnder Bola lautlos an. Elizabeth hatte nicht mitgezählt oder die Schnelligkeit der Kaiila unterschätzt, denn als sie sich vorsichtig umsah, war ihr Verfolger schon heran; im nächsten Augenblick wirbelte sich die Bola um ihre Beine. Albrecht riß sie auf seine Kaiila, und fünf oder sechs Schläge später wurde Elizabeth gefesselt zu Füßen des Schiedsrichters ins Gras geworfen.

»Fünfundzwanzig!« verkündete der Unparteiische.

Jubel brach in der Menge aus, die zwar weitgehend aus Tuchuks bestand, einen guten Ritt aber zu schätzen wußte.

Weinend zerrte Elizabeth an den Fesseln, die ihre Handgelenke umspannten.

Der Schiedsrichter untersuchte die Fesseln und verkündete: »Das Mädchen ist gefesselt.«

Elizabeth stöhnte und rührte sich nicht mehr. »Ich hab's versucht«, sagte sie.

»Einige Mädchen haben diesen Lauf schon hundertmal gemacht. Manche werden besonders darin ausgebildet.«

»Gesteht ihr eure Niederlage ein?« wandte sich Conrad an Kamchak.

»Nein«, sagte Kamchak. »Mein zweiter Reiter war noch nicht dran.«

»Er gehört ja nicht einmal zu den Wagnervölkern«, sagte Conrad.

»Trotzdem wird er reiten«, sagte Kamchak.

Fünfundzwanzig schlägt er nicht«, sagte Conrad.

Kamchak zuckte die Achseln. Ich wußte, daß fünfundzwanzig eine sehr gute Zeit war. Albrecht war ein vorzüglicher Reiter und sehr erfahren in diesem Sport, und natürlich war er diesmal nur gegen eine untrainierte barbarische Sklavin geritten, die noch nie gegen eine Bola gelaufen war.

»In den Kreis«, sagte Albrecht zu dem anderen Kassarmädchen.

Stolz trat sie vor. Sie wirkte sehr intelligent. Ihre Fußgelenke waren ein wenig stämmiger als gewöhnlich. Offenbar war sie gut im Training.

Ich wünschte, ich hätte sie schon einmal laufen sehen, denn die meisten Mädchen haben ein bestimmtes Schema, auch in ihren Ausweichmanövern, einen Rhythmus, den man dann voraussehen kann. Auch kann man an ihrem Lauf ablesen, wie so ein Mädchen denkt; man kann sich ihren Gedankengängen anpassen. Sie atmete mehrmals tief ein.

»Wenn du gewinnst«, sagte Albrecht grinsend, »erhältst du heute abend ein Silberarmband und fünf Meter rote Seide.«

»Ich werde für dich gewinnen, Herr.«

Albrecht sah mich an. »Dieses Mädchen«, sagte er, »ist noch nie in weniger als zweiunddreißig Schlägen eingebracht worden.«

Ich bemerkte, wie Kamchak interessiert den Kopf hob, aber er sagte nichts.

Zu meiner Überraschung sah mich das Mädchen kühn an. »Ich wette«, sagte sie, »daß ich die Lanze erreiche.«

Ihre Offenheit verärgerte mich etwas.

»Ich halte dagegen«, sagte ich.

»Sie lachte. »Wenn ich gewinne, gibst du mir deine Bola, die ich dann meinem Herrn übergebe.«

»Einverstanden«, sagte ich. »Und wenn ich gewinne?«

»Das wirst du nicht«, erwiderte sie. »Aber wenn, gebe ich dir einen Goldring und eine Silberschale.«

»Wie ist es möglich, daß eine Sklavin solche Dinge besitzt?« wollte ich wissen.

Sie warf hochmütig den Kopf in den Nacken.

»Ich habe ihr oft Wertgegenstände geschenkt«, sagte Albrecht.

Ich vermutete, daß dieses Mädchen keine typische Sklavin war.

»Ich will deinen Ring und deine Schale nicht«, sagte ich.

»Was dann?«

»Wenn ich gewinne, möchte ich als Preis den Kuß eines unverschämten Mädchens!«

»Tuchuksleen!« fauchte sie mit blitzenden Augen.

Conrad und Albrecht lachten. Albrecht sagte zu dem Mädchen: »Ich bin einverstanden.«

»Also gut, Tharlarion!« sagte das Mädchen. »Deine Bola — gegen einen Kuß.« Ihre Schultern zitterten vor Wut. »Ich werde dir zeigen, wie ein Kassarmädchen laufen kann«

»Der Mut wollte mich verlassen. Ich erinnerte mich an Albrechts Bemerkung, daß dieses Mädchen noch nie unter zweiunddreißig Schlägen eingeholt worden war.

»Dann darf ich also annehmen«, sagte ich beiläufig zu Albrecht, »Daß die Kleine hier schon öfter gegen die Bola gelaufen ist.«

»Ja«, sagte Albrecht. »Das stimmt. Du hast vielleicht schon von ihr gehört. Es ist Dina aus Turia.«

Conrad und Albrecht schlugen sich vor Vergnügen auf die Schenkel und lachten brüllend. Auch Kamchak fiel in das Gelächter ein; Tränen rannen ihm über das narbige Gesicht. Er deutete auf Conrad. »Schlauer Kassar!« lachte er. Das war ein Witz, da gewöhnlich die Tuchuks mit der Bezeichnung >schlau< belegt wurden. Die Tuchuks und die Kassars mochten diesen Witz als lustig empfinden — ich wollte den Trick jedoch nicht so einfach hinnehmen. Wie geschickt waren wir hereingelegt worden! Wir hatten keine Ahnung gehabt, daß eines der beiden Mädchen Dina war, die natürlich nicht gegen den erfahrenen Kamchak, sondern gegen seinen ungeschickten Freund Tarl Cabot laufen sollte, der nicht

einmal zu den Wagnervölkern gehörte! Conrad und Albrecht waren vielleicht sogar mit dieser Absicht ins Lager der Tuchuks gekommen. Was konnten sie auch verlieren? Bestenfalls hätten wir ein Unentschieden herausgeholt, falls Kamchak Conrad geschlagen hätte. Aber das war nicht eingetreten; dafür hatte das hübsche kleine turianische Mädchen gesorgt, das sich mit ihrem Biß übrigens in Lebensgefahr begeben hatte.

Auch Dina, in diesem Sport wohl die erfahrenste Sklavin überhaupt, hatte zu lachen begonnen, hing sich an den Steigbügel Albrechts und schaute zu ihm auf. Ich bemerkte, daß seine Kaiila halb über dem Peitschenkreis stand, in dem sich das Mädchen aufhielt. Sie hatte sich etwas hochgezogen, so daß ihre Füße nicht auf dem Boden standen, und hielt den Kopf an seinen Pelzstiefel gepreßt.

»Lauf«, sagte ich.

Sie stieß einen ärgerlichen kleinen Schrei aus, in den Albrecht einfiel, und Kamchak lachte. »Lauf, du Närrin!« brüllte Conrad. Das Mädchen ließ den Steigbügel los, und ihre Füße berührten den Boden. Sie war etwas aus dem Gleichgewicht, fing sich aber wieder und rannte mit ärgerlichem Ruf los. Durch mein überraschendes Startzeichen hatte ich vielleicht zehn oder fünfzehn Meter gewonnen.

Ich zog die Lederfessel aus meinem Gürtel und steckte sie zwischen die Zähne.

Ich begann die Bola zu schwingen.

Während ich die Bola langsam auf Geschwindigkeit brachte, ohne den Blick von dem Mädchen zu nehmen, wich Dina plötzlich vom geraden Kurs ab. Kaum fünf Meter vom Peitschenring entfernt, begann sie Ausweichmanöver durchzuführen, wobei sie natürlich die Richtung zur Lanze beibehielt. Das verwirrte mich. Sie hatte sich bestimmt nicht verschätzt. Während der Schiedsrichter laut weiterzählte, prägte ich mir ihre Taktik ein, zwei Haken nach links, gefolgt von einem weiten Schwenk nach rechts, um die Richtung zu korrigieren; zwei links, dann nach rechts; zwei links, dann wieder nach rechts.

»Fünfzehn!« rief der Schiedsrichter, und ich beugte mich vor und spornte meine Kaiila an.

Ich ritt sofort in höchstem Tempo los, denn ich durfte keinen Schlag verlieren. Auch wenn ich Glück hatte und Albrechts Zeit erreichte, gehörte Elizabeth den Kassars, denn Conrad hatte Kam-

chak klar besiegt. Es ist natürlich gefährlich, ein hakenschlagendes Mädchen mit voller Geschwindigkeit anzureiten, denn es ist dann schwer, das Tier herumzureißen, sollte das Mädchen überraschend ausweichen. Aber ich konnte Dinas Lauf abschätzen, zwei nach links und einen Schwenk nach rechts; also lenkte ich die Kaiila mit vollem Tempo auf einen vorausberechneten Treffpunkt zwischen Dina und Bola zu. Die Primitivität ihres Laufes überraschte mich, und ich wunderte mich, wieso so ein Mädchen selten in weniger als zweiunddreißig Schlägen eingebracht worden war, wieso sie vierzigmal sogar die Lanze erreicht hatte.

Gleich wollte ich die Bola werfen, wenn sie den zweiten Haken nach links machte. Doch dann dachte ich an die Intelligenz, die aus ihren Augen geschimmert hatte, an ihre Zuversicht, und ich setzte alles auf eine Karte, auf den ersten Bruch ihres Zwei-links-einmal-rechts-Schemas, hoffte auf einen überraschenden Rechtshaken. Ich hörte ihren verblüfften Aufschrei, als sich die Bola um ihre Schenkel wickelte; blitzschnell riß ich meine Kaiila herum, fing das Mädchen im Fallen an den Haaren auf, zerrte sie hoch und begann sie zu fesseln, während ich mein Tier zurückrasen ließ, Sekundenbruchteile, ehe ich sie zu Füßen des Schiedsrichters in den Kreis fallen ließ, hatte ich die Knoten geschlossen.

»Zeit!« brüllte Kamchak.

Der Schiedsrichter blickte verblüfft auf, als könnte er dem Ergebnis nicht trauen. »Siebzehn«, flüsterte er.

Die Menge schwieg einen Augenblick und begann dann zu jubeln. Kamchak klopfte dem verwirrten Albrecht auf die Schulter.

Dina versuchte sich aus ihren Fesseln zu befreien, die jedoch vom Schiedsrichter gleich darauf anerkannt wurden.

Ich blickte auf Dina hinab, die sich zu meinen Füßen wand, und zerrte sie hoch. »Es sieht so aus, als könnte ich meine Bola behalten«, sagte ich.

Ich nahm das Mädchen in die Arme und kassierte nicht ohne Freude meinen Gewinn. Es lag nicht an ihrer anfänglichen Widerpenstigkeit, daß der Kuß länger ausfiel als beabsichtigt; es hatte mit der Wirkung zu tun, die unser Kontakt gegen ihren Willen auf Dina hatte. Mit verwirrtem Blick trat sie zurück.

Kamchak lachte, während Elizabeth mich zu meiner Verblüffung wütend ansah. Was war los mit ihr?

»Der Wettstreit endet unentschieden«, sagte Kamchak. »Die Punkte stehen gleich.«

»Einverstanden«, sagte Conrad.

»Nein«, sagte Albrecht. »Es muß einen Gewinner geben.«

»Ich bin heute schon genug geritten«, sagte Kamchak.

»Ich auch«, bemerkte Conrad. »Kehren wir zu den Wagen zurück.«

Albrecht deutete mit der Lanze auf mich. »Du bist herausgefordert. Lanze und Tospit. Lebendiges Ziel!«

Dieser Sport ist der gefährlichste überhaupt — der eigene Sklave muß für den Kämpfer stehen. Er oder sie hält dabei eine Tospitfrucht im Mund, die mit der Lanze aufgespießt werden muß. Schon mancher Sklave ist dabei schwer im Gesicht verletzt worden.

»Ich will nicht für ihn stehen!« rief Elizabeth Cardwell.

Aber sie konnte sich nicht dagegen wehren und bezog schließlich Position, seitlich zur Reitrichtung, die Tospit vorsichtig im Mund.

Elizabeth zeigte keine Furcht, wie ich erwartet hatte, sondern schien nur wütend zu sein. Sie rührte sich keinen Millimeter, als ich an ihr vorbeidonnerte und dabei die Tospit sauberlich aufspießte.

Das Mädchen, das in den Hals der Kaiila gebissen hatte, stand für Albrecht.

Mit fast verächtlicher Leichtigkeit galoppierte er an ihr vorbei.

»Drei Punkte für jeden!« verkündete der Schiedsrichter.

Albrecht rief: »Jetzt zur Lanzenspitze gewendet!«

»Ich will nicht mehr reiten«, sagte ich.

»Dann beanspruche ich den Sieg und die Frau!« brüllte Albrecht.

So blieb mir nichts anderes übrig, als zu reiten.

Elizabeth nahm etwa fünfzig Meter entfernt Aufstellung. Nun kam der schwierigste Lanzenstoß überhaupt. Der Reiter muß im entscheidenden Augenblick nicht nur die Frucht treffen, sondern seine Waffe auch mit der aufgespießten Tospit zurückziehen und um den Kopf der Sklavin herumschwingen lassen. Geschickt ausgeführt, ist es ein herrlicher Stoß. Doch von der Hand eines ungeschickten Reiters ist schon manche Sklavin entstellt oder gar getötet worden.

Ich hoffte, daß Elizabeth ohne Wunden davonkam. Die Kaiila kam schnell in Fahrt; ihr Galopp war gleichmäßig.

Die Menge brüllte auf, als ich an Elizabeth vorbeiraste, die Tospit auf der Lanzenspitze.

Krieger trommelten mit den Speeren gegen ihre lackierten Schilde. Männer brüllten.

Ich sah, wie Elizabeth zu schwanken begann, aber sie verlor das Bewußtsein nicht.

Albrecht von den Kassars senkte wütend die Lanze und galoppierte auf sein Mädchen zu. Eine Sekunde später war auch seine Lanzenspitze von einer Tospit gekrönt.

Das Mädchen hatte sich nicht von der Stelle gerührt und lächelte.

Die Menge bejubelte nun auch Albrecht.

Doch plötzlich wurde es still, denn der Schiedsrichter eilte zu Albrecht und bat um dessen Lanze. »Hier ist Blut an der Spitze«, sagte er.

»Ich habe sie nicht verletzt!« rief Albrecht

»Ich bin nicht verletzt!« rief das Mädchen.

Der Richter zeigte die Lanzenspitze herum. Ein winziger Blutfleck war an ihrer Spitze sichtbar, und auch die kleine grüne Frucht wies einen roten Striemen auf.

»öffne den Mund, Sklavin«, sagte der Richter.

Sie gehorchte nach anfänglichem Zögern, und der Richter entdeckte Blut in ihrem Mund. Das Mädchen hatte die Wunde zu verbergen versucht.

Mit einem kleinen Schreck wurde mir plötzlich klar, daß sie und Dina nun Kamchak und mir gehörten.

Lachend sprang Kamchak von seiner Kaiila und fesselte die beiden Mädchen.

»Ich weiß nicht, was wir mit all den Sklaven sollen«, sagte Elizabeth Cardwell. Sie sah mich mit zornblitzenden Augen an und wandte sich ab.

Kurze Zeit später ritten Kamchak und ich Seite an Seite zum Lager zurück, gefolgt von den drei Mädchen.

»Die Zeit des Kurzen Grases bricht an«, sagte Kamchak. »Morgen wenden sich unsere Herden in Richtung Turia.«

Ich nickte. Die Überwinterung war vorbei. Nun kam der dritte Abschnitt des Omenjahres, die Rückkehr nach Turia.

Vielleicht erhielt ich jetzt Antwort auf die verschiedenen Fragen, die mich immer wieder beschäftigt hatten — auf die Frage nach dem Briefkragen, nach den seltsamen Begleitumständen dieser

Sendung, nach dem goldenen Ei, dem letzten Ei der Priesterkönige.

»Ich nehme dich mit nach Turia«, sagte Kamchak.

»Gut«, erwiderte ich.

Die Überwinterung hatte mir Spaß gemacht, aber jetzt war sie vorbei. Bei Anbruch des Frühlings zogen die Bosks wieder nach Süden. Ich und die Wagen würden sie begleiten.

9

Es konnte kein Zweifel bestehen, daß ich in der abgetragenen Robe eines Kriegers und Kamchak in seiner schwarzen Tuchuk-Lederkleidung bei diesem Bankett Saphrars, des Kaufmanns von Turia, fehl am Platze schienen.

Es hatte mich einigermaßen überrascht, daß Kamchak und ich, die wir immerhin Botschafter der Wagnvölker waren, im Hause des Händlers Saphrar bewirtet und nicht in den Palast von Phanius Turmus geladen wurden, der Administrator von Turia war. Kamchaks Erklärung klang jedoch überzeugend. Es gab anscheinend zwei Gründe, einen offiziellen und einen wirklichen. Der offizielle Grund, von Administrator Phanius Turmus verkündet, besagte, daß die Angehörigen der Wagnvölker eine Bewirtung im Administrationspalast nicht verdient hätten; der wirkliche Grund, der wohl selten offen ausgesprochen wurde, lag darin, daß die Macht in Turia offenbar hauptsächlich bei der Kaste der Kaufleute lag, deren Anführer Saphrar war. Der Administrator war jedoch zweifellos unterrichtet. Er wurde bei diesem Bankett durch seine rechte Hand vertreten, Kamras aus der Kriegerkaste, ein Captain, der der beste Kämpfer der Stadt sein sollte.

Ich aß gewürztes Vulogehirn — und zwar mit einer goldenen Eßgabel, wie ich sie auf Gor noch nicht gesehen hatte. Dazu trank ich einen großen Schluck Paga.

An dieser Stelle möchte ich einmal ausführen, daß die Kaste der Kaufleute der Tradition gemäß nicht zu den fünf Hohen Kasten Gors gehört — zur Kaste der Wissenden, Schriftgelehrten, Ärzte, Hausbauer und Krieger. In der Regel — ein leider unglückseliger Umstand — ist es nur Mitgliedern der fünf Hohen Kasten gestattet, Sitze in den Hohen Räten der Städte zu beziehen. Wie überall übt das Gold der Kaufleute einen nicht unbeträchtlichen Einfluß

aus, besonders in den Städten, nicht immer vulgär durch Bestechungssummen und indirekte Zuwendungen, sondern oft auch sehr geschickt in der Form von Kreditzusagen oder -verweigerungen bei bestimmten Projekten, Wünschen und Bedürfnissen des Hohen Rates. Es gibt ein Sprichwort auf Gor: »Gold kennt keine Kaste« — ein Sprichwort, das die Kaufleute sehr lieben. Wie ich gehört habe, sehen sie sich insgeheim als die höchste Kaste überhaupt an, obwohl sie das natürlich nicht offen aussprechen, um die Mitglieder anderer Kasten nicht gegen sich aufzubringen. Der Anspruch ist nicht ganz unbegründet, könnte man sagen, denn die Kaufleute sind oft auf ihre Art sehr mutig und geschickt; sie unternehmen lange Reisen, setzen ihre Waren aufs Spiel, riskieren Karawanen, handeln Tauschvereinbarungen aus, formulieren und entwickeln untereinander Handelsgesetze, der einzigen gesetzlichen Vereinbarungen überhaupt, die zwischen den goreanischen Städten bestehen. Die Händler veranstalten und leiten effektiv auch die vier großen Jahrmärkte, die jedes Jahr am Fuße des Sardargebirges abgehalten werden. Ich sage >effektiv<, weil diese Märkte eigentlich unter der Leitung eines Komitees der Kaste der Wissenden stehen, das sich jedoch weitgehend auf seine Zeremonien beschränkt und zufrieden ist, die schwierige Führung dieses gewaltigen kommerziellen Phänomens den Mitgliedern der niederen, verachteten Kaste der Kaufleute zu überlassen.

»Dies«, sagte Saphrar der Händler, »ist eine Portion cosianischen Flügelfisches.«

»Wie kommt es, daß du in Turia Fische von der Insel Cos servieren kannst?«

»Ich habe eine Kriegsgaleere in Port Kar«, erwiderte Saphrar, »die ich zweimal im Jahr nach Cos schicke, um Fische zu holen.«

Saphrar war ein kleiner, dicker Mann mit rosiger Haut und kurzen Beinen und Armen; er hatte lebhaft Augen und einen winzigen rundlichen Mund; von Zeit zu Zeit bewegte er hastig seine rotlackierten Fingernägel, als befühlte er eine Tarnmünze oder einen vorzüglichen Stoff. Sein Kopf war glattrasiert, wie es in der Kaste der Kaufleute üblich ist, seine Augenbrauen waren ausgezupft, und über jedem Auge waren vier goldene Tropfen angebracht. Er stellte bei jedem Lächeln zwei goldene Zähne zur Schau, die beiden oberen Schneidezähne, die vermutlich Gift enthielten; Händler sind im Umgang mit Waffen selten geübt. Sein rechtes Ohr wies eine Kerbe auf, zweifellos ein Unfall. Kerben dieser Art

werden gewöhnlich Dieben zugefügt, wenn sie zum erstenmal erwischt werden. In Saphrars Fall mußte die Kerbe sicher auf einen anderen Grund zurückzuführen sein; trotzdem hatte sie ihm bestimmt schon oft Kopfzerbrechen bereitet. Saphrar war ein angenehmer Bursche, der sich zu benehmen wußte, ein wenig träge vielleicht — bis auf die Augen und seine schnellen Finger. Auf jeden Fall war er ein guter und aufmerksamer Gastgeber.

»Wie kommt es«, sagte ich, »daß ein Kaufmann aus Turia in Port Kar eine Kriegsgaleere unterhält?«

Saphrar lehnte sich auf seinen gelben Kissen zurück.

»Ich hatte nicht den Eindruck, daß Port Kar mit Binnenstädten freundschaftliche Beziehungen unterhält«, fuhr ich fort.

»Das trifft auch nicht zu«, sagte Saphrar achselzuckend. »Gold kennt eben keine Kaste.«

Ich aß ein Stück Fisch und spülte mit einem ordentlichen Schluck Paga nach. Saphrar beobachtete mich schauernd.

Neben mir kratzte Kamchak seinen Teller leer, hielt ihn an den Mund und ließ das fantasievoll zubereitete Fleisch in seinen Mund gleiten.

Ich beobachtete Saphrar, der mit geschlossenen Augen ein zukendes Etwas in den Mund schob.

»Saphrar aus der Kaste der Kaufleute hat die wahre Macht in Turia«, hatte mir Kamchak gesagt. Ich blickte den Tisch hinunter und musterte Kamras, die rechte Hand von Phanius Turmur, dem Administrator Turias. Er war ein großer starker Mann mit langem schwarzem Haar. Er saß wie ein Krieger. Er hatte von uns bisher noch keine Notiz genommen.

Kamchak und ich waren erst vor einigen Stunden in die neuntorige Stadt gekommen. Wir hatten einige Packkaiila mitgebracht. Auf diesen Tieren befanden sich Kisten mit kostbaren Schnitzereien und Juwelen, dazu Silbergefäße, Schmuck, Spiegel, Ringe, Käämme und goldene Tarnmünzen, die die Zeichen von einem Dutzend Städten trugen. Alles Geschenke für die Turianer, eine fast unverschämte Geste der Wagnvölker, die damit anzeigen wollten, wie unwichtig ihnen solche Dinge waren, so unwichtig, daß sie sie sogar den Turianern überließen. Turianische Besucher bei den Wagnvölkern, so selten sie kamen, versuchten diese Geschenke natürlich zu übertreffen. Kamchak hatte mir im Vertrauen gesagt, daß einige der Kostbarkeiten schon ein Dutzendmal hin und her gewandert waren. Nur eine kleine, flache Kiste wollte Kamchak

den Dienern Phanius Turmus' nicht überlassen, denen er am ersten Tor gegenübertrat. Er bestand darauf, den Behälter selbst zu tragen, der jetzt neben seinem rechten Knie am Tisch stand.

Mich freute dieser Besuch sehr, denn es interessiert mich immer, eine neue Stadt kennenzulernen.

Turia erfüllte meine Erwartungen. Es war eine Luxusstadt. Ihre Läden waren mit seltenen und interessanten Waren gefüllt. Ich roch unbekannte Gerüche. Mehr als einmal stießen wir auf Musikanten, die hintereinander die Straße entlangmarschierten und dabei spielten — wahrscheinlich waren sie unterwegs zu irgendeinem Fest. Freudig nahm ich wieder einmal die bunten Kastenfarben einer typischen goreanischen Stadt wahr, hörte zum erstenmal seit langer Zeit die altbekannten Rufe der Straßenverkäufer. Wir erregten kein Aufsehen, was mich zuerst verwunderte. Dann kam ich darauf, daß vermutlich Abgesandte der Wagnvölker jeden Frühling die Stadt aufsuchten. Wir wurden kaum beachtet, obwohl wir theoretisch Feinde Turias waren. Aber die Stadt war bisher noch nie besiegt worden; und seit über einem Jahrhundert hatte keine Belagerung mehr stattgefunden. Der Durchschnittsbürger machte sich also über die Wagnvölker keine Gedanken.

Ich ließ meinen Blick an den Tischen des Banketts entlangwandern, die wie ein Hufeisen angeordnet waren, so daß Sklaven vor die Gäste treten und sie bedienen konnten. Natürlich bot sich so auch die Gelegenheit, im freien Mittelteil Künstler auftreten zu lassen. An einem Ende stand ein kleiner Altar für die Priesterkönige; dort brannte ein Feuer. Auf dieses Feuer hatte der Oberdiener Saphrars zu Beginn des Essens einige Brocken Korn, etwas farbiges Salz, einige Tropfen Wein geschüttet. »Ta-Sardar-Gor«, hatte er gesagt, »für die Priesterkönige Gors«, und diese Worte waren von den Anwesenden wiederholt worden. Nur Kamchak fiel in den Satz nicht ein, der das seinem Himmel nicht zumuten wollte. Ich selbst sagte die Worte in Ehrerbietung vor den Priesterkönigen und in Erinnerung an meinen Freund Misk.

Ein Turianer, der einige Schritte von mir entfernt saß, bemerkte, daß ich die Lippen bewegt hatte, und sagte: »Ich sehe, daß du nicht bei den Wagnvölkern groß geworden bist.«

»Nein«, sagte ich.

»Das ist Tarl Cabot aus Ko-ro-ba«, sagte Saphrar.

»Wie kommt es, daß du meinen Namen kennst?«

»Man hört so allerlei«, sagte der Kaufmann geheimnisvoll.

Ich hätte ihn weiter ausgefragt, aber er wandte sich an einen Mann hinter ihm, und ich vergaß meine Frage.

Während auf den Straßen die Frauen verhüllt gegangen waren, was mich sehr betrückte, belohnte man uns hier um so mehr mit schönen Gesichtern. Mehrere freie Frauen saßen als Gäste am Tisch; Sklavinnen halfen bei der Bedienung. Die freien Frauen legten, wie es der prüde Kamchak empfinden mußte, schamlos ihre Schleier ab und genossen das Fest. Dadurch gewann das Bankett sehr, wenn ich mich auch des Eindrucks nicht erwehren konnte, daß dieses unverschleierte Auftreten etwas ungewöhnlich war, zumal noch in Anwesenheit von zwei Tuchukkriegern.

Zwischen den Gängen waren verschiedene Unterhalter aufgetreten, Jongleure, Feuerschlucker und Akrobaten. Auch ein Zauberer hatte seine Tricks vorgeführt, die Kamchak besonders gefielen, außerdem ein Mann, der einen Sleen zum Takt seiner Peitsche tanzen ließ.

Ich erhaschte einige Worte des Gesprächs zwischen Kamchak und Saphrar und erriet daraus, daß sie einen Treffpunkt zum Austausch von Waren aushandelten. Später am Abend, als mich der Paga betrunken gemacht hatte als es eigentlich ratsam war, hörte ich eine Diskussion, die sich nur um jene Spiele drehen konnte, die Kamchak die Spiele des Liebeskrieges genannt hatte — dabei ging es um Zeit, Waffen, Schiedsrichter und dergleichen. Dann hörte ich den Satz: »Wenn sie teilnehmen soll, mußt du uns die goldene Kugel überlassen.«

Abrupt wurde ich munter, und sofort ließ die Wirkung des Alkohols nach. Es durchlief mich wie ein Schock. Ich begann zu zittern, hielt mich jedoch am Tisch fest und versuchte mir nichts anmerken zu lassen.

»Ich kann dafür sorgen, daß sie für die Spiele ausgesucht wird«, sagte Saphrar, »aber das muß sich für mich lohnen.«

»Wie kannst du dafür sorgen, daß sie für die Spiele ausgesucht wird?« fragte Kamchak.

»Mein Gold sorgt dafür«, erwiderte Saphrar, »und auch dafür, daß sie nicht gut verteidigt wird.«

Aus dem Augenwinkel nahm ich wahr, daß Kamchaks schwarze Augen blitzten.

Dann hörte ich den Oberdiener rufen; seine Stimme ließ alles andere verstummen, die Gespräche und sogar die Musik. Die

Akrobaten, die gerade zwischen den Tischen turnten, verschwanden. »Die Lady Aphris von Turia.«

Alle wandten sich um und blickten auf eine breite Marmortreppe zur Linken des riesigen Bankettsaals im Hause Saphrars des Kaufmanns.

In einem bodenlangen weißen Seidenkleid, mit Goldstreifen durchwirkt, kam Aphris aus Turia langsam die Treppe herab. Ihre Sandalen waren aus Gold, und sie trug dazu passende goldene Handschuhe.

Ihr Gesicht war von einem weißseidenen Schleier verborgen, und um den Kopf trug sie die Robe der Verhüllung, so daß auch ihr Haar nicht zu erkennen war.

Ihre Kleidung entsprach den Farben der Kaste der Kaufleute, der sie anzugehören schien. Ich erinnerte mich, daß Kamchak einige Male von dieser Frau gesprochen hatte.

»Die reichste Frau in Turia«, sagte Kamchak.

»Wenn sie volljährig wird«, bemerkte Saphrar.

Bis dahin wurde ihr Vermögen zweifellos von Saphrar verwaltet.

Diese Vermutung wurde mir so später von Kamchak bestätigt. Saphrar war mit dem Mädchen nicht verwandt, sondern war von den turianischen Kaufleuten als Verwalter ihres Vermögens eingesetzt worden, nachdem ihr Vater bei einem paravacischen Überfall ums Leben gekommen war — der reichste Kaufmann der Stadt.

Das Mädchen, das die Blicke aller auf sich ruhen spürte, überschaute die Bankettszene. Ich fühlte, daß sie mich und Kamchak, die Fremden in diesem Kreis, sofort ausgemacht hatte. Ihre Haltung schien darauf hinzudeuten, daß sie ein wenig belustigt war.

»Ist sie die goldene Kugel nicht wert?« fragte der Kaufmann.

»Das läßt sich nicht so ohne weiteres sagen«, erwiderte Kamchak.

»Ich habe die Aussage ihrer Kammersklavinnen«, fuhr Saphrar fort. »Sie soll wunderschön sein. Die Kugel ist ja auch nicht wirklich aus Gold, sondern sieht nur so aus.«

»Trotzdem sind die Tuchuks stolz darauf.«

»Ich möchte das Ding ja auch nur als Kuriosität«, sagte Saphrar.

»Ich muß darüber nachdenken«, sagte Kamchak, ohne den Blick von Aphris zu wenden.

Ich ließ mir nicht anmerken, daß ich jedes Wort mithörte, wobei

es mir einige Mühe machte, die anmutige Gestalt nicht allzu sehr anzustarren, die jetzt auf das obere Ende des Tisches zuing. Auf ein Zeichen hin nahmen die Musiker ihre Instrumente wieder zur Hand, und die Akrobaten setzten ihre begonnene Schau fort.

»Es befindet sich im Wagen von Kutaituchik«, sagte Saphrar. »Ich könnte Tarn-Söldner aus dem Norden schicken — aber ich würde lieber keinen Krieg riskieren.«

Mein Herz begann heftig zu schlagen. Wenn Saphrars Informationen stimmten, befand sich das letzte Ei der Priesterkönige im Wagen Kutaituchiks, der Ubar der Tuchuks genannt wurde.

Ich bemerkte, wie Aphris von Turia näherkam, ohne sich um die anderen Gäste zu kümmern. Über ihrem Schleier nahm ich jetzt zwei mandelförmige schwarze Augen wahr; ihre Haut, soweit zu erkennen, war hell, wenn auch nicht ganz weiß.

»Die goldene Kugel gegen Aphris aus Turia«, flüsterte Saphrar in Kamchaks Ohr.

Kamchak wandte sich an den kleinen dicken Händler, und sein narbiges Gesicht verzerrte sich zu einem breiten Grinsen. »Die Tuchuks sind sehr stolz auf die goldene Kugel.«

»Na gut«, sagte Saphrar heftig, »dann bekommst du auch die Frau nicht — dafür Sorge ich schon —, während ich mir irgendwie die Kugel aneigne. Das verstehst du doch!«

Das Mädchen ging jetzt hinter uns entlang, und Saphrar sprang auf und verbeugte sich vor ihr. »Verehrte Aphris aus Turia«, sagte er, »die ich liebe wie meine eigene Tochter.«

Das Mädchen neigte den Kopf. »Verehrter Saphrar«, sagte sie.

Saphrar machte ein Zeichen, und zwei Sklavinnen brachten eine Seidenmatte und ein Kissen und legten sie zwischen Saphrar und Kamchak.

Apris setzte sich und sah sich um. Nach kurzem Schweigen sagte sie: »Ich rieche Boskdung.«

Der Oberdiener starrte sie entsetzt an, grinste und breitete entschuldigend die Arme aus. »Es tut mir leid, Lady, aber unter den Umständen...«

Sie sah sich um und schien nun erst Kamchak zu entdecken. »Ah!« sagte sie. »Jetzt verstehe ich — ein Tuchuk!«

Obwohl Kamchak mit untergeschlagenen Beinen am Tisch saß, schien er sich zu verbeugen, dann schlug er mit der Faust auf den Tisch, daß das Geschirr klirrte. »Großartig!« brüllte er.

Sie wandte sich an ihn. »Es will mir scheinen, als wären wir uns schon einmal begegnet.«

»Vor zwei Jahren — du nanntest mich damals einen Tuchuksleen.«

»Ja, ich glaube, ich erinnere mich.«

»Ich hatte dir ein fünffaches Diamantarmband zum Geschenk gemacht, denn ich hatte gehört, du seiest wunderschön.«

»Oh«, sagte Aphris, »ja — ich habe es einem meiner Sklaven geschenkt.«

Wieder schlug Kamchak belustigt auf den Tisch. »Damals, als du mich einen Tuchuksleen nanntest, damals schwor ich mir, dich zu meiner Sklavin zu machen.«

Aphris lachte nun nicht mehr.

Saphrar war sprachlos.

Stille herrschte ringsum.

Kamras, Erster Kämpfer der Stadt Turia, sprang auf und wandte sich an Saphrar. »Gestatte mir, daß ich Waffen holen lasse.«

Kamchak trank von seinem Paga und tat, als hätte er Kamras' Bemerkung nicht gehört.

»Nein! Nein«, rief Saphrar. »Der Tuchuk und sein Freund sind Gäste und Botschafter der Wagnvölker — ihnen darf hier nichts geschehen.«

Aphris aus Turia lachte fröhlich, und Kamras kehrte verlegen an seinen Platz zurück.

»Bringt Essenzen!« rief Aphris, und ein Sklave brachte ein Tablett mit verschiedenen Flaschen. Aphris nahm zwei zur Hand, hielt sie sich unter die Nase und versprühte dann Parfüm auf Kissen und Tisch. Ihre Handlung amüsierte die Turianer sehr.

»Dafür«, sagte Kamchak, »verbringst du deine erste Nacht in einem Dungsack.«

Aphris lachte und wandte sich an mich. »Und wer bist du?«

»Ich bin Tarl Cabot aus der Stadt Ko-ro-ba.«

»Die liegt weit im Norden«, bemerkte sie.

»Ja.«

»Wie kommt es, daß ein Korobaner im stinkenden Wagen eines Tuchuksleens lebt?«

»Der Wagen stinkt nicht«, sagte ich, »und Kamchak von den Tuchuks ist mein Freund.«

»Du bist natürlich ein Geächteter«, stellte sie fest.

Ich zuckte nur die Achseln.

Das Mädchen wandte sich an Saphrar. »Vielleicht möchten die Barbaren unterhalten werden.«

Diese Bemerkung verwunderte mich, denn wir waren schon den ganzen Abend gut unterhalten worden.

Saphrar hatte ärgerlich den Kopf gesenkt. »Vielleicht«, sagte er. Vielleicht war er noch verärgert, weil Kamchak ihm die goldene Kugel nicht geben wollte. Ich begriff die Motive meines Freundes nicht — es sei denn, er wußte, worum es sich handelte. Dann war das Gebilde für ihn natürlich von unschätzbarem Wert. Aber ich hatte das Gefühl, daß er den wahren Wert nicht begriff und trotzdem einen höheren Preis anzustreben schien als den, den Saphrar zahlen wollte.

»Sind die Frauen Turias nicht schön?« fragte mich Aphris.

»Allerdings«, sagte ich. »In meiner Stadt ist es freien Frauen nicht gestattet, sich vor Fremden ohne Schleier zu zeigen.«

Das Mädchen lachte fröhlich und wandte sich an Kamchak. »Was meinst du dazu, mein süßer Boskdung?«

Kamchak zuckte die Achseln. »Es ist allgemein bekannt, daß die Frauen Turias schamlos sind.«

»Das glaube ich nicht«, sagte Aphris ärgerlich.

»Ich sehe sie doch«, sagte Kamchak grinsend und breitete die Arme aus.

»Ich glaube nicht«, sagte das Mädchen.

Kamchak sah sich verwirrt um.

Zweimal klatschte das Mädchen in die Hände, und zu meiner Überraschung standen die Frauen am Tisch auf, stellten sich hastig in Position und warfen zur Freude der Gäste ihre kostbaren Roben ab. Jede der Frauen, die ich für frei gehalten hatte, trug den Sklavenkragen.

Kamchak war wütend.

»Hast du wirklich angenommen«, fragte Aphris arrogant, »daß wir es einem Tuchuk gestatten würden, in das Gesicht einer freien turianischen Frau zu blicken?«

Kamchak hatte die Fäuste auf dem Tisch geballt, denn ein Tuchuk läßt sich nicht gern zum Narren halten.

Kamras lachte laut, und sogar Saphrar kicherte zwischen seinen gelben Kissen.

Kamchak schwieg und hob seinen Pagakrug, leerte ihn und be-

obachtete die Sklavinnen, die sich nun zwischen den Tischen zur Musik wiegten.

»Wir haben viele Mädchen bei uns, die ebenso schön sind.«

»Oh?« fragte Aphris.

»Ja«, sagte Kamchak, »turianische Sklavinnen — so wie du eine sein wirst.«

»Du weißt natürlich, daß ich dich töten lassen würde, wenn du nicht Botschafter der Wagnvölker wärst«, sagte sie.

Kamchak lachte. »Es ist eine Sache, den Tod eines Tuchuks anzuordnen — etwas anderes ist es aber, ihn tatsächlich umzubringen.«

»Ich bin sicher, daß sich beides arrangieren ließe«, bemerkte Aphris.

Kamchak lachte. »Es wird mir Freude machen, dich zu besitzen«, sagte er.

Das Mädchen lachte. »Du bist ein Tor«, sagte sie und fügte ernst hinzu: »Aber nimm dich in acht! — Wenn du mich nicht mehr amüsiert, verläßt du diesen Tisch nicht lebend!«

»Und jetzt die anderen!« rief sie und klatschte in die Hände. Saphrar neigte ergeben den Kopf.

Der Oberdiener gab ein Zeichen und entließ die Mädchen. Gleich darauf ertönte das Läuten von Sklavenglocken. Neue Mädchen traten ein. Meine Hand krampfte sich um den Weinkrug. Aphris aus Turia war wirklich kühn. Ich fragte mich, ob Kamchak einen Zwischenfall heraufbeschwören würde.

Die Mädchen, die nun barfuß vor uns die temperamentvollen Liebestänze der Kataii, der Kassars, der Paravaci und der Tuchuks vorführten, waren Angehörige der Wagnvölker. Es wurde schnell deutlich, warum die turianischen Männer so großen Gefallen an den Präriemädchen fanden.

Kamchak hatte mit zusammengepreßten Lippen zugesehen und wandte sich nun an die schöne Aphris. »Ich werde dafür sorgen«, sagte Kamchak, »daß man dir als meiner Sklavin diesen Tanz beibringt.«

Aphris erstarrte, doch sie ließ sich nichts anmerken.

Kamchak wartete, bis die Mädchen der Wagnvölker ihren Tanz beendeten. Als sie den Raum verlassen hatten, stand er auf. »Wir müssen gehen«, sagte er.

Ich nickte und rappelte mich auf.

»Was ist in dem Kasten?« fragte Aphris aus Turia, als sie sah,

daß Kamchak den kleinen schwarzen Behälter aufnahm, der während des Essens an seinem rechten Knie gestanden hatte.

Sie war sichtlich neugierig.

Kamchak zuckte die Achseln.

Ich erinnerte mich, daß er Aphris vor zwei Jahren ein fünf-faches Diamantarmband geschenkt hatte, das sie damals ausschlug und einem Sklaven gab.

Trotzdem interessierte sie sich jetzt für die Schachtel.

»Es ist nichts«, sagte Kamchak, »nur eine Kleinigkeit.«

»Aber ist sie für jemanden?« fragte sie.

»Ich hatte gehofft«, sagte Kamchak, »dieses Etwas dir geben zu können.«

»Oh?« fragte Aphris, die diese Vorstellung sichtlich begrüßte.

»Aber dir würde es nicht gefallen«, sagte er.

»Woher willst du das wissen«, sagte sie ziemlich von oben herab. »Ich habe es ja noch gar nicht gesehen.«

»Ich nehme es wieder mit nach Hause.«

»Wie du willst.«

»Aber du kannst es natürlich haben«, sagte er.

»Ist es denn etwas anderes als ein schlichtes Diamanthalsband?« Aphris aus Turia war nicht dumm. Sie wußte sehr wohl, daß die Wagnvölker in ihren Reichtümern anderen goreanischen Völkern nicht nachstanden.

»Ja«, sagte Kamchak, »es handelt sich um etwas anderes als ein Diamantenhalsband. Aber du willst es natürlich nicht haben.«

»Du hast es doch für mich mitgebracht, nicht wahr?« fragte sie.

Kamchak zuckte die Achseln.

»Ich möchte es haben«, sagte Aphris plötzlich. »Gib es mir!«

Kamchak blickte zweifelnd auf den Kasten in seiner Hand. »Na gut, aber ich möchte es dir selbst anlegen.«

Kamras, Erster Kämpfer Turias, erhob sich von seinem Sitz. »Das war kühn, Tuchuksleen!« zischte er.

»Sehr wohl«, sagte Aphris, »du darfst es mir selbst umlegen.«

Kamchak stellte sich also hinter Aphris, die aufrecht am Tisch kniete. In ihren Augen schimmerte die Neugier. Ich sah, daß sie schneller atmete.

Kamchak öffnete seinen Kasten.

Als Aphris den Deckel aufklappen hörte, mußte sie sichtlich an sich halten, um sich nicht umzudrehen.

Nun ging alles ungeheuer schnell. Kamchak nahm aus der

Schachtel einen Gegenstand, der tatsächlich dazu gedacht war, am Hals getragen zu werden, aber es handelte sich um einen runden Metallring — einen turianischen Sklavenkragen. Das feste Schloß hinten am Kragen klickte hörbar, als sich das Metall um den Hals Aphris' legte. Im gleichen Augenblick riß Kamchak die Verblüffte hoch und zerrte ihr mit beiden Händen den Schleier vom Gesicht! Ehe jemand einschreiten konnte, raubten seine kühnen Lippen der starren Aphris aus Turia einen Kuß! Dann schleuderte er sie rückwärts über den niedrigen Tisch, so daß sie in der Mitte des Hufeisens zu Boden fiel. Wie durch Zauberhand erschien eine Quiva in seinem Ärmel und bewahrte die Umstehenden vor unüberlegten Handlungen.

Das Mädchen kniete nun und versuchte sich von dem Kragen zu befreien.

Kamchak schaute auf sie hinab. »Unter deinen weißgoldenen Roben«, sagte er, »rieche ich den Körper eines Sklavenmädchens!«

»Sleen! Sleen!« wimmerte sie.

»Leg deinen Schleier wieder an!« befahl Saphrar.

»Mach sofort den Kragen ab!« befahl Kamras, der Erste Kämpfer des Administrators Phanius Turmus.

Kamchak lächelte. »Ich habe den Schlüssel vergessen.«

»Dann schickt nach jemandem aus der Kaste der Metallarbeiter!« rief Saphrar.

Überall wurden Schreie laut: »Tötet die Tuchuksleens!« »Foltert sie!« »In das Öl der Tharlarions mit ihnen!« »Aufspießen!« »Fesseln und ins Feuer!« Aber Kamchak ließ sich davon nicht beeindrucken. Niemand wagte es, sich ihm zu nähern, denn in seiner Hand schimmerte die Quiva. Er wäre kein Tuchuk gewesen, wenn er damit nicht hätte umgehen können.

»Tötet ihn!« kreischte Aphris. »Tötet ihn!«

»Leg deinen Schleier wieder vor«, sagte Saphrar eindringlich. »Schämst du dich denn nicht?«

In ihren Augen stand Wut. Er, ein Tuchuk, hatte ihr Gesicht gesehen!

Obwohl ich es nie zugegeben hätte, freute mich Kamchaks Kühnheit, denn sie hatte ein Gesicht, um das es sich zu kämpfen lohnte — herrliche Züge, jetzt allerdings wutverzerrt, schöner als die hübschesten Sklavenmädchen, die uns bedient oder mit ihren Tänzen erfreut hatten.

»Ihr vergeßt natürlich«, sagte Kamchak, »daß ich Abgesandter der Wagnvölker bin und in euren Mauern Schutz genieße.«

»Spreßt ihn auf!« brüllten die Turianer.

»Es ist ein Witz!« rief Saphrar. »Ein Tuchuk-Witz!«

»Tötet ihn!« rief Aphris außer sich.

»Süße Aphris«, sagte Saphrar leise. »Du mußt dich beruhigen. Bald kommt einer von den Metallarbeitern und befreit dich von diesem ... Du solltest dich jetzt zurückziehen.«

»Nein!« rief Aphris. »Erst muß dieser Tuchuk sterben!«

»Das ist nicht möglich, meine Liebe«, sagte Saphrar.

»Du bist herausgefordert!« sagte Kamras und spuckte vor Kamchak aus.

Einen Augenblick sah ich Kamchaks Augen aufblitzen und dachte schon, er würde die Herausforderung des Ersten Schwertkämpfers der Stadt auf der Stelle annehmen. Aber dann zuckte er nur die Achseln und grinste. »Warum sollte ich kämpfen?« fragte er.

Das hörte sich gar nicht nach meinem Kamchak an.

»Du bist ein Feigling!« brüllte Kamras.

Ich fragte mich, ob Kamras die Bedeutung dieses Wortes kannte, mit dem er den Träger einer Tuchuk-Mutnarbe bedachte.

Aber zu meiner Verblüffung lächelte Kamchak nur. »Warum sollte ich kämpfen? Was ist damit zu gewinnen?«

»Aphris aus Turia!« rief das Mädchen.

Rufe des Entsetzens und des Protests liefen um den Tisch.

»Ja!« rief Aphris. »Wenn du, Erster Kämpfer Turias, gegen Kamchak kämpfst, biete ich mich als Preis im Liebeskrieg!«

Kamchak schaute sie an. »Ich kämpfe«, sagte er.

Stille breitete sich aus.

Ich sah, wie Saphrar, der ein wenig im Hintergrund stand, die Augen schloß und langsam nickte. »Schlauer Tuchuk«, sagte er leise. Ja, sagte ich mir, schlauer Tuchuk. Kamchak hatte es geschafft, daß sie Aphris aus Turia aus verletztem Stolz für den Liebeskrieg zur Verfügung stellte. Das war etwas, das er nicht mit der goldenen Kugel von Saphrar dem Kaufmann zu kaufen brauche — so etwas vermochte er offensichtlich selbst zu arrangieren, mit der Schlaueit eines Tuchuks. Ich nahm natürlich an, daß Saphrar, der immerhin als Vormund dieses Mädchens galt, so etwas nicht zulassen würde.

»Nein, meine Liebe«, sagte Saphrar zu dem Mädchen, »du

darfst keine Rache für diese schreckliche Beleidigung erhoffen — du darfst nicht an die Spiele denken — du mußt diesen unangenehmen Abend vergessen — du darfst nicht an die Geschichten denken, die über dich im Umlauf sein werden — über die Tat des Tuchuks und sein Entkommen.«

»Nie!« sagte Aphris. »Ich melde mich zum Liebeskrieg, das sage ich dir!«

»Nein«, sagte Saphrar, »das kann ich nicht zulassen — es ist besser, wenn die Leute über Aphris lachen. In einigen Jahren vergessen sie die Sache.«

»Ich verlange, daß ich mich melden darf!« rief das Mädchen.

»Aber in wenigen Tagen wirst du volljährig und erhältst die Verfügungsgewalt über dein Vermögen — dann kannst du tun, was du willst.«

»Aber das ist erst nach den Spielen!« rief das Mädchen.

»Ja«, sagte Saphrar, als müßte er nachdenken. »Das stimmt.«

»Ich verteidige sie!« sagte Kamras. »Ich verliere bestimmt nicht.«

»Es stimmt, daß du noch nie verloren hast.«

»Gib deine Erlaubnis!« riefen mehrere Stimmen durcheinander.

»Wenn du es nicht gestattest«, flehte Aphris, »ist meine Ehre auf ewig befleckt.«

Mir fiel plötzlich ein, daß nach den goreanischen Zivilgesetzen alle Besitztümer einer Person, die der Sklaverei verfällt, automatisch dem nächsten männlichen Verwandten übertragen werden — oder dem nächsten Verwandten, oder — wenn kein Mann mehr in der Familie ist — dem Treuhänder. Wenn also Aphris an Kamchak fallen und Sklavin werden sollte, würde ihr Vermögen an Saphrar, Kaufmann aus Turia, übergehen. Um legale Komplikationen zu vermeiden und die Beträge für Investitionen frei zu machen, ist der Vermögensübertrag unwiderruflich; sollte der frühere Eigentümer wieder frei werden, hat er keinen Rechtsanspruch mehr auf die übertragenen Werte.

»Gut«, sagte Saphrar mit gesenktem Blick, als fälle er eine Entscheidung wider sein besseres Wissen, »ich erlaube es meinem Schützling, Lady Aphris aus Turia, sich als Preis für die Spiele des Liebeskrieges zur Verfügung zu stellen.«

Ein Freudenschrei klang auf; alle waren überzeugt, daß der

Tuchuksleen eine gerechte Strafe für seine freche Tat an der reichsten Tochter Turias erhalten würde.

»Danke, Vormund«, sagte Aphris, warf mit einem letzten bösen Blick auf Kamchak hochmütig den Kopf zurück und verließ mit königlichem Schritt die Tische.

»Wenn man sie so gehen sieht«, bemerkte Kamchak ziemlich laut, »glaubt man kaum, daß die den Kragen einer Sklavin trägt.«

Aphris wirbelte mit geballten Fäusten herum und sah ihn mit blitzenden Augen an.

»Ich meinte ja nur, kleine Aphris«, sagte Kamchak, »daß du deinen Kragen zu tragen verstehst.«

Das Mädchen stieß einen erstickten Wutschrei aus und stolperte die Treppe hinauf. Weinend, mit verrutschtem Schleier, mit beiden Händen am Kragen zerrend, verschwand sie in ihren Räumen.

»Keine Angst, Saphrar aus Turia«, sagte Kamras, »ich töte diesen Tuchuksleen — langsam und mit Vergnügen.«

10

Mehrere Tage nach Saphrars Bankett — es war noch sehr früh am Morgen — kamen Kamchak und ich zusammen mit mehreren hundert Angehörigen der vier Wagnvölker zur Ebene der Tausend Pfähle, die einige Pasang von Turia entfernt liegt.

Schiedsrichter und Handwerker aus Ar, das Hunderte von Pasangs entfernt jenseits des Cartius liegt, waren bereits bei der Arbeit, inspizierten die Pfähle und bereiteten den Boden dazwischen vor. Diesen Männern war speziell für das große Ereignis freies Geleit in dieses Gebiet gewährt worden. Trotzdem war die Reise nicht ohne Gefahren, doch sie brachte auch gute Gewinne aus den Schatztruhen Turias und der Wagnvölker. Einige Schiedsrichter, die inzwischen ein Vermögen gemacht hatten, waren schon mehrfach im Amt gewesen. Das Honorar für einen einfachen Handwerker entsprach einem Jahreseinkommen im luxuriösen Ar.

Wir ließen uns Zeit, ritten auf unseren Kaiila in vier langen Reihen — die Tuchuks, die Kassars, die Kataii, die Paravaci, etwa zweihundert Krieger aus jedem Stamm. Kamchak ritt fast an der Spitze der Tuchuks. Der Standartenträger, der eine Fahne mit den

vier Boskhörnern präsentierte, ritt in unserer Nähe. Die Spitze unserer Kolonne bildete Kutaituchik, der mit geschlossenen Augen auf einer riesigen Kaiila saß und sich langsam hin- und herschaukeln ließ. Eine halb gekaute Kandakette baumelte in seinem Mund.

Neben ihm ritten drei andere Männer, die ich für die Ubar der Kassars, der Kataii und der Pravaci hielt. Nicht weit hinter ihnen entdeckte ich zu meiner Überraschung die drei anderen Männer, die ich getroffen hatte, als ich zu den Wagnenvölkern kam — Conrad von den Kassars, Hakimba von den Kataii und Tolnus von den Paravaci. Wie Kamchak ritten auch sie ganz in der Nähe ihrer Standartenführer. Die Standarte der Kassars zeigte eine rote dreigewichtige Bola, während die Kataii einen gelben Bogen auf schwarzer Lanze zum Zeichen hatten; die Paravaci schließlich präsentierten stolz ein Banner voller Juwelen, die auf Golddraht aufgezogen die Umrisse eines Boskkopfes zeigten.

Barfuß wanderte Elizabeth neben Kamchaks Steigbügel her. Weder Dina noch das andere Kassarsklavenmädchen waren bei uns. Am Nachmittag des Vortags hatte Albrecht sein Sklavenmädchen Tenchika, das er trotz des Bisses in den Hals von Kamchaks Kaiila verloren hatte, zurückgekauft — für die unglaubliche Summe von vierzig Goldstücken, vier Quivas und einem Kaiilasattel. Das war eine der höchsten Preise, der bei den Wagnenvölkern, je für ein Sklavenmädchen gezahlt worden war — ein sicheres Zeichen, daß Albrecht seine kleine Tenchika sehr vermißt hatte. Kamchak selbst hatte sich sehr über diesen Handel gefreut, was es Albrecht nicht gerade leichter machte. Der Tuchuk hatte immer wieder dröhnend gelacht und sich auf die Knie geschlagen, weil sich Albrecht offensichtlich in das Mädchen verliebt hatte. Dabei war sie nur eine Skalvin! Albrecht hatte seine Tenchika ärgerlich zweimal geschlagen und sie ein wertloses Ding genannt, während sie lachte und neben seiner Kaiila hin und her hüpfte und vor Freude weinte; zuletzt sah ich sie neben seinem Steigbügel herlaufen und den Kopf gegen seinen Pelzstiefel pressen.

Dina hatte ich, obwohl sie eine Sklavin war, zu mir in den Sattel genommen und war mit ihr fortgeritten, bis wir in der Ferne die weißen Mauern Turias erkennen konnten.

Als wir nahe genug heran waren, setzte ich das Mädchen ab und deutete auf die Stadt. »Das ist Turia«, sagte ich. »Deine Heimatstadt. Du bist frei.«

Das Mädchen senkte den Kopf. »Aber ich gehöre dir — ganz dir.«

»Du bist frei — das ist mein Wunsch.«

»Habe ich dir nicht gefallen?«

»Sehr sogar.«

»Aber warum verkaufst du mich nicht — ich bin wertvoll.«

»Wertvoller, als du ahnst.«

»Das verstehe ich nicht.«

Ich griff in meine Gürteltasche und gab ihr ein Goldstück. »Hier«, sagte ich. »Nun kehre nach Turia zurück, finde deine Familie und sei frei.«

Plötzlich begann sie zu zittern und klammerte sich an meinen Steigbügel.

Ich sprang ab und machte ihre Hände los. »Du bist frei! Soll ich dich in die Stadt bringen und über die Mauer werfen?«

Sie lachte. »Nein!« Plötzlich warf sie die Arme um meinen Hals und küßte mich. Als ich sie wieder abgesetzt hatte, bemerkte ich in der Ferne eine Staubwolke, die vor den Mauern der Stadt aufstieg. Wahrscheinlich einige Krieger auf Tharlarions. Ich machte mich von dem Mädchen los, sprang in den Sattel und winkte Dina zu.

Im nächsten Augenblick zischte mir ein Pfeil über den Kopf.

Ich lachte, riß die Kaiila herum und galoppierte davon, wobei die schwerfälligen Tharlarions schnell zurückfielen.

Die Verfolger kehrten bald um und fanden ein freies Mädchen, das in einer Hand ein Goldstück umklammerte und lachend und weinend einem Feind nachwinkte.

Als ich zu den Wagen zurückkehrte, waren Kamchaks erste Worte: »Ich hoffe, du hast einen guten Preis für sie erzielt.«

Ich lächelte.

Elizabeth Cardwell, die sich gerade um das Feuer im Wagen kümmerte, war erstaunt, als ich ohne Dina zurückkehrte. »Du ... hast sie ... verkauft?« fragte sie ungläubig. »Verkauft?«

»Vielleicht verkaufe ich dich auch«, sagte Kamchak.

Elizabeth wirkte plötzlich verschreckt. Sie warf mir einen flehenden Blick zu.

Kamchaks Worte beunruhigten mich auch. Elizabeth musterte mich ungläubig und schüttelte den Kopf. Ich hielt es nicht für gut, ihr zu sagen, daß ich Dina freigegeben hatte — damit machte ich ihr das Leben nur schwer, und sie gab sich vielleicht der sinnlosen

Hoffnung hin, daß ihr Kamchak eines Tages ein ähnliches Geschenk machen würde. Damit konnte sie kaum rechnen. Ich lächelte vor mich hin. Kamchak, der einer Sklavin die Freiheit gab? Undenkbar!

»Ja«, sagte Kamchak, »ich glaube, ich verkaufe dich.«

Elizabeth zitterte vor Entsetzen.

»Aber vielleicht könnte ich sie auch ausbilden lassen ...« überlegte er.

»Damit ließe sich ein besserer Preis erzielen«, sagte ich, wobei ich auch daran dachte, daß ein gutes Training wahrscheinlich einige Monate dauern würde.

»Sie ist eine kleine Barbarin«, sagte Kamchak und blinzelte mir zu. »Aber eine hübsche kleine Barbarin, nicht wahr?«

Ich folgte Kamchak vor den Wagen, wo er sich zu meiner Verblüffung an mich wandte: »Du warst ein Narr, als du Dina freigelassen hast.«

»Woher willst du wissen, daß ich sie freigelassen habe?«

»Ich habe gesehen, wie du sie vorn in den Sattel gehoben hast und in Richtung Turia geritten bist«, sagte er. »Ich weiß, daß du sie mochtest. Außerdem ist dein Beutel nicht dicker geworden.«

Ich lachte.

Kamchak deutete auf mein Geldtäschchen. »Du müßtest jetzt vierzig Goldstücke darin haben. Soviel ist sie mindestens wert — vielleicht sogar mehr. Eine geübte Bolaläuferin wie sie ...« Kamchak lachte. »Albrecht war ein Narr, aber Tarl Cabot ist ein noch größerer.«

»Vielleicht.«

»Jeder, der sich in ein Sklavenmädchen verliebt, ist ein Narr!«

»Vielleicht ist eines Tages auch Kamchuk von den Tuchuks an der Reihe.«

Daraufhin warf Kamchak den Kopf in den Nacken und begann brüllend zu lachen. Als er sich wieder beruhigt hatte, schlug er mir auf die Schulter. »Komm, betrinken wir uns!«

»Aber morgen kämpfst du auf der Ebene der Tausend Pfähle — deshalb sollten wir lieber schlafen gehen!«

»Ich bin ein Tuchuk — also betrinke ich mich.«

Wir spuckten dann um die Wette, um zu bestimmen, wer die Flasche Paga bezahlen mußte. Er gewann, indem er beim Spucken schnell den Kopf drehte und seitlich zielte. Im Vergleich zu seiner

Fertigkeit fiel mein Versuch deprimierend einfalllos und geradlinig aus. Der schlaue Tuchuk hatte mich natürlich zuerst spucken lassen.

Am Morgen darauf erreichten wir die Ebene der Tausend Pfähle.

Trotz des wilden Abends schien Kamchak guter Laune zu sein, blickte sich pfeifend um und trommelte von Zeit zu Zeit einen kleinen Rhythmus auf seinem Sattel. Ich vermutete, daß Kamchak in Gedanken bei Aphris aus Turia war; offenbar rechnete er fest damit, dieses Mädchen zu gewinnen.

Ich weiß nicht, ob es auf der Ebene der Tausend Pfähle wirklich tausend Pfähle gibt — jedenfalls ist ihre Zahl sehr groß. Diese Pfähle, etwa zwei Meter hoch und vielleicht fünfzehn Zentimeter im Durchmesser, stehen sich in zwei parallelen Reihen paarweise gegenüber — der Zwischenraum zwischen den Reihen beträgt etwa fünfzehn Meter; innerhalb einer Reihe sind die Pfähle rund zehn Meter voneinander entfernt. Die beiden Pfahlreihen erstrecken sich vier Pasang weit über die Prärie. Eine dieser Reihen liegt zur Stadt hin, die andere zu den Prärien. Wie ich feststellte, waren die Pfähle kürzlich bunt angemalt worden, jeder in anderen Farben und in verschiedenen Mustern. Es war ein farbiges Bild, ein Bild der Lebensfreude. Ich mußte daran denken, daß zwischen diesen beiden Pfahlreihen in Kürze Männer kämpfen und sterben würden.

Ich bemerkte, daß Arbeiter an einigen Pfählen noch kleine Ringe anbrachten, etwa anderthalb Meter über dem Boden.

Ich hörte einige Musiker, die etwa fünfzig Meter hinter den turianischen Pfählen leichte Weisen spielten.

Zwischen den beiden Pfahlreihen war für jedes gegenüberliegende Pfahlpaar ein Kreis in das Gras gemäht, ein Kreis, der etwa zweieinhalb Meter groß war. Das Rund war mit Sand ausgelegt.

Zwischen den Männern der Wagnvölker drängten sich kühn Händler aus Turia und verkauften Kuchen, Wein und Fleisch, auch Ketten und Sklavenkragen.

Kamchak warf einen Blick auf die Sonne, die ihren Himmelsweg etwa zu einem Viertel zurückgelegt hatte. »Die Turianer kommen immer zu spät«, sagte er.

»Sie kommen aber«, sagte ich und deutete auf eine Staubwolke. Bei den Tuchuks entdeckte ich jetzt den jungen Harold, den Hereena vom Ersten Wagen so herablassend behandelt hatte. Das

Mädchen selbst war nicht zu sehen. Der junge Bursche machte auf mich einen guten Eindruck, auch wenn er keine Narbe trug. Das hatte zur Folge, daß er an den heutigen Wettkämpfen nicht teilnehmen konnte — ohne Narbe durfte er auch nicht um eine freie Frau werben, einen eigenen Wagen besitzen oder mehr als fünf Bosks und drei Kaiila sein Eigentum nennen. Die Mutnarbe hat also nicht nur eine kämpferische, sondern auch eine soziale und wirtschaftliche Bedeutung.

Lange Reihen von Tharlarions näherten sich von der Stadt. Die Morgensonne blitzte auf den Helmen der turianischen Krieger, auf ihren langen Lanzen und auf den Metallverstärkungen ihrer ovalen Schilde. Ich hörte das Dröhnen der beiden Tharlariontrommeln, die die Geschwindigkeit der Prozession bestimmten — wie das Klopfen eines Herzens. Neben den Tharlarions schritten andere Bewaffnete und sogar Bürger Turias sowie weitere Händler und Musiker, die die Spiele sehen wollten.

Turia selbst zeigte sich in vollem Flaggenschmuck; auf den Mauern drängten sich die Menschen, die die Wettkämpfe zweifellos durch die langen Gläser der Kaste der Hausbauer beobachten wollten.

Etwa zweihundert Meter vor den Pfahlreihen zog sich die Formation der turianischen Krieger in die Breite, bis sie fast der Länge der Pfahlreihen entsprach. Dann setzten sich auf ein plötzliches Signal der Trommel die mächtigen Tharlarions in Bewegung, die Lanzen senkten sich, die Reiter begannen zu brüllen, und die ganze Reihe donnerte heran.

»Verrat!« brüllte ich.

Gegen den Angriff einer Tharlarionarmee gab es keinen Schutz.

Zu meiner Verblüffung schienen sich die Krieger der Wagenvölker wenig um die gefährliche Lawine zu kümmern, die sich ihnen näherte. Einige feilschten gelassen mit den Händlern, andere unterhielten sich in aller Ruhe.

Elizabeth hatte die Hände vor das Gesicht geschlagen, und ich machte Anstalten, sie auf meinen Sattel zu ziehen und die Flucht zu ergreifen.

»Also wirklich!« sagte Kamchak tadelnd.

Ich richtete mich auf und sah, daß die Kette der Tharlarionreiter zischend und stampfend haltgemacht hatte — etwa fünfzehn Meter vor den Pfählen.

»Ein alter turianischer Scherz«, sagte Kamchak. »Sie freuen sich

ebenso auf die Spiele wie wir und wollen sich den Spaß nicht verderben.« Und er lachte.

Ich wandte mich verlegen ab.

In diesem Augenblick entstand Bewegung bei den Turianern, die lachend mit den Lanzen gegen ihre Schilde schlugen. Kailahufe donnerten hinter uns auf, und eine große Anzahl langhaariger Reiter stürmte in das Lager der Wagnvölker.

Ja, sie waren großartig, die wilden Mädchen der Wagnvölker, und ich sah, daß die stolze Hereena keine geringe Rolle unter ihnen spielte. Ihr Blick fiel auf Harold, neben dem sie von ihrer Kaila sprang und ihm die Zügel zuwarf. »Bring das Tier fort, Sklave«, sagte sie frech.

Wütend nahm er die Zügel und führte das Tier zur Seite.

Nun wurde es auch bei den Wagnvölkern laut, als hinter den Reihen der Turianer verhüllte Sänften abgesetzt wurden, denen die Damen der Stadt entstiegen, um die es bei den Spielen gehen sollte.

Die Einrichtung des Liebeskrieges zwischen den Turianern und den Wagnvölkern ist eine alte Tradition, älter sogar als das Omenjahr. Die theoretische Begründung für diese Spiele besteht für die Turianer darin, daß sich hier eine ausgezeichnete Gelegenheit bietet, die Wildheit und Geschicklichkeit turianischer Krieger unter Beweis zu stellen und so die kühnen Krieger der Wagnvölker zu entmutigen. Wahrscheinlich kämpft der turianische Krieger gern und bringt im Kampf seine Frauen an sich. Die Turianer sind ohnehin der Meinung, daß ihre Krieger zu wenig mit den Wagnvölkern kämpfen, die sich als ausweichender Gegner erwiesen haben, schnell zuschlagend und schnell wieder in der Versenkung verschwunden. Ich fragte einmal Kamchak, ob auch die Wagnvölker einen Grund für den Liebeskrieg hätten. Er bejahte meine Frage und deutete lachend auf die Sklavenmädchen Tenchika und Dina, die damals noch in seinem Wagen lebten. »Das ist der Grund«, sagte Kamchak. Jetzt erst ging mir auf, daß die beiden Sklavenmädchen vielleicht bei einem Kampf im Liebeskrieg gewonnen worden waren.

Eine nach der anderen entstiegen die stolzen Damen Turias nun ihren Sänften, in Roben der Verhüllung gekleidet. Nicht jede durfte sich als Preis für die Kämpfe zur Verfügung stellen; nach allgemeiner Übereinkunft konnten überhaupt nur die schönsten ausgewählt werden.

Ich hörte einen Schiedsrichter rufen: »Erster Pfahl! Aphris aus Turia!«

»Ha!« brüllte Kamchak und schlug mir so heftig auf den Rücken, daß ich fast aus dem Sattel gestürzt wäre.

Ich war verblüfft. Das turianische Mädchen mußte wirklich von großer Schönheit sein, wenn sie für den Ersten Pfahl bestimmt wurde.

In ihrer weißen und goldenen Robe wurde Aphris nun von dem Schiedsrichter zum ersten Pfahl auf der Seite der Wagnvölker geführt. Die Präriemädchen würden an den Pfählen auf der Stadtseite stehen. So konnten die turianischen Mädchen ihre Stadt und ihre Krieger sehen, während die Mädchen der Wagnvölker die Ebene und ihre Kämpfer betrachten konnten.

Ich sah, daß Hereena aus dem Ersten Wagen am Dritten Pfahl stand, obwohl die beiden Kassarmädchen vor ihr nicht hübscher zu sein schienen. Sie war darüber sichtlich erbost, konnte jedoch die Entscheidung der Schiedsrichter nicht anfechten.

Ich blickte die Pfahlreihen entlang. Die Mädchen der Wagnvölker standen stolz vor ihren Pfählen, zuversichtlich, daß ihre Kämpfer, die noch nicht bestimmt waren, durch einen Sieg ihre Rückkehr zum eigenen Volk sicherstellen würden; die Mädchen aus der Stadt taten ebenso gelassen, aber auch sie waren sicher aufgeregt.

Kamchak ritt auf seiner Kaiila durch die Menge auf den ersten Pfahl zu.

Ich folgte ihm.

Er beugte sich aus dem Sattel. »Guten Morgen, kleine Aphris«, sagte er.

Sie erstarrte, würdigte ihn aber keines Blicks. »Bist du zum Sterben bereit, Sleen?« fauchte sie.

»Nein«, sagte Kamchak. »Wie ich sehe, trägst du den Kragen nicht mehr. Aber das macht nichts — ich habe noch einen für dich.«

»Ich freue mich schon darauf, wenn du im Sand kniest, und Kamras aus Turia um den tödlichen Streich bittest!«

»Die nächste Nacht, kleine Aphris, wirst du im Dungsack verbringen, wie ich es dir versprochen habe.«

Er lachte laut und lenkte seine Kaiila weiter.

Nun wurden die Mädchen auf beiden Seiten an den Pfählen festgemacht; sie mußten die Hände durch die Ringe stecken, die

sodann geschlossen wurden. Die Schlüssel wurden an kleinen Haken über ihren Köpfen befestigt.

Ich sah, wie Aphris unauffällig die Hände in ihren Fesseln bewegte, um sie herauszuziehen; aber das ging natürlich nicht. Nun war es zu spät, aus dem Liebeskrieg auszusteigen.

»Sind die Frauen gefesselt?« fragte der Obrichter, der auf einer kleinen Plattform am Ende der Pfahlreihen stand — in diesem Jahr auf der Seite der Wagnvölker.

»Sie sind gefesselt!« tönte es.

»Dann sollen sich die Kämpfer finden!« rief der Schiedsrichter.

Nun gerieten die Krieger der Wagnvölker und die Turianer in Bewegung, strömten in das Gebiet zwischen den Pfahlreihen. Die Präriemädchen waren natürlich unverschleiert, was es den Turianern leicht machte. Die Krieger der Wagnvölker mußten sich an die Schiedsrichter wenden, wenn sie ein turianisches Mädchen sehen wollten; diese lüfteten dann kurz den Schleier. Natürlich würde kein Angehöriger der Wagnvölker sein Leben für ein Mädchen riskieren, das er gar nicht gesehen hatte.

»Ich möchte mir gern die hier ansehen«, sagte Kamchak und deutete mit dem Daumen auf Aphris.

»Erinnerst du dich nicht an mein Gesicht, Sleen!« fauchte die Verschleierte.

»Mein Gedächtnis ist nicht mehr gut«, sagte Kamchak. »Hier begegnen einem so viele Gesichter.«

Der Schiedsrichter löste Aphris' weißen und goldenen Schleier. Das Mädchen war wirklich unglaublich schön.

»Was meinst du?« fragte mich Kamchak.

»Sie ist großartig«, sagte ich.

»Wahrscheinlich gibt es noch bessere weiter unten«, sagte Kamchak. »Sehen wir uns lieber erst noch mal um.«

Aphris Gesicht rötete sich vor Zorn, und sie schrie hinter ihm her: »Komm zurück, du Sleen!«

»Willst du nicht für sie kämpfen?« fragte ich Kamchak.

»Aber natürlich«, grinste er.

Trotzdem schauten wir uns nacheinander alle turianischen Mädchen an und kehrten erst nach langer Zeit an den Anfang der Pfahlreihen zurück.

»Ein trauriger Haufen dieses Jahr«, wandte sich Kamchak an Aphris.

»Kämpfe für mich!«

»Möchtest du das?« fragte Kamchak interessiert.

Sie zitterte vor Wut. »Ja! Ich möchte es!«

»Na gut«, sagte Kamchak. »Dann kämpfe ich für dich.«

Es wollte mir scheinen, als lehnte sich Aphris aus Turia erleichtert gegen ihren Pfahl. Sie musterte Kamchak erfreut. »Du wirst vor meinen Füßen sterben.«

Kamchak zuckte die Achseln, ohne die Möglichkeit zu verneinen. Dann wandte er sich an den Schiedsrichter: »Will sonst noch jemand für sie kämpfen?«

»Nein«, sagte der Schiedsrichter.

Wollen mehr als zwei Männer für ein Mädchen kämpfen, entscheidet gewöhnlich Rang und Ansehen über den Vortritt; es ist verpönt, daß sich etwa zwei Angehörige der Wagnenvölker um ein Mädchen schlagen — besonders in Anwesenheit des Feindes.

»Dann scheint sie ja ziemlich unansehnlich zu sein«, bemerkte Kamchak.

»Nein«, sagte der Schiedsrichter. »Es liegt daran, daß Kamras sie verteidigt.«

»O nein!« rief Kamchak sichtlich erschrocken und fuhr zurück.

»Du wirst dich doch noch erinnern?« lachte Aphris höhnisch.

»Ich habe damals viel Paga getrunken«, gestand Kamchak.

»Du brauchst nicht zu kämpfen«, sagte der Richter, »dann fällt ihm das Kassarmädchen zu.«

Diese Aussicht schmeckte dem Kassarmädchen, das Aphris gegenüberstand, offenbar ganz und gar nicht. Sie blickte Kamchak erschrocken und flehend an.

Der zuckte die Achseln. »Na gut, dann kämpfe ich.«

»Du bist ein Narr«, sagte Kamras aus Turia.

Ich zuckte etwas zusammen, denn ich hatte nicht gemerkt, daß der Turianer so dicht hinter uns gestanden hatte. Er bot wirklich ein eindrucksvolles Bild. Er wirkte stark und schnell. Das lange schwarze Haar hatte er hinter dem Kopf zusammengebunden. Seine kraftvollen Handgelenke waren mit Boskleider umwickelt. In seiner Rechten trug er einen Speer und über der Schulter ein kurzes Schwert. Er überragte Kamchak um Haupteislänge.

»Beim Himmel«, sagte dieser und pfiß durch die Zähne, »du bist wirklich ein großer Bursche.«

»Fangen wir an«, forderte Kamras ungeduldig.

Daraufhin ließ der Schiedsrichter den Kreis zwischen Aphris

und dem Kassarmädchen frei machen. Zwei Männer kamen mit Harken und säuberten den Ring.

Zu Kamchaks Pech waren in diesem Jahr die Turianer mit der Waffenwahl an der Reihe. Glücklicherweise konnte aber der Krieger der Wagnvölker vom Kampf zurücktreten, solange sein Name in den offiziellen Listen der Spiele noch nicht eingetragen war. Wählte Kamras also eine Waffe, mit der Kamchak nicht zurechtkam, konnte der Tuchuk den Kampf ablehnen, womit das Kassarmädchen allerdings verloren war.

»Ah ja — die Waffen«, sagte Kamchak. »Was nehmen wir denn — die Kaiilalanze, Peitsche und Bola, vielleicht die Quiva?«

»Schwert«, sagte Kamras hart.

Diese Entscheidung stürzte mich in Verzweiflung. Seit ich bei den Wagnvölkern war, hatte ich noch keines von den goreanischen Kurzschwertern gesehen, die in den Städten so beliebt sind — wahrscheinlich, weil sich diese Waffe vom Rücken einer Kaiila aus nicht gut einsetzen läßt, so war denn zu erwarten, daß der arme Kamchak mit dem Schwert sicherlich wenig vertraut war. Gewöhnlich wählen turianische Krieger bei den Kämpfen des Liebeskrieges Morgenstern und Dolch, Axt und Morgenstern, Dolch und Peitsche, Axt und Netz oder zwei Dolche — mit der Einschränkung, daß die Quiva nicht geschleudert werden darf.

Kamras schien fest entschlossen. »Das Schwert«, wiederholte er.

»Aber ich bin doch nur ein armer Tuchuk«, jammerte Kamchak.

Kamras lachte. »Es bleibt dabei«, sagte er.

»Aber wie soll ich mich mit dem Schwert verteidigen — ich, ein armer Tuchuk?«

Kamras lächelte voller Verachtung. »Ich will großzügig sein — verzichte auf den Kampf!«

»Kämpfe, dreckiger Tuchuk!« wütete Aphris und zerrte an ihren Ringen.

»Laß ihm den Ausweg«, sagte Kamras. »Ganz Gor wird über ihn lachen — und das ist deine Rache.«

»Ich will, daß er stirbt!« schrie Aphris. »Er soll vor mir im Staub verbluten!«

Kamras zuckte die Achseln. »Na gut, dann töte ich ihn.« Er wandte sich an Kamchak. »Ich gestatte dir, eine Waffe zu wählen, die uns beiden recht ist.«

»Vielleicht kämpfe ich ja gar nicht«, sagte Kamchak.

Kamras ballte die Fäuste. »Gut, wie du willst.«

»Aber vielleicht kämpfe ich doch«, sagte Kamchak schnell. »Gut, ich kämpfe!« setzte er nach einer kleinen Pause hinzu.

Die beiden Mädchen stießen einen Freudenschrei aus.

Der Schiedsrichter trug Kamras und Kamchak in seine Listen ein.

»Welche Waffe wählt ihr?« fragte der Schiedsrichter. »Denkt daran, beide müssen mit der Wahl einverstanden sein.«

Kamchak wiegte gedankenverloren den Kopf und blickte schließlich seinen Gegner an. »Ich habe mich schon öfter gefragt, wie es ist, wenn man so ein Schwert hält.«

Der Schiedsrichter ließ fast seine Liste fallen.

»Ich nehme das Schwert«, sagte Kamchak kurzentschlossen.

Das Kassarmädchen stöhnte laut auf.

Kamras blickte Aphris aus Turia an. Er schien sprachlos zu sein. Auch das Mädchen wußte nichts zu sagen. »Er ist wahnsinnig«, brachte Kamras schließlich heraus.

»Tritt zurück«, sagte ich zu Kamchak.

»Zu spät«, sagte der Richter.

»Zu spät«, sagte Kamchak unschuldig und warf mir einen bedauernden Blick zu.

Innerlich stöhnte ich auf, denn in den letzten Monaten hatte ich den mutigen, schlaunen Tuchuk sehr ins Herz geschlossen.

Schwerter wurden gebracht, goreanische Kurzscherter, die in Ar geschmiedet worden waren.

Kamchak nahm seine Waffe zur Hand, als handelte es sich um einen Wagenhebel, der dazu dient, festgefahrene Wagen aus dem Schlamm zu stemmen.

Kamras und ich blickten uns entsetzt an.

Was Kamras nun sagte, muß ich ihm hoch anrechnen. Er wandte sich an Kamchak: »Tritt zurück.« Ich konnte ihn verstehen, er war ein Krieger und kein Schlächter.

»Zu meinen Füßen soll er verbluten!« fauchte die sanfte Aphris aus Turia. »Ein Goldstück für jeden Stich, Kamras!« rief sie.

Kamchak fuhr mit dem Daumen über die Klinge. Ich sah, wie sich die Haut spaltete und ein dicker Blutstropfen hervortrat.

Er blickte auf. »Scharf«, sagte er bewundernd.

»Ja«, sagte ich erschöpft und wandte mich ab. »Darf ich für ihn kämpfen?« fragte ich den Schiedsrichter.

»Das ist nicht gestattet«, erwiderte der Mann.

»Aber es wäre eine gute Lösung«, sagte Kamras.

Ich packte Kamchak an den Schultern. »Kamras will dich nicht abschlagen«, sagte ich. Es genügt ihm, dich zu beschämen. Tritt zurück.«

Plötzlich blitzte mich Kamchak an. »Möchtest du, daß ich in Schande zurücktrete?«

»Es ist besser, in Schande zurückzutreten, als tot zu sein.«

»Nein«, sagte er, »besser tot als in Schande zu leben.«

Ich ließ ihn in Ruhe. Er war ein Tuchuk. Er würde mir sicher sehr fehlen, dieser wilde, trinkfeste, stampfende, tanzende Kamchak von den Tuchuks.

Im letzten Augenblick rief ich ihm zu: »Um der Priesterkönige willen — du mußt die Waffe so halten!« Und ich versuchte ihm einen einfachen Griff zu zeigen, der ihm sowohl den Angriff als auch die Verteidigung gestattete. Aber als ich zurücktrat, hielt er seine Waffe wie eine goreanische Säge.

Auch Kamras schloß kurz die Augen, als könne er diesen Anblick nicht ertragen. Ich machte mir klar, daß Kamras den Tuchuk hatte erniedrigen wollen — er verspürte keinen Wunsch, den ungeschickten Tuchuk zu töten, der ja praktisch wehrlos war.

»Der Kampf soll beginnen«, sagte der Schiedsrichter.

Ich trat zurück, und Kamras näherte sich vorsichtig seinem Gegner.

Kamchak betrachtete die Kante seines Schwertes, drehte es hin und her und beschäftigte sich offenbar vergnügt mit den Reflexionen der Sonnenstrahlen auf dem Stahl.

»Paß auf!« brüllte ich.

Kamchak wandte sich um, um zu sehen, was ich meinte, und zu seinem Glück blitzte in diesem Augenblick der Lichtreflex genau in Kamras' Augen, der plötzlich den Arm hochwarf und blinzelnd den Kopf schüttelte. Er konnte nichts sehen.

»Schlag zu!« kreischte ich.

»Was?« fragte Kamchak.

»Paß auf!« brüllte ich, denn Kamras ging erneut vor.

Kamras hatte natürlich die Sonne im Rücken, was ihm so selbstverständlich war wie einem Tarn, der seine Beute angeht.

Kamchak hatte unglaubliches Glück, daß die Klinge im rechten Augenblick aufgeblitzt war. Das hatte ihm wahrscheinlich das Leben gerettet.

Kamras ging zum Angriff über, und es sah aus, als würde Kam-

chak im letzten Augenblick den Arm hoch, als verlöre er das Gleichgewicht, und tatsächlich hoppelte er plötzlich nur noch auf einem Stiefel herum. Ich bemerkte kaum, wie Kamras' Schlag heftig pariert wurde. Kamras begann seinen Gegner nun im Ring herumzujagen. Kamchak stolperte fast rückwärts aus dem Kreis und versuchte sein Gleichgewicht wiederzugewinnen. Bei seiner Verfolgung hatte Kamras ein Dutzendmal recht ungeschickt zuge schlagen, wobei Kamchak zu meiner Verblüffung jeden Schlag hatte abwehren können; er hielt sein Schwert jetzt wie einen Prügel.

»Töte ihn!« kreischte Aphris aus Turia.

Ich war in Versuchung, mich abzuwenden.

Das Kassarmädchen wimmerte vor Enttäuschung.

Als sei er ermüdet, setzte sich Kamchak plötzlich schweratmend in den Sand. Das Schwert hatte er vor das Gesicht gehoben, wo es ihn offensichtlich beim Sehen behinderte. Mit den Stiefeln drehte er sich im Kreis, so daß er stets Kamras ansah, aus welcher Richtung dieser auch angriff. Immer wieder schlug der Turianer zu, und ich erwartete bei jedem Hieb, Kamchak tot umsinken zu sehen, und jedesmal wollte mir das Herz in der Brust stocken, doch — ich verstand es nicht — stets im letzten Augenblick wehrte Kamchak mit einem müden kleinen Zucken seiner Klinge den Aufprall ab, so daß der turianische Stahl harmlos zur Seite glitt. Erst jetzt dämmerte mir, daß Kamchak nun schon seit drei oder vier Minuten das Ziel eines immer heftiger werdenden Angriffs war — eines Angriffs durch den Ersten Kämpfer Turias —, ohne daß er bis zu diesem Moment auch nur einen Kratzer davongetragen hatte.

Nun rappelte sich Kamchak müde wieder auf.

»Stirb, Tuchuk!« brüllte Kamras, der nun seine Wut kaum noch zügeln konnte und seinen Gegner bestürmte. Über eine Minute lang — ich wagte kaum zu atmen, und ringsum herrschte Stille bis auf das grelle Klirren der Waffen, — hielt Kamchak schwerfällig stand, den Kopf eingezogen der Körper fast unbeweglich — bis auf die schnellen Bewegungen seines Arms und das Zucken seines Handgelenks.

Kamras, erschöpft, kaum noch in der Lage, das Schwert zu heben, stolperte zurück.

Wieder zuckten die Sonnenstrahlen auf Kamchaks Schwert und stachen seinem Gegner direkt in die Augen.

Entsetzt schüttelte Kamras den Kopf und blinzelte, schlug wild mit dem Schwert um sich.

Dann stampfte Kamchak schwerfällig auf ihn zu. Ich sah, wie Kamras die ersten Wunden hinnehmen mußte, zuerst an der Wange, dann am linken Arm, dann am Bein, dann an einem Ohr.

»Töte ihn!« kreischte Aphris. »Töte ihn!«

Doch jetzt kämpfte Kamras wie ein Betrunkener um sein Leben, und der Tuchuk folgte ihm wie ein Bär überallhin — er bewegte sich nicht mehr als nötig, schlurfte durch den Sand, verwundete Kamras immer wieder mit seiner Klinge.

»Töte ihn!« heulte Aphris aus Turia.

Etwa eine Viertelstunde lang setzte Kamchak seinem Gegner nach, brachte ihm immer neue Wunden bei. Und dann sah ich zur Überraschung aller Kamras, den Ersten Kämpfer Turias, geschwächt vom Blutverlust in die Knie sinken. Der Tuchuk stand über ihm. Kamras versuchte sein Schwert zu heben, doch Kamchaks Stiefel drückte es in den Sand, und Kamras starrte betäubt in das unergründliche, narbige Gesicht des Tuchuks. Kamchaks Schwert lag ihm am Hals. »Sechs Jahre vor meiner ersten Narbe«, sagte Kamchak, »war ich Söldner bei den Wächtern von Ar und erkundete für mein Volk die Mauern und Verteidigungsanlagen dieser Stadt. Damals war ich Erster Schwertkämpfer der Wachen.«

Kamras fiel zu seinen Füßen in den Sand, er war zu schwach, um um Gnade zu bitten.

Kamchak tötete ihn nicht.

Er warf sein Schwert in den Sand, und obwohl er es nur von sich warf, grub es sich bis fast zum Griff in den Ring. Er blickte mich an und grinste. »Eine interessante Waffe«, versicherte er, »aber ich ziehe Lanze und Quiva vor.«

Jubelgeschrei wurde laut, und Lanzen wurden gegen Leder- schilde geschlagen. Ich eilte zu Kamchak und warf ihm die Arme um die Schultern und drückte ihn lachend an mich. Er grinste von einem Ohr zum anderen.

Dann wandte er sich um und näherte sich dem Pfahl Aphris', die ihm sprachlos vor Entsetzen entgegblickte.

Sekunden später stand Aphris aus Turia in all ihrer Schönheit vor uns. »Bitte nein, Tuchuk!« flehte sie. »Bitte nicht!«

Kamchak machte Aphris vom Pfahl los und legte ihr eine Sklavenfessel an.

»Ich sehe, daß du mit Sklavinnen umzugehen verstehst«, sagte eine Stimme.

Ich wandte mich um und erblickte eine juwelenbesetzte Sänfte, von der Saphrar auf uns herabblickte. Aphris errötete bis hinter die Ohren.

Obwohl dies doch ein schwarzer Tag für ihn sein mußte, lächelte Saphrar vor Vergnügen.

»Saphrar!« rief das Mädchen verzweifelt.

Der Kaufmann sah das Mädchen an. Er nahm von einem Seidenkissen ein kleines Brillenglas und betrachtete die Gestalt des Mädchens eingehend.

»Aphris!« rief er, als sei er entsetzt; dabei lächelte er weiter.

»Saphrar!« weinte sie. »Befreie mich!«

»Eine Katastrophe!« klagte Saphrar, aber noch immer sah ich die Spitzen seiner goldenen Schneidezähne.

Kamchak hatte einen Arm um meine Schulter gelegt und lachte leise. »Der Kleinen steht eine Überraschung bevor«, flüsterte er.

Aphris wandte sich an Kamchak. »Ich bin die reichste Frau in Turia«, sagte sie. »Was ist dein Preis?«

Kamchak sah mich an. »Glaubst du, fünf Goldstücke wären zuviel?« fragte er.

Ich war überrascht.

Aphris wußte nicht, was sie sagen sollte. Dann wandte sie sich an Saphrar. »Kauf mich zurück!« verlangte sie. »Wenn nötig, setzt mein ganzes Vermögen ein, alles! Befreie mich!«

»Aber Aphris«, brummte Saphrar tadelnd. »Ich bin Verwalter deines Vermögens — und deine Besitztümer für eine Sklavin einzuhandeln, wäre eine höchst unkluge und unverantwortliche Entscheidung.«

Aphris starrte ihn sprachlos an.

»Es stimmt, daß du die reichste Frau in Turia — warst«, sagte Saphrar, »aber dein Vermögen steht unter meiner Verwaltung, bis du volljährig bist, und das ist erst in ein paar Tagen der Fall. Stimmt es, daß du — wenn du volljährig wärest — all deine Ver-

mögenswerte einem Tuchuk in den Rachen werfen würdest, nur um wieder freizukommen?»

»Natürlich!«

»Wie gut also, daß eine solche Transaktion durch das Gesetz verhindert wird. Du weißt sicher, daß eine Sklavin keinen Besitz haben darf.«

»Ich bin die reichste Frau in Turia!« rief sie.

»Das *warst* du!«

»Ich bitte dich — kaufe mich frei, kaufe mich! Bitte!«

Saphrar lächelte sie gütig an und fragte Kamchak: »Wie war doch gleich ihr Preis, Tuchuk?«

»Ich hab' ihn gesenkt«, sagte Kamchak. »Ich überlasse sie dir für eine kupferne Tarnmünze.«

»Das ist zuviel«, sagte Saphrar lächelnd.

Aphris brach schluchzend zusammen.

Saphrar gab seinen Sklaven ein Zeichen, die Sänfte aufzunehmen und weiterzutragen.

Kamchak lachte. Er hatte lange auf dieses Lachen warten müssen, auf seinen Sieg über das Mädchen, das ihn vor zwei Jahren tödlich beleidigt hatte.

Wie wir am Abend im Lager erfuhren, hatten die Wagnvölker bei den Spielen des Liebeskrieges diesmal überdurchschnittlich gut abgeschnitten. Etwa siebzig Prozent der turianischen Frauen waren als Sklavinnen von den Pfählen fortgeführt worden. In den vorangegangenen Jahren war das Verhältnis umgekehrt gewesen. Wir erfuhren auch, daß Hereena vom Ersten Wagen von einem turianischen Offizier gewonnen worden war, der für das Haus Saphrars des Kaufmanns kämpfte. Wahrscheinlich wurde sie ihm zum Geschenk gemacht.

Nachdem wir Elizabeth und Aphris am Wagen zurückgelassen hatten, wanderten wir zum Sklavenwagen, wo wir um eine Flasche Paga wetteten.

»Nach dem Flug der Vögel?« fragte Kamchak.

»Einverstanden«, sagte ich, »aber ich darf zuerst raten.«

»Na gut.«

Ich wußte natürlich, daß wir jetzt Frühling hatten und daß die meisten Zugvögel in dieser Jahreszeit nach Süden flogen. »Süden«, sagte ich.

»Norden«, sagte er.

Als wir etwa eine Minute gewartet hatten, entdeckte ich mehrere Vögel — Flußmöwen —, die nach Norden flogen.

»Das sind Voskmöwen«, erklärte Kamchak. »Im Frühling, wenn das Eis des Vosk bricht, fliegen sie nach Norden.«

Ich holte einige Münzen aus meinem Geldbeutel.

Eine Stunde später kehrten wir singend zu Kamchaks Wagen zurück.

Elizabeth hatte das Abendessen bereit.

»Das Fleisch ist verbrannt«, stellte Kamchak fest.

»Ihr seid ja auch spät dran«, bemerkte Aphris.

»Das Fleisch ist verbrannt«, knurrte Kamchak.

»Ich mache frisches«, sagte Elizabeth und stand auf.

»Habt ihr euch um die Bosks gekümmert, wie ich's euch befohlen habe?« fragte der Tuchuk.

»Ja«, erwiderte Elizabeth.

Aphris schnaubte nur durch die Nase.

Während des Essens saß Kamchak wie so oft auf einem eckigen Gebilde, das mich an einen grauen Stein erinnerte. Es lag zwischen den Sachen, die Kamchak in seinem Wagen aufbewahrte — Schatullen, Truhen, Stoffballen — und einmal hatte er mir das Ding mit dem Fuß herübergestoßen, damit ich es mir ansähe. Es kollerte über den Teppich, und ich war überrascht, wie leicht es war. Es fühlte sich an, als sei es aus irgendeinem Leder und hatte eine körnige Oberfläche.

»Was hältst du davon?« fragte Kamchak.

»Interessant«, bemerkte ich.

»Ja«, sagte er. »Das dachte ich mir.« Er breitete seine Arme aus, und ich warf ihm das Ding wieder zu. »Ich habe es schon einige Zeit. Zwei Reisende haben es mir gegeben.«

»Oh«, sagte ich.

Als Kamchak sein frisch geröstetes Fleisch verzehrte und seine Flasche Boskmilch geleert hatte, schüttelte er den Kopf. Dann wandte er sich an Elizabeth: »Du kannst im Wagen schlafen.«

Aphris musterte das andere Mädchen mit finsterem Blick. »Wenn sie dir dienen will — bitte schön. Ich werde die erste Gelegenheit ergreifen, um zu fliehen.«

»Nimm dich vor dem Herdensleen in acht«, sagte Kamchak.

Aphris erbleichte.

»Wenn du nachts das Lager verlassen willst, spüren sie dich auf und reißen meine kleine hübsche Sklavin in Fetzen.«

»Das stimmt«, sagte ich warnend zu Aphris.

»Trotzdem werde ich fliehen.«

»Aber heute nacht noch nicht!« sagte Kamchak lachend.

»Nein«, sagte Aphris heftig. Sie sah sich um. Ihr Blick blieb einen Augenblick an dem Kaiilasattel hängen, der zu dem Preis gehörte, den Kamchak für Tenchika erzielt hatte. Im Sattel steckten sieben Quivas. Aphris wandte sich wieder an Kamchak. »Diese Sklavin«, sagte sie verächtlich und deutete auf Elizabeth, »wollte mir nichts zu essen geben.«

»Kamchak muß zuerst essen, Sklavin«, erwiderte Elizabeth.

»Na und?« sagte Aphris. »Jetzt hat er gegessen.«

Kamchak nahm ein Stück Fleisch, das von seiner Mahlzeit übriggeblieben war, und hielt es dem Mädchen hin. »Iß«, sagte er.

Aphris blickte ihn wütend an und lächelte dann. »Aber ja«, sagte sie. Die stolze Aphris aus Turia beugte sich vor, um das Fleisch zu essen, das ihr Herr ihr hinhielt. Ihre hübschen weißen Zähne gruben sich in seine Hand.

»Aii!« kreischte er, fuhr auf und steckte seine blutende Hand in den Mund.

Elizabeth und ich waren aufgesprungen.

Aphris hatte sich umgedreht und war zu dem Kaiilasattel mit den sieben Quivas gelaufen. Eine der Waffen hatte sie herausgezogen und stand uns nun mit der Klinge gegenüber. Sie zitterte vor Wut.

Kamchak setzte sich wieder, wobei er noch immer an seiner Hand saugte. Auch ich setzte mich.

Wir ließen Aphris einfach stehen, die atemlos das Messer umklammerte.

»Sleen!« fauchte das Mädchen. »Ich habe ein Messer.«

Kamchak kümmerte sich nicht mehr um sie, sondern betrachtete seine Hand. Er stellte fest, daß die Wunde nicht weiter schlimm war, nahm das Fleischstück zur Hand, das er hatte fallen lassen, und warf es Elizabeth zu, die schweigend zu essen begann. Dann deutete er auf die Überreste des verschmorten Fleisches zum Zeichen, daß sie essen könnte.

»Ich habe ein Messer!« wiederholte Aphris aufgebracht.

Kamchak reinigte sich mit einem Fingernagel die Zähne. »Bring Wein«, sagte er zu Elizabeth, die mit vollem Mund losging und eine kleine Weinhaut und eine Schale brachte, die sie für ihn

füllte. Als Kamchak getrunken hatte, schaute er Aphris an. »Was du getan hast, hat normalerweise eine strenge Strafe zur Folge.«

»Da bringe ich mich lieber gleich um«, schrie Aphris.

Kamchak zuckte die Achseln.

Das Mädchen machte ihre Drohung nicht wahr. »Nein«, fauchte sie, »ich töte dich!«

»Das ist schon besser«, nickte Kamchak.

»Ich habe ein Messer!«

»Offensichtlich«, sagte Kamchak. Er stand auf, ging mit schweren Schritten zu einer Zeltwand und nahm eine Sklavenpeitsche von einem Haken.

Er wandte sich dem Mädchen zu.

»Sleen!« heulte sie. Sie warf die Hand mit dem Messer zurück und stürzte sich auf ihn, um ihm die Waffe ins Herz zu stoßen, doch ehe sie ihren Lauf vollenden konnte, wickelte sich die Peitschenschnur knallend um ihren Unterarm. Das turianische Mädchen schrie auf, die Peitsche riß sie von den Beinen, und die Quiva glitt über den Boden.

Kamchak zerrte das Mädchen hoch, warf es sich über die Schulter und verließ mit ihr den Wagen.

»Du gehst jetzt zu Bett!« knurrte er. »Denk daran, was ich dir beim Bankett versprochen habe!«

Ich folgte ihm und sah zu, wie Kamchak den großen Dungsack am linken Hinterrad des Wagens öffnete.

Aphris strampelte verzweifelt. »Nein! Nein!«

Im nächsten Augenblick verschwand das Mädchen kopfüber in dem großen Ledersack. Kamchak zog die Schnüre zu und richtete sich langsam auf. »Ich bin müde«, sagte er. »Es war ein anstrengender Tag.«

Ich stieg hinter ihm in den Wagen, wo wir uns nach kurzer Zeit zum Schlafen niederlegten.

In den nächsten Tagen strich ich mehrmals in der Nähe des riesigen Wagens Kutaituchiks herum. Mehr als einmal verscheuchten mich die Wächter. Ich wußte, daß sich in diesem Wagen die gol-

dene Kugel, zweifellos das Ei der Priesterkönige befinden mußte, wenn Saphrars Informationen stimmten.

Ich machte mir klar, daß ich mir irgendwie Zugang zu dem Wagen verschaffen, die Kugel an mich bringen und sie ins Sardargebirge transportieren mußte. Jetzt hätte ich einiges für einen Tarn gegeben. Meine Kaiila nützte mir wenig; ich war sicher, daß man mich schnell eingeholt hätte, wenn die Verfolger, wie es bei den Wagenvölkern üblich ist, jeweils einige frische Tiere mitführten. Meine Kaiila würde schnell ermüden, und ich wäre erledigt.

Die Prärie erstreckte sich auf Hunderte von Pasang in alle Richtungen. Deckung gab es kaum.

Natürlich war es denkbar, daß ich Kutaituchik oder Kamchak meine Mission offenbarte und dann einfach auf das Beste hoffte, aber ich erinnerte mich, daß Kamchak zu Saphrar gesagt hatte, die Tuchuks wären stolz auf die goldene Kugel; ich hatte also keine Hoffnung, ihnen das Ding abzuschwatzen. Ebensovienig verfügte ich über ein Vermögen wie Saphrar, um das Ei zu kaufen, wobei nicht einmal Saphrars konkrete Angebote auf Gegenliebe gestoßen waren.

Dennoch wollte ich mich nicht wie ein Dieb in den Wagen Kutaituchuks schleichen, denn die Tuchuks hatten mich auf ihre grobe Art in ihrer Mitte aufgenommen — besonders der ungeschliffene, lachende, schlaue Kamchak, in dessen Wagen ich wohnte. Es schien mir ungerecht, die Gastfreundschaft der Tuchuks zu mißbrauchen, indem ich einen Gegenstand an mich brachte, den sie offenbar selbst sehr hoch einschätzten. Ich fragte mich, ob einer der Tuchuks ahnte, wie groß der Wert dieser goldenen Kugel wirklich war, die zweifellos die letzte Hoffnung des Volkes der Priesterkönige barg.

In Turia hatte ich leider keine Antwort auf das Rätsel des Briefkragens gefunden — auch nicht über das seltsame Auftauchen von Miß Elizabeth Cardwell auf den südlichen Ebenen Gors. Ich hatte jedoch zufällig den Aufbewahrungsort der goldenen Kugel herausbekommen und wußte, daß Saphrar, ein Mann der Macht, ebenfalls daran interessiert war. Diese Informationen waren nicht zu unterschätzen. Ich fragte mich, ob vielleicht Saphrar der Schlüssel des Geheimnisses war, dem ich mich gegenüber sah. Das schien mir nicht unmöglich. Wie konnte es sein, daß er, ein Kaufmann Turias, von der goldenen Kugel wußte? Wie war es möglich, daß er, offenbar ein schlauer und intelligenter Mann, ein Vermögen

für etwas ausgeben wollte, das er nur eine Kuriosität nannte? Hier schien etwas nicht in Übereinstimmung zu sein mit der rationalen Gier kaufmännischer Kalkulation, etwas, das selbst über die Verblendung eines begeisterten Sammlers hinausging — der zu sein er behauptete. Was immer Saphrar, Kaufmann aus Turia, sein mochte — ein Narr war er sicher nicht. Er oder jene, für die er arbeitete, mußten ahnen — oder wissen —, worum es sich bei der goldenen Kugel handelte. Wenn dies zutraf — was ich für wahrscheinlich hielt —, dann mußte ich das Ei so schnell wie möglich an mich bringen und es nach Möglichkeit in das Sardargebirge schaffen. Ich hatte keine Zeit mehr zu verlieren. Aber wie sollte ich mein Werk beginnen?

Ich kam zu dem Schluß, daß die beste Gelegenheit für den Diebstahl die Tage der Omenfindung sein würden. Zu dieser Zeit hielten sich Kutaituchik und andere hohe Persönlichkeiten der Tuchuks — zweifellos auch Kamchak — in den flachen Hügeln rings um das Omental auf, in dem auf Hunderten von Steinaltären die Haruspexe der vier Wagnvölker ihrem geheimnisvollen Beruf nachgingen und die Omen befragten, um zu bestimmen, ob die Zeit richtig war für die Wahl eines Ubar San, eines Hohen Ubar für alle Wagnvölker. Wenn so ein Mann gewählt wurde, dann hoffte ich zum Besten der Wagnvölker, daß die Wahl nicht auf Kutaituchik fiel. Er war bestimmt einmal ein großer Mann gewesen und ein vorzüglicher Krieger, aber nun war er nur noch schläfrig und dick und dachte allenfalls an den Inhalt seines goldenen Kandakastens. Andererseits mochte eine solche Wahl im Sinne der goreanischen Städte liegen; unter Kutaituchik zogen die Wagen bestimmt nicht nach Norden, nicht einmal vor die Tore Turias. Dann überlegte ich, daß es wahrscheinlich gar nicht zu der Wahl kommen würde — es hatte seit über hundert Jahren keinen Ubar San mehr gegeben — und die Wagnvölker in ihrer Wildheit und Unabhängigkeit gar keinen Ubar San mehr haben wollten.

Wie schon mehrmals zuvor fiel mir plötzlich eine maskierte Gestalt auf, die mir überallhin zu folgen schien — ein Mann in der Tracht des Klans der Folterer. Ich nahm an, daß er neugierig war, weil ich, obwohl weder Händler noch Sänger, bei den Wagen lebte. Wenn ich den Mann anschaute, wandte er sich ab. Vielleicht bildete ich mir auch nur ein, daß er mich verfolgte. Eimal beschloß ich, mich umzudrehen und ihn auszufragen, aber er war verschwunden.

Ich kehrte zu Kamchaks Wagen zurück. Ich freute mich auf den Abend.

An jenem Abend führte ein Sklavenmädchen den Kettentanz vor. Sie gehörte dem Mann, der im Tuchuklager Paga feilhielt und war uns am Vorabend des Liebeskrieges bereits aufgefallen. Ich wußte noch, daß Kamchak das Mädchen am liebsten selbst gekauft hätte.

Schon hatte man nahe dem Wagen des Händlers ein Viereck abgeteilt. Gegen Geld ließ der Wagenbesitzer Zuschauer eintreten. Dieses Arrangement irritierte mich etwas, denn gewöhnlich finden die traditionellen Sklaventänze am offenen Lagerfeuer statt. Aber vielleicht war dieses kleine Mädchen aus Port Kar etwas besonderes. Kamchak, der sich sonst nicht so leicht von einer Tarnmünze trennte, schien besondere Informationen zu haben. Ich beschloß, diesmal nicht mit ihm um das Eintrittsgeld zu wetten.

Ich eilte die Stufen hinauf und betrat den Wagen.

Nur die beiden Mädchen waren anwesend, und Aphris kniete hinter Elizabeth und kämmte ihr Haar. Sie schienen ziemlich aufgeregt zu sein. Vielleicht hatte Kamchak ihnen ein Geschenk versprochen.

»Sei begrüßt, Herr«, sagten beide Mädchen im Chor.

»Seid begrüßt. Wo ist Kamchak?«

»Er kommt gleich«, versicherte Elizabeth.

»Kamchak nimmt uns heute abend mit zu einem Kettentanz«, sagte Aphris.

Ich war erstaunt. Wie kam Kamchak dazu, die Mädchen mitzunehmen? Der Händler würde bestimmt auch für die Mädchen Eintritt verlangen.

»Ho!« brüllte Kamchak, als er in den Wagen stapfte. »Fleisch!« verlangte er.

Elizabeth und Aphris sprangen auf und kümmerten sich draußen um das Kochfeuer. Er setzte sich mit untergeschlagenen Beinen auf den Teppich in der Nähe des Feuers.

Dann musterte er mich schräg von der Seite und zog zu meiner Überraschung eine Tospit aus seinem Beutel — eine gelblich-weiße bittere Frucht, die einem Pfirsich ähnelt, aber nur die Größe einer Pflaume hat. Er warf mir die Tospit zu.

»Gerade oder ungerade?« fragte er.

Ich hatte mich entschlossen, mit Kamchak nicht mehr zu wetten, aber jetzt bot sich mir eine Gelegenheit zur Rache, die ich drin-

gend brauchte. Die gewöhnliche Tospit hat fast immer eine ungerade Zahl von Kernen. Andererseits hat die seltene langstielige Tospit in der Regel eine gerade Anzahl Kerne. Beide Früchte sind äußerlich nicht zu unterscheiden. Ich konnte sehen, daß bei dieser Tospit der Stengel abgedreht worden war, bestimmt kein Zufall. Es mußte sich also um die seltene langstielige Sorte handeln.

»Gerade«, sagte ich.

Kamchak sah mich an, als hätte er Zahnweh. »Tospits haben aber fast immer eine ungerade Zahl von Kernen«, sagte er.

»Gerade«, beharrte ich.

»Na gut«, räumte er ein, »dann iß die Tospit und sieh nach.«

»Warum sollte ich sie essen?« fragte ich. Die Tospit ist immerhin ziemlich bitter. Warum sollte Kamchak sie nicht essen? Er hatte die Wette vorgeschlagen.

»Ich bin ein Tuchuk«, sagte Kamchak. »Ich komme vielleicht in Versuchung, einen Kern zu verschlucken.«

»Dann schneiden wir sie auf.«

»Da verpaßt man vielleicht ein Körnchen.«

»Vielleicht könnten wir die Tospit zerdrücken?«

»Aber macht das nicht zuviel Arbeit? Davon bekommt auch der Teppich Flecke.«

»Dann zerdrücken wir sie eben in einer Schale.«

»Aber dann müßten wir die Schale auswaschen.«

»Das stimmt.«

»Alles in allem«, sagte Kamchak, »meine ich, daß du die Frucht essen solltest.«

»Da hast du wohl recht.«

Ich biß tapfer in die Frucht, die sich tatsächlich als sehr bitter erwies.

»Außerdem«, sagte Kamchak, »mag ich Tospits nicht sehr.«

»Das kann ich verstehen.«

»Sie sind sehr bitter.«

»Allerdings«, stimmte ich zu.

Ich aß die Frucht — und stellte fest, daß sie sieben Fruchtkerne hatte. Wütend spuckte ich sie auf die Handfläche.

»Die meisten Tospits«, sagte Kamchak, »haben eine ungerade Anzahl von Kernen.«

»Ich weiß.«

»Warum hast du dann auf eine gerade Zahl gesetzt?«

»Ich nahm an, daß du eine langstielige Tospit gefunden hast.«

»Aber die gibt's doch erst gegen Ende des Sommers.«

»Oh.«

»Da du verloren hast«, sagte Kamchak, »halte ich es für fair, daß du heute abend den Eintritt bezahlst!«

»Na gut.«

»Die Sklavinnen kommen mit.«

»Natürlich.«

Ich nahm einige Münzen aus meinem Geldbeutel und reichte sie Kamchak, der sie in der Tasche verschwinden ließ. Als ich ihm das Geld überreichte, warf ich nachdenkliche Blicke auf die juwelen- und geldgefüllten Truhen und Schalen in der Ecke des Wagens.

»Da kommen die Sklavinnen. Jetzt gibt's etwas zu essen.«

Mit meinem Geld, fair gewonnen, bezahlte Kamchak unseren Eintritt, und wir drängten uns in das verhängte Viereck.

Zahlreiche Männer und auch einige Mädchen hatten bereits Platz genommen. Auch Kassars und Paravaci waren gekommen und einer der Kataii, die sich sonst in den Lagern der anderen Völker selten sehen ließen. Natürlich waren die Tuchuks zahlenmäßig am stärksten vertreten; sie saßen mit untergeschlagenen Beinen um ein großes Feuer in der Mitte der Einfriedung. Sie waren bester Laune und lachten und fuchtelten wild mit den Händen, während sie ihre Taten schilderten, die offenbar recht zahlreich waren. Es war die Jahreszeit der Karawanenüberfälle. Zu meiner Freude stellte ich fest, daß das Feuer nicht mit Boskdung genährt wurde, sondern mit Holz — Holzplanken, die zum Wagen eines überfallenen Händlers gehört hatten. Das war weniger schön.

Etwas abseits, auf der anderen Seite einer kleinen freien Fläche, saß eine Gruppe von neun Musikern. Sie spielte noch nicht. Einer der Männer trommelte geistesabwesend einen Rhythmus auf einer kleinen Handtrommel; zwei andere stimmten ihre Saiteninstrumente. Bei einem der Instrumente handelt es sich um eine achtsaitige Czehar — eine Art flacher, länglicher Kasten; der Spieler sitzt mit untergeschlagenen Beinen und hat das Instrument quer auf den Knien, während er es mit einem Stück Holz zupft; das andere ist die Kalika, ein sechssaitiges Instrument, ebenfalls flach; die Saiten werden mit kleinen Holzkurbeln gespannt und ge-

stimmt. Sie sieht nicht wie ein Kasten aus, sondern ähnelt unserem Banjo, wenn es auch ganz anders klingt, die Saiten werden wie bei der Czechar gezupft. Auf Gor hatte ich übrigens noch kein Streichinstrument gesehen, ebensowenig wie geschriebene Musik; ich weiß nicht, ob es eine Notenschrift gibt; Melodien werden vom Vater an den Sohn vom Meister an den Lehrling weitergegeben. Ein zweiter Kalikاسpieler hielt sein Instrument ruhig im Schoß und beobachtete die Sklavinnen unter den Zuschauern. Die drei Flötisten polierten ihre Instrumente und unterhielten sich; offensichtlich ging es um musikalische Dinge, denn ab und zu unterstrich einer der Musiker seine Behauptung mit einer Passage auf seiner Flöte, und dann versuchten die anderen seinen Versuch zu verbessern oder zu berichtigen; ihre Diskussion fiel bald ziemlich temperamentvoll aus. Ein zweiter Trommler wartete ruhig seine Zeit ab, während ein anderer junger Mann ernst vor einer Sammlung verschiedener Dinge hockte — ein gekerbter Stock, der gegen einen anderen Stock gerieben wurde, Zimbeln verschiedener Art, ein Tambourin und verschiedene andere Schlaginstrumente, Metallstücke an Drähten, kieselgefüllte Behältnisse. Sklavenglöckchen an Handringen und dergleichen. Diese Dinge wurden während des Spiels nicht nur von ihm sondern auch von den anderen Mitgliedern der Gruppe benutzt, wahrscheinlich besonders vom zweiten Kaskاسpieler und dem dritten Flötisten. Bei den goreanischen Musikern genießen übrigens die Czecharspieler das größte Prestige; in dieser Gruppe gab es nur einen, der den Führer spielte; dann folgen die Flötisten, dann die Kalikاسpieler, dann kommen die Trommler, und ganz am Ende steht der Mann, der die verschiedenen Instrumente aufbewahrt und spielt und nach Bedarf an die anderen Spieler verteilt. Schließlich möchte ich noch erwähnen, daß Musiker auf Gor niemals in die Sklaverei verkauft werden; wer Musik macht, muß frei sein — wie der Tarn und die Voskmöwe.

Innerhalb der Einfriedung befand sich auch der Boskwagen des Händlers, zur einen Seite hin offen. Die Bosks waren abgeschirrt und fortgeführt worden. Man konnte hinübergehen und sich eine Flasche Paga kaufen.

»Wir sind durstig«, sagte Kamchak.

»Ich kaufe den Paga«, sagte ich.

Kamchak zuckte die Achseln. Immerhin hatte er ja von seinem — gewonnenen — Geld den Eintritt bezahlt.

Als ich mit der Flasche zurückkehrte, mußte ich mich vorsichtig zwischen den Tuchuks hindurchdrängen. Zum Glück wurde meine Ungeschicklichkeit nicht als Herausforderung angesehen. Jemand sagte sogar: »Verzeih, daß ich dir im Weg sitze.« Nach der Art der Tuchuks versicherte ich ihm, daß ich keineswegs beleidigt sei, und schwitzend gelangte ich schließlich ans Ziel. Kamchak hatte sich inzwischen einen ziemlich guten Platz besorgt; wahrscheinlich hatte er sich zwei Männer ausgesucht, die ziemlich dicht beisammen saßen und hatte sich grob zwischen sie gesetzt. Aphris hockte zu seiner Rechten und Elizabeth zu seiner Linken.

Ich zog den Korken der Pagaflasche mit den Zähnen heraus und reichte sie Kamchak, wie es die Höflichkeit erforderte. Etwa ein Drittel des Inhalts fehlte, als Elizabeth, die wegen des Pagage-
ruchs das Gesicht verzog, mir die Flasche zurückreichte.

Aphris, deren schwarzes Haar offen herabfiel, blickte sich interessiert um. Ich sah, daß mehrere Tuchuks sie bewundernd musterten. Auch Elizabeth zog manchen anerkennenden Blick auf sich.

Ich wußte auch, daß Aphris, die nun zwar schon mehrere Tage im Wagen Kamchaks wohnte, von Kamchak noch nicht zum Sklavenmeister geschickt worden war. Das Mädchen war also noch ohne Brandzeichen und auch ohne Nasenring. Ich fand das bemerkenswert. Außerdem hatte er sie nach den ersten Tagen kaum noch gescholten, nur einmal hatte er sie ziemlich verprügelt, als sie eine Schale fallen ließ.

Aphris ihrerseits schien den Plan aufgegeben zu haben, ihren Herrn mit einer Quiva zu töten. Das war vielleicht auch klüger so, denn welches Schicksal ihr nach vollbrachter Tat drohte, konnte sie sich bestimmt ausmalen. Auch mochte sie in der Angst leben, wieder in den Dungsack gesteckt zu werden, wenn ihr der Mordanschlag erneut mißlang — in den Sack, der ständig am linken Hinterrad des Wagens hing. Ihre erste Nacht im Lager schien eine Erfahrung zu sein, die sie auf keinen Fall noch einmal durchmachen wollte.

Sehr gut erinnerte ich mich an den Tag nach jenem lebhaften Abend. Wir hatten lange geschlafen, und als Kamchak endlich aufstand und ein spätes Frühstück zu sich genommen hatte, öffnete er den Sack, und sie kam rückwärts herausgekrochen.

Auf der Stelle hatte sie darum gebeten, Wasser für die Bosks holen zu dürfen, wofür es noch etwas früh war — aber es schien

offensichtlich, daß das hübsche Mädchen so eine Nacht nicht noch einmal durchmachen wollte.

»Lauf, du faules Mädchen«, hatte Kamchak gesagt, »die Bosks brauchen ihr Wasser.«

Dankbar hatte Aphris aus Turia die Ledereimer genommen und war zum Wasser gelaufen.

Kamchak wandte sich an mich und sagte: »Hier, paß auf die Barbarin auf.«

Elizabeth sah ihn erstaunt an.

So eine Bitte war ungewöhnlich, denn Elizabeth gehörte ja nicht mir.

Schüchtern sah mich das Mädchen an. Ihr Atem ging schneller.

Kamchak reichte mir Elizabeths Schlüssel, und ich überprüfte ihre Fußbänder.

Der Tuchuk legte Aphris den Arm um die Schulter und sagte: »Bald wirst du sehen, was eine ausgebildete Frau vermag.«

»Sie ist doch auch nur eine Sklavin.«

Elizabeth musterte mich ängstlich. »Hat das etwas zu bedeuten?« fragte sie.

»Nichts.«

Sie senkte den Blick. »Er mag Aphris. Werde ich jetzt verkauft?«

»Möglich«, sagte ich ehrlich.

»Tarl Calbot«, flüsterte sie. »Wenn ich verkauft werden soll — kaufe mich!«

Ich musterte sie ungläubig. »Warum denn?«

Sie senkte den Kopf.

Kamchak langte an Elizabeth vorbei und zerrte mir die Pagaflasche aus der Hand. Dann rang er mit Aphris, bog ihr den Kopf zurück, kniff ihr die Nase zu und schob ihr den Flaschenhals zwischen die Zähne. Sie wehrte sich und lachte und schüttelte den Kopf. Dann mußte sie atmen, und ein großer Schluck Paga brannte ihr im Hals, so daß sie zu keuchen und zu husten begann. Ich ahnte, daß sie ein so starkes Gebräu bisher noch nicht getrunken hatte; sie kannte wahrscheinlich nur die sirupsüßen Weine Turias. Sie würgte und schüttelte den Kopf, und Kamchak klopfte ihr kräftig auf den Rücken.

»Warum?« wiederholte ich meine Frage an Elizabeth.

Aber da hatte das Mädchen schon mit schnellem Griff die Pagaflasche an sich gebracht und setzte sie zu Kamchaks Verblüffung

an die Lippen. Ohne die Folgen ihrer Handlung zu bedenken, nahm sie fünf mächtige Schlucke zu sich. Als ich die Flasche gerettet hatte, riß sie plötzlich die Augen auf und blinzelte mehrmals schnell hintereinander. Sie atmete langsam aus, als stände ihr Hals in Flammen, und dann schüttelte sie sich und begann heftig zu husten, so daß ich ihr aus Angst, sie könnte ersticken, mehrmals auf den Rücken schlug. Endlich, vorgebeugt nach Atem ringend, schien sie wieder zu sich zu kommen. Ich umfaßte ihre Schultern, und plötzlich drehte sie sich um und warf sich quer über meinen Schoß. Sie reckte sich wollüstig, und ich starrte verblüfft auf sie hinab. »Weil ich besser bin als Dina und Tenchika«, sagte sie.

»Aber nicht besser als Aphris«, rief Aphris.

»Auf, auf, kleiner Sleen«, sagte Kamchak amüsiert, »oder ich muß dich aufspießen lassen, um meine Ehre zu retten.«

Elizabeth starrte mich an.

»Sie ist betrunken«, sagte ich zu Kamchak.

»Vielleicht mag jemand ein Barbarenmädchen kaufen«, sagte Elizabeth.

Ich stemmte Elizabeth wieder hoch.

»Niemand will mich kaufen«, klagte sie laut.

Sofort kamen vier oder fünf Angebote aus der Menge, und ich hatte schon Sorge, daß sich Kamchak auf der Stelle von Elizabeth trennen würde, wenn die Preise noch etwas besser wurden.

»Verkaufe sie«, sagte Aphris.

»Sei ruhig, Sklavin«, sagte Elizabeth.

Kamchak lachte dröhnend auf.

Der Paga machte Miß Cardwell offenbar sehr zu schaffen. Sie konnte kaum knien, und schließlich gestattete ich ihr, daß sie sich an mich lehnte, wobei sie das Kinn auf meine rechte Schulter legte.

»Weißt du«, sagte Kamchak, »die kleine Barbarin mag dich.«

»Unsinn«, erwiderte ich.

»Ich habe gesehen, wie du bei den Spielen des Liebeskrieges Elizabeth retten wolltest, als die Turianer angriffen.«

»Ich wollte nicht, daß dein Besitz Schaden nimmt.«

»Du magst sie«, verkündete Kamchak.

»Unsinn!«

»Unsinn«, sagte Elizabeth schläfrig. Dann hob sie den Kopf und sagte auf Englisch: »Ich heiße Elizabeth Cardwell, Mr. Cabot. Würden Sie mich kaufen?«

»Nein«, antwortete ich auf Englisch.

»Das dachte ich mir«, erwiderte sie und legte den Kopf wieder auf meine Schulter.

»Hast du ihre Reaktion gesehen, als ich dir ihren Schlüssel gab?« fragte Kamchak.

»Ich habe nicht darauf geachtet.«

»Möchtest du sie kaufen?«

»Nein«, sagte ich.

»Nein«, sagte Elizabeth.

Das letzte, was ich bei meiner bevorstehenden gefährlichen Mission brauchte, war ein Sklavenmädchen, das mir nur hinderlich sein konnte.

»Du solltest sie aber kaufen!« sagte Kamchak.

»Nein.«

»Ich mache dir einen guten Preis.«

O ja, sagte ich mir, einen guten Preis und dann — ha-ha-ha.

»Nein«, sagte ich.

»Na gut«, sagte Kamchak.

Ich atmete auf.

In diesem Augenblick erschien eine schwarzgekleidete Frau auf den Stufen des Händlerwagens. Ich hörte, wie Kamchak seine Sklavinnen anstieß. »Paßt auf, ihr beiden Kochhexen — hier könnt ihr noch etwas lernen.«

Stille breitete sich aus. In diesem Augenblick fiel mein Blick auf eine verhüllte Gestalt, die die Kleidung des Klans der Folterer trug. Ich war sicher, daß es sich um den Mann handelte, der mir im Lager verschiedentlich gefolgt war.

Aber ich achtete nicht weiter auf ihn, weil nun die langerwartete Vorstellung beginnen sollte. Aphris sah aufmerksam zu, und Kamchaks Augen blitzten. Elizabeth hob etwas den Kopf, um besser sehen zu können.

Die verschleierte Gestalt der Frau kam die Stufen herab. Unten angekommen, verharrte sie einen Augenblick, ohne sich zu rühren. Dann begannen die Musiker zu spielen — zunächst einen knappen, aufrüttelnden Trommelrhythmus.

Zum Klang der Musik lief die Gestalt wie erschreckt hierhin und dorthin, wich eingebildeten Hindernissen aus oder warf die Arme hoch, lief, so wollte es mir scheinen, durch die aufgeschreckten Massen einer brennenden Stadt — allein, doch irgendwie von verfolgten Mitmenschen umgeben. Im Hintergrund tauchte nun

die Gestalt eines Kriegers in scharlachrotem Umhang auf. Er kam näher, obwohl er sich kaum zu bewegen schien, und wohin sich das Mädchen auch wandte, immer versperrte ihr dieser Mann den Weg. Und dann hatte er schließlich die Hand auf ihre Schulter gelegt, und sie warf den Kopf zurück und hob die Hände und ihr ganzer Körper drückte Elend und Verzweiflung aus ... Er drehte sie zu sich um und zerrte ihr mit beiden Händen Kapuze und Schleier vom Kopf.

Die Menge schrie entzückt auf.

Das Gesicht des Mädchens war zur stilisierten Schreckensmaske aller Tänzer geschminkt — aber sie war schön. Ich hatte sie natürlich schon gesehen, aber ihr Anblick im Feuerschein verblüffte uns dennoch — ihr Haar fiel lang und seidig schwarz herab, ihre Augen waren dunkel, ihre Haut angenehm getönt.

Sie schien den Krieger anzuflehen, doch dieser bewegte sich nicht. Sie schien sich vor ihm zu winden und seinem Griff entfliehen zu wollen, aber er ließ nicht los.

Dann nahm er die Hände von ihren Schultern, und zum Aufschrei der Menge sank sie zu seinen Füßen nieder, ergab sich in ihr Schicksal als Sklavin.

Der Krieger drehte sich nun zur Seite und streckte seine Hand aus. Aus der Dunkelheit wurde ihm Kragen und Kette zugeworfen, die er dem Mädchen anlegte.

Das Mädchen drängte nun von ihm fort, und zum Rhythmus der Musik kämpfte sie gegen die Kette. Haß und Hast sprachen nun aus dem Tanz, der an Tempo gewann. Das Mädchen umkreiste den Krieger, drehte sich in dem weiten Kragen; der Krieger holte etwas Kette ein, bis sie ganz in seiner Nähe war, dann ließ er zu, daß sie sich wieder entfernte. Endlich erreichte seine Faust den eigentlichen Kragen, und erschöpft sank die Sklavin gegen ihn, wurde von ihm hochgehoben und davongetragen.

Kamchak und ich und viele Zuschauer warfen Goldstücke in den Sand beim Feuer.

»Sie war großartig!« rief Aphris.

»Und ich«, klagte Kamchak, »habe nur zwei miserable Kochsklavinnen!«

Kamchak und ich standen auf. Aphris schmiegte sich an ihren Herrn. Kamchak nahm das Mädchen in die Arme, lachte dröhnend und warf sie sich über die Schulter. Dann stapfte er zum Ausgang.

»Heute nacht!« brüllte er und wandte sich um, »gehört die kleine Barbarin dir!«

Lachend verschwand er nach draußen.

Elizabeth Cardwell starrte ihm nach und sah mich verstört an.
»Das kann er doch nicht tun«, sagte sie.

»Natürlich.«

»Natürlich«, sagte sie langsam. »Warum auch nicht?«

»Es tut mir leid.«

»Ich bin wie ein Buch oder ein Stuhl für ihn. Nimm sie! Behalte sie bis morgen!« Tränen standen ihr in den Augen.

»Ich dachte, du hättest dir gewünscht, daß ich dich kaufe.«

»Verstehst du mich denn nicht?« fragte sie. »Er hätte mich auch jedem anderen geben können, nicht nur dir — irgendeinem, irgendeinem!«

»Das stimmt«, sagte ich. »Aber mach dir nichts daraus.«

»Wie mir scheint, gehöre ich also jetzt dir«, sagte sie und lächelte unter Tränen.

»Es scheint so«, sagte ich.

Ich bückte mich, nahm Kamchaks Schlüssel zur Hand und löste Elizabeths Fessel.

»Was machst du nun mit mir?«

Ich lächelte. »Nichts«, sagte ich. »Hab' keine Angst.«

»Oh? Gefalle ich dir so wenig?«

»Aber ja.«

»Und warum . . .?«

Was konnte ich ihr sagen? Sie tat mir leid. Die kleine Sekretärin, die ihrer Heimatwelt so weit entrückt war, hatte sich noch längst nicht eingewöhnt. Für mich würde sie immer die unglückliche Elizabeth Cardwell sein, das unschuldige Opfer einer ungewollten Versetzung aus einer Welt in die andere.

Sie blickte mir lange in die Augen und senkte dann weinend den Kopf. Ich nahm sie tröstend in die Arme, doch sie stieß mich von sich, drehte sich um und lief aus der kleinen Arena.

Ich blickte ihr verwirrt nach.

Dann folgte ich ihr achselzuckend und überlegte, ob ich vielleicht noch etwas im Lager spazierengehen sollte, ehe ich zum Wagen zurückkehrte.

Elizabeths Verhalten verwirrte mich; ich fand, sie hatte seltsam reagiert. Wahrscheinlich machte sie sich Sorgen, daß sie vielleicht bald ihre Stelle als Erstes Mädchen im Wagen Kamchaks verlieren

könnte. Und diese Sorge mochte gar nicht so unbegründet sein. Natürlich könnte ich Kamchak ermutigen, sie an einen guten Herrn zu verkaufen, aber wenn Kamchak auch bereit sein mochte, mir bei diesem Wunsch entgegenzukommen, würde über den Verkauf letztlich nur der Preis entscheiden. Wenn ich das Geld zusammenbekam, konnte ich sie natürlich selbst kaufen und ihr ein gutes Heim suchen. Beispielsweise hielt ich Conrad von den Kasars für einen geeigneten Mann. Er hatte jedoch kürzlich ein turianisches Mädchen bei den Spielen gewonnen. Außerdem gibt sich nicht jeder Mann mit einer untrainierten barbarischen Sklavin zufrieden, die — selbst wenn sie als Geschenk in den Wagen kommt — immerhin ernährt werden muß. Außerdem herrschte in diesem Frühling kein Mangel an Mädchen.

Um in Ruhe darüber nachzudenken, erstand ich eine weitere Flasche Paga, die mir auf meinem einsamen Spaziergang Gesellschaft leisten sollte.

Ich hatte erst ein Viertel der Flasche getrunken und ging gerade an einem Wagen vorbei, als ich plötzlich einen Schatten über die lackierten Planken zucken sah. Instinktiv warf ich den Kopf zur Seite. Im gleichen Augenblick zischte eine Quiva an meinem Ohr vorbei und bohre sich mit dumpfem Laut fünf Zentimeter tief in die Holzflanke des Wagens.

Ich warf die Pagaflasche weg, wobei ich die hochprozentige Flüssigkeit in hohem Bogen verschüttete, fuhr herum und sah etwa fünfzig Meter entfernt eine dunkle Gestalt zwischen zwei Wagen stehen — meinen verhüllten Verfolger aus dem Klan der Folterer, der mich nicht zum erstenmal belästigte.

Der Unbekannte machte auf dem Absatz kehrt und sprintete davon. Ich zog mein Schwert und stolperte hinter ihm her, doch schon wurde ich von einer Reihe aneinandergebundener Kaiila aufgehalten, die ins Lager geführt wurden, nachdem sie auf der Ebene hatten jagen dürfen.

Als ich endlich den dichtgedrängten Körpern ausweichend mich unter dem Seil wegducken konnte, das die Tiere zusammenhielt, war mein Angreifer verschwunden. Meine Anstrengungen brachten mir nur die ärgerlichen Rufe des Mannes an der Spitze des Kaiilazuges ein. Eines der böartigen Tiere schnappte sogar nach mir und zerriß mir den Ärmel meiner Tunika.

Wütend kehrte ich zum Wagen zurück und zog die Quiva aus dem Holz.

Inzwischen hatte sich auch der Wagenbesitzer eingefunden, den der Zwischenfall natürlich interessierte. Er hielt eine Fackel in die Höhe und untersuchte mürrisch den Schaden an seinem Wagen. »Ein ungeschickter Wurf«, grollte er unwillig.

»Vielleicht«, sagte ich.

»Aber«, sagte er und wandte sich an mich, »unter diesen Umständen war's vielleicht ganz gut so.«

»Ja«, nickte ich. »Das mag wohl sein.«

Ich fand meine Pagaflasche wieder und stellte fest, daß noch ein Rest darin war. Ich wischte den Flaschenhals ab und reichte sie dem Mann. Er trank etwa die Hälfte, fuhr sich über den Mund und gab mir die Flasche zurück. Ich leerte sie vollends und warf sie in eins der Abfalllöcher, die in regelmäßigen Abständen im Lager zu finden sind.

»Kein schlechter Paga«, sagte der Mann.

»Nein«, sagte ich, »der Paga ist ziemlich gut.«

»Darf ich die Quiva mal sehen?« fragte der Mann.

»Natürlich.«

»Interessant.«

»Was?«

»Die Quiva.«

»Aber was ist an ihr so interessant?«

»Es ist eine paravacische Quiva.«

13

Am Morgen war Elizabeth Cardwell verschwunden.

Kamchak war außer sich vor Wut. Aphris, die die Stimmungen des Tuchuks fürchten gelernt hatte, hielt sich stumm im Hintergrund.

»Du darfst die Jagdsleen nicht loslassen«, sagte ich zu Kamchak.

»Ich behalte sie an der Leine«, erwiderte er grimmig.

Mißtrauisch beobachtete ich die beiden sechsbeinigen geschmeidigen Jagdsleen, die an ihren Ketten zerrten. Kamchak hielt Elizabeths Bettzeug — eine rote Decke — vor ihre Schnauzen. Die spitzen Ohren legten sich eng an die dreieckigen Köpfe; die langen Körper zitterten, ich sah, wie die Krallen hin und her zuckten. Die Tiere hoben die Köpfe, schwenkten sie hin und her, nahmen Wit-

terung auf. Im nächsten Augenblick begannen sie aufgeregt zu wimmern; ich wußte, daß sie der Spur zuerst zu der Einfriedung folgen würden, wo wir gestern abend den Tanz gesehen hatten.

»Sie wird sich heute nacht zwischen den Wagen versteckt haben«, sagte Kamchak.

»Ich weiß — wegen der Herdensleen.« Diese Tiere hätten das Mädchen im Licht der drei goreanischen Monde gestellt und in Stücke gerissen.

»Sie ist bestimmt noch nicht weit.«

Kamchak stieg in den Sattel einer Kaiila.

»Was wirst du mit ihr machen?« fragte ich.

»Ich schneide ihr die Ohren ab, und ... *Ha!*«

Ich entdeckte Elizabeth Cardwell, die auf den Wagen zukam. Mit einem Holzjoch schleppte sie zwei Eimer, in denen Wasser plätscherte.

Aphris stieß einen Freudenschrei aus und eilte zu Elizabeth und küßte sie, was mich nicht wenig überraschte. Dann half sie ihr mit den Eimern.

»Wo bist du gewesen?« fragte Kamchak streng.

Elizabeth hob unschuldig den Kopf und sah ihn offen an.
»Wasser holen.«

Die Sleen versuchten, ihr an die Gurgel zu springen, und sie wich erschrocken zum Wagen zurück. »Böse Tiere«, sagte sie.
»Was wollen sie von mir?«

Kamchak warf den Kopf in den Nacken und lachte. Elizabeth würdigte mich keines Blickes.

Kamchak stieg ab, holte eine Sklavenfessel aus dem Wagen und legte sie Elizabeth an.

»Warum das?« fragte sie.

»Weil das Wasserholen so lange gedauert hat.« Er wandte sich an mich. »Klug von ihr, daß sie zurückgekehrt ist.«

Das meinte ich auch, gab es aber nicht zu. »Ich glaube, sie hat wirklich Wasser geholt.«

»Du magst sie, nicht wahr?«

»Sie tut mir leid.«

»Hast du gestern deinen Spaß mit ihr gehabt?«

»Ich habe sie nicht mehr gesehen, seit wir die Umfriedung verließen.«

Kamchak sah mich einen Augenblick lang prüfend an und zuckte die Achseln. Dann wandte er sich an das Mädchen. »Du

hast mich angelogen. Heute abend hole ich den Sklavenmeister — der brennt dir mein Brandzeichen auf.«

Er nahm Elizabeth am Arm und zerrte sie zu einem leeren Sleenkäfig. Dort schloß er sie ein.

Ich sah, wie Aphris zum Käfig schlich und der Gefangenen etwas Wasser brachte.

Kamchak bemerkte es auch, erhob aber keine Einwände. »Komm«, sagte er. »Ich möchte eine neue Kaiila kaufen.«

Es war ein geschäftiger Tag für Kamchak.

Er kaufte die Kaiila nicht, obwohl es sich um ein herrliches Tier handelte. Er wickelte ein schweres Ledertuch um den Arm und versetzte dem Tier damit einen überraschenden Schlag auf die Schnauze. Die Kaiila reagierte nicht schnell genug. »Ein langsames Tier wie das«, sagte Kamchak geringschätzig, »kann einem Mann beim Kampf das Leben kosten.« Das mochte stimmen. Die Kaiila und ihr Herr kämpften wie Freunde zusammen, sie sind ein einziges wildes Tier, das mit Zähnen und einer Lanze bewaffnet ist. Nachdem er sich noch einige Kaiila angesehen hatte, besuchte Kamchak einen Wagen, in dem er die Besamung einer seiner Kühe mit dem Bullen des Eigentümers besprach — im Austausch für einen ähnlichen Gefallen. Diese Angelegenheit wurde zur allseitigen Zufriedenheit geregelt. In einem anderen Wagen feilschte er um einen Satz Quiva, die in Ar geschmiedet worden waren, und vermochte seinen Preis durchzusetzen. Die Messer sollten am nächsten Morgen zusammen mit einem neuen Sattel in seinen Wagen geliefert werden.

Zu Mittag aßen wir getrocknetes Boskfleisch und tranken Paga; dann ging er zum Wagen Kutaituchiks, wo er mit der trägen Gestalt freundliche Floskeln tauschte — über die Gesundheit der Bosks, über die Schärfe der Quivas und über die Notwendigkeit, die Wagenachsen gut zu schmieren. Auf Kutaituchiks Plattform sprach er auch mit mehreren anderen hochstehenden Tuchuks. Dabei schien Kamchaks Wort einiges Gewicht zu haben.

Nach dem Besuch beim Wagen des Ubar machten wir am Wagen des Sklavenmeisters halt, wo Kamchak zu meinem Ärger den Mann für den Abend zu sich bestellte. »Ich kann sie ja nicht immer in einen Sleenkäfig stecken«, sagte Kamchak. »Es gibt viel Arbeit am Wagen.« Zu meiner Freude ritt Kamchak sodann mit mir in das Omental — dazu lieb er sich zwei Kaiila von einem Krieger, den ich noch nie gesehen hatte.

Wir passierten einen flachen Hügel und erblickten eine große Anzahl Zelte, die im Kreis aufgeschlagen waren. Die Mitte dieses Kreises bestand aus einer Grasfläche, vielleicht zweihundert Meter im Durchmesser — und auf ihr befanden sich Hunderte von kleinen Steinaltären. In der Mitte des Feldes gab es eine große kreisförmige Steinplattform.

Die Spitze dieser Plattform bildete ein großer vierseitiger Altar, zu dem von allen Seiten Stufen führten. Eine Flanke dieses Altars wies das Zeichen der Tuchuks auf; die anderen waren mit den Emblemen der drei anderen Wagnvölker geschmückt.

Im Außengebiet des Zeltkreises befanden sich zahlreiche angebundene Tiere, daneben standen die Haruspexe — es schien für jeden Altar einen Haruspex zu geben. Unter den Tieren waren Verrs, gezähmte Tarks, flatternde Vulos, Sleen und auch Kaiila und sogar Bosks; bei den Paravaci standen auch einige gefesselte Sklaven. Die anderen Völker lehnten das Opfern von Sklaven ab, denn wer konnte einem turianischen Sklaven schon eine so wichtige Sache wie die Wahl eines Ubar San anvertrauen? Das erschien mir durchaus logisch. Die geopfert Tiere werden übrigens später verzehrt, so daß das Omenjahr keine Verschwendung mit sich bringt, sondern eher eine Zeit festlicher Mahlzeiten für die Wagnvölker ist.

Noch hatte die Befragung der Omen nicht begonnen. Die Haruspexe waren noch nicht an ihre Altäre getreten. Auf jedem dieser Steingebilde brannte allerdings bereits ein kleines Boskdungfeuer, in dem jeweils ein Weihrauchstab lag.

Kamchak und ich stiegen außerhalb des Kreises von unseren Tieren und sahen zu, wie sich die vier Oberen Haruspexe der Wagnvölker dem großen Altar in der Mitte des Kreises näherten. Dann trugen vier andere Haruspexe einen großen Holzkäfig herbei, in dem sich ein Dutzend weißer Vulos befand — der goreanische Taubenvogel.

»Das ist das erste Omen«, sagte Kamchak, »um festzustellen, ob die Omen bereit sind, sich befragen zu lassen.«

»Aha«, sagte ich.

Die vier Haruspexe stimmten nun einen Singsang an, blickten zum Himmel auf, an dem freundlich die Sonne schien, und warfen den Vulos Korn hin.

Selbst aus dieser Entfernung war zu erkennen, daß die Tauben sich gierig auf das Futter stürzten.

Nun wandten sich die vier Haruspexe um, blickten ihre Assistenten an und verkündeten: »Die Omen sind bereit!«

Ein Freudenschrei lief um den Zeltkreis.

»Dieser Teil der Omenbefragung läuft immer gut ab«, informierte mich Kamchak.

»Wieso?« fragte ich.

»Ich weiß es nicht«, sagte er und sah mich nachdenklich an »Vielleicht liegt es daran, daß die Vulos in den drei Tagen vor der Befragung nicht gefüttert werden.«

»Möglicherweise liegt es daran«, nickte ich.

Ich sah nun die anderen Haruspexe und die Zuschauer mit ihren Tieren auf die Altäre zuströmen. Die Omenbefragung dauerte mehrere Tage und kostete Hunderte von Tieren. Von Tag zu Tag wird Buch geführt. Als wir gingen, hörten wir einen Haruspex ausrufen, er habe eine günstige Leber gefunden. Ein anderer Haruspex eilte herbei. Ich vermutete, daß das Lesen der Zeichen sehr schwierig war und die Interpretation nicht einem einzelnen überlassen werden konnte. Als wir unsere Kaiila bestiegen, hörte ich zwei weitere Haruspexe rufen, sie hätten Lebern gefunden, die zweifellos ungünstig seien. Schreiber gingen mit ihren Rollen zwischen den Altären hin und her und schrieben alles auf. Die Oberen Haruspexe der vier Völker blieben am Mittelaltar, zu dem jetzt ein weißer Bosk geführt wurde.

Es dämmerte schon, als Kamchak und ich den Wagen des Händlers erreichten und uns dort mit einer Flasche Paga niederließen.

Meine Gedanken weilten bei Elizabeth, der heute abend ein unerfreuliches Erlebnis bevorstand.

»Du bist schweigsam«, sage Kamchak und sah mich von der Seite an.

»Muß der Sklavenmeister heute abend kommen?« fragte ich.

Kamchak schüttelte den Kopf, lachte und klopfte mir auf die Schulter. »Sie ist doch nur eine Sklavin!«

»Empfindest du nichts für sie?«

»Doch — ich mag diese kleine Barbarin, aber sie hat eine Lektion verdient. Oder willst du sie kaufen?«

Ich dachte an den Wagen Kutaituchiks und an die goldene Kugel. Die Omenbefragung hatte begonnen. Ich mußte versuchen, die Kugel an mich zu bringen — heute nacht oder in den nächsten Tagen. Ich überlegte mir eben meine Antwort auf Kamchaks

Frage, überlegte, ob ich wohl seinen Preis bezahlen könnte, als er den Kopf hob.

Mit einer schnellen Handbewegung forderte er mich zum Schweigen auf.

Da hörte ich das Schrillen eines Boskhorns in der Ferne, ein zweites fiel ein.

Kamchak sprang auf. »Das Lager wird angegriffen!« brüllte er und stürmte los.

14

Als Kamchak und ich die Stufen des Wagens hinabeilten, herrschte draußen schon lebhaftes Treiben. Männer eilten hin und her, einige mit Fackeln bewaffnet; Kaiilahufe donnerten. Grüne, blaue und gelbe Kriegslaternen brannten bereits auf Pfählen in der Dunkelheit, zur Kennzeichnung der Versammlungsorte für die Orlus, die Hundertschaften, und der Oralus, der Tausendschaften. Jeder Krieger der Wagnvölker gehört zu einer Or, einer Zehnerschaft, jede Zehnerschaft gehört zu einer Orlu, einer Hundertschaft, die ihrerseits einen festen Platz in einer Oralu, einer Tausendschaft, hat. Wer die Wagnvölker nicht kennt oder sie nur bei ihren schnellen Überfällen erlebt hat, hält sie manchmal für unorganisiert, für eine wilde Kriegerhorde — aber das ist nicht der Fall. Jeder Mann kennt seine Position. Während des Tages werden die Bewegungen dieser Einheiten durch das Boskhorn und Standarten bestimmt; bei Nacht durch Boskhörner und Kriegslaternen, die von einzelnen Reitern an langen Stangen mitgeführt werden.

Kamchak und ich bestiegen die Kaiila und kehrten im Galopp zu unserem Wagen zurück.

Wenn die Boskhörner erklingen, machen die Frauen der Wagnvölker die Waffen für ihre Männer bereit. Die Bosks werden angeschrirt, und man beobachtet die Zeichen der Kriegslaternen, um zu sehen, ob etwa die Wagen fortgefahren werden müssen.

Aphris hatte die Bosks bereits eingespannt. Kamchak sprang von der Kaiila und trat das Feuer aus. »Was ist los?« rief Aphris. Kamchak faßte sie grob am Arm, zerrte sie vor den Sleenkäfig, in dem Elizabeth kauerte, und schob sie zu dem anderen Mädchen

hinein. Er konnte kein Risiko eingehen. Auf die verzweifelten Rufe Aphris' hörte er nicht, sondern warf mir Lanze und Bogen zu. Dann sprang er in den Sattel seiner Kaiila und raste los.

Gleich darauf hatten wir die Herden erreicht. Dort hatten sich bereits die Tausendschaften gebildet, lange Reiterketten warteten mit stoßbereit erhobener Lanze.

Kamchak gliederte sich in keiner Zehnerschaft oder Hundertschaft ein. Er ritt vielmehr vor die Masse der Reiter, galoppierte zu einigen Kriegern hinüber, die dort bereits warteten. Hier hielt er hastig Kriegsrat, und ich sah, wie er den Arm hob. Rote Kriegslaternen stiegen in die Höhe, und zu meiner Verblüffung öffnete sich die gewaltigen Boskherden, von den Herdensleuten zur Seite gebissen, und die Kette der Reiter, den Kriegslaternen folgend, strömte mit unglaublicher Präzision wie ein Fluß zwischen den Bosks hindurch.

Ich ritt an Kamchaks Seite, und nach wenigen Augenblicken hatten wir die beunruhigte Herde hinter uns gelassen und waren auf der freien Ebene. Im Licht der goreanischen Monde erblickten wir hingemetzelte Bosks, einige hundert Tiere und dahinter etwa tausend Tharlariensreiter, die sich hastig zurückzogen.

Anstatt die Verfolgung aufzunehmen, zügelte Kamchak plötzlich seine Kaiila. Ich sah, daß eine gelbe Laterne auf halber Höhe schimmerte.

»Warum verfolgen wir sie nicht?« brüllte ich.

»Wartet!« schrie er. »Wir haben uns hereinlegen lassen. Hört ihr?«

In der Ferne hörten wir donnerndes Flügelschlagen, und dann entdeckten wir vor den goreanischen Monden die Silhouetten von Tarnkämpfern, die ins Lager herabstießen. Es waren wohl achthundert oder tausend Vögel. Ich hörte das Dröhnen der Tarntr trommel, die den Formationsflug lenkte.

»Wir sind Narren!« brüllte Kamchak und riß seine Kaiila herum. »Jeder zu seinem eigenen Wagen zurück!«

Ich sah zwei gelbe und eine rote Laterne an den Pfählen.

Das Auftauchen von Tarnkämpfern so weit im Süden erstaunte mich. Soviel ich wußte, befand sich die nächste Tarnkavallerie im fernen Ar. Gewiß stand Ar nicht im Krieg mit den Tuchuks!

Also mußte es sich um Söldner handeln!

Kamchak kehrte nicht zu seinem eigenen Wagen zurück, sondern galoppierte, von hundert Männern gefolgt, auf den Hügel zu,

auf dem die Standarte der vier Boskhörner und der riesige Wagen Kutaituchiks standen, der Ubar der Tuchuks genannt wurde.

Bei den Wagen hätten die Tarnkämpfer nur Sklaven, Kinder und Frauen gefunden — aber kein Wagen war angezündet oder beraubt worden.

Wieder hörten wir das donnernde Flügelschlagen, und die Horde der Tarns rauschte über uns dahin. Einige Tuchukpfeile schwirrten sinnlos in den Himmel, fielen zwischen den Wagen wieder zu Boden.

Die zusammengenähten bunten Boskhäute, die die Riesenkuppel über Kutaituchiks Wagen gedeckt hatten, hingen zerfetzt herab. Wo sie nicht zerrissen waren, gähnten unzählige Löcher, als hätte der Gegner mit Dolchen immer wieder zugestochen und jede freie Stelle zu treffen versucht.

Fünfzehn oder zwanzig Wächter lagen tot am Boden, zumeist von zahllosen Pfeilen getroffen.

Kamchak sprang aus dem Sattel seiner Kaiila, riß eine Fackel aus einer Halterung und betrat den Wagen.

Ich folgte ihm und blieb verblüfft stehen. Tausende von Pfeilen waren durch die Kuppel in den Wagen gefeuert worden. Man konnte keinen Schritt tun, ohne auf Pfeilholz zu treten, das unter den Sohlen zerbrach. In der Mitte des Wagens hockte Kutaituchik, allein, vornübergebeugt — von fünfzehn oder zwanzig Pfeilen durchbohrt. Zu seiner Rechten stand der goldene Kandakasten. Ich sah mich um. Der Wagen war ausgeraubt worden — wahrscheinlich der einzige Wagen überhaupt.

Kamchak trat näher und setzte sich mit untergeschlagenen Beinen vor den alten Toten und barg das Gesicht in den Händen.

Ich störte ihn nicht.

Andere drängten hinter uns in den Wagen, doch sie hielten sich im Hintergrund.

Ich hörte Kamchak stöhnen: »Die Bosk entwickeln sich zur Zufriedenheit«, sagte er. »Die Quivas — ich werde versuchen, sie scharf zu halten. Ich werde dafür sorgen, daß die Wagenachsen gut geschmiert sind.« Dann neigte er den Kopf und begann zu schluchzen, wobei er sich vor und zurück wiegte.

Außer seinem Schluchzen war nur das Knistern der Fackel zu hören, die die Reste der zerfetzten Kuppel erleuchtete. Hier und dort sah ich umgestürzte Truhen, verstreute Juwelen, zerrissene Roben und Stoffe. Die goldene Kugel war nicht zu entdecken.

Wenn sie hier aufbewahrt worden war, hatte man sie mitgenommen.

Endlich stand Kamchak auf.

Er wandte sich zu mir um. Tränen schimmerten in seinen Augen. »Er ist früher ein großer Krieger gewesen«, sagte er.

Ich nickte.

Kamchak sah sich um, nahm einen der Pfeile zur Hand und brach ihn mitten durch.

»Das haben die Turianer auf dem Gewissen!« sagte er.

»Saphrar?«

»Kein Zweifel«, sagte Kamchak. »Wer sonst könnte Tarn-Söldner anwerben oder für die Ablenkung sorgen, die uns Narren zur Herde lockte? Er wollte die goldene Kugel.«

Ich schwieg.

»So wie du, Tarl Cabot.«

Ich starrte ihn verblüfft an.

»Aus welchem Grund hättest du sonst zu den Wagnervölkern kommen sollen?«

Ich brachte zuerst kein Wort heraus. »J-ja«, sagte ich schließlich. »Du hast recht. Ich möchte die Kugel für die Priesterkönige holen. Sie ist ihnen wichtig.«

»Sie ist wertlos«, sagte Kamchak.

»Nicht für die Priesterkönige«, sagte ich.

Kamchak schüttelte den Kopf. »Nein, Tarl Cabot«, sagte er fest, »die goldene Kugel ist wirklich wertlos.«

Der Tuchuk sah sich traurig um und betrachtete noch einmal die vornübergebeugte Gestalt Kutaituchiks. »Er war ein großer Mann!«

Ich nickte. »Es wird nun einen neuen Ubar der Tuchuks geben müssen«, bemerkte ich.

Kamchak blickte mich an. »Nein«, sagte er.

»Kutaituchik«, sagte ich, »ist tot.«

Kamchak sah mich ruhig an. »Kutaituchik war nicht Ubar der Tuchuks.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Er wurde Ubar der Tuchuks genannt«, sagte Kamchak, »aber er war es nicht.«

»Wie ist das möglich?«

»Wir Tuchuks sind nicht ganz so dumm, wie die Turianer an-

nehmen. Wegen eines solchen Angriffs wartete Kutaituchik hier im Wagen des Ubar.«

Ich schüttelte verwundert den Kopf.

»Er wollte es so«, sagte Kamchak. »Er wollte es so.« Er fuhr sich mit dem Arm über die Augen. »Er sagte, zu mehr taue er in seinem Alter nicht mehr — nur noch hierfür und für nichts sonst.«

Ein großartiger Plan.

»Dann ist der wirkliche Ubar der Tuchuks also noch am Leben«, sagte ich.

»Ja.«

»Wer weiß aber, wer der wirkliche Ubar ist?«

»Die Krieger wissen es. Die Krieger.«

»Und wer ist Ubar der Tuchuks?«

»Ich.«

15

Turia wurde nun belagert — obwohl die Tuchuks allein die Stadt nicht völlig einkesseln konnten. Die anderen Wagnvölker sahen den Mord an Kutaituchik und die Verwüstung seines Wagens als ein Problem, das man getrost dem Volk der vier Boskhörner überlassen sollte. Sie meinten, daß die Kassars, die Kataii und die Paravaci nichts damit zu tun hätten. Es hatte einige Kassars und auch einige Kataii gegeben, die sich mit in den Kampf stürzen wollten, aber die ruhigen Paravaci hatten diese Leute überzeugt, daß der Streit allein Turia und die Tuchuks anging und nicht die Wagnvölker im allgemeinen. Tatsächlich waren Abgesandte der Stadt auf Tarns zu den drei anderen Wagnvölkern geflogen und hatten deren Ubar versichert, daß die Stadt ihnen gegenüber keinerlei feindliche Absichten hege.

Den Landweg jedoch vermochte die Kavallerie der Tuchuks einigermaßen erfolgreich zu blockieren. Viermal hatten die riesigen Tharlarions der Stadt den Weg freikämpfen wollen, doch jedesmal hatten sich die Hundertschaften zurückgezogen, bis der Angriff sich verzettelt hatte und die Tharlarions von den wenigen Kaiila eingekreist worden waren; und dann fielen die turianischen Reiter rasch den Pfeilen der Tuchuks zum Opfer.

Mehrmals hatten Tharlarioneinheiten auch versucht, Karawa-

nen zu schützen, die die Stadt verließen, oder waren erwarteten Karawanen entgegengezogen — aber jedesmal zwangen die schnellen Tuchukreiter diese Wagenzüge zum Umkehren oder brachten die Karawanen bis zum letzten Mann auf.

Am meisten fürchteten die Tuchuks die Tarnsöldner der Stadt, denn diese vermochten relativ ungestört vom Rücken ihrer Tiere aus auf die Krieger zu schießen — aber diese einzige wirksame turianische Waffe vermochte die Tuchuks nicht aus der Nähe der Stadt zu vertreiben. Auf der freien Prärie wehrten sich die Tuchuks, indem sie ihre Hundertschaften in Zehnerschaften aufteilten und somit als kleine und wenige Gruppen kaum Ziele boten. Es ist nicht leicht, vom Rücken eines Tarn aus einen Kaiilareiter zu treffen, wenn dieser sich der Gefahr bewußt ist und Ausweichmanöver macht; wagte sich der Tarnkämpfer sogar zu nahe an sein Ziel heran, waren er und sein Tier dem Gegenfeuer der Tuchuks ausgesetzt, die ihre kleinen Bogen wohl einzusetzen verstanden. Die Schießkünste der Tarnkämpfer sind am wirksamsten gegen Massen von Infanterie oder gegen größere Tharlarioneinheiten. Wichtig war auch die Tatsache, daß viele der Tarnsöldner mit der zeitraubenden und unangenehmen Aufgabe betraut waren, die Stadt aus der Luft mit Nachschubgütern zu versorgen — mit Pfeilholz und Nahrungsmitteln, die teilweise vom fernen Cartius herbeschafft werden mußten. Ich vermutete, daß die Söldner, die als Tarnkämpfer einer besonders stolzen Volksgruppe angehörten, den Turianern für diese Dienste einen hohen Preis abverlangten, denn die Zumutung, Lasten zu transportieren, ließ sich nur durch das Gewicht goldener Tarmünzen einigermaßen mildern. Wasserprobleme gab es in der Stadt nicht, denn sie wurde aus gekachelten Brunnen versorgt, von denen einige viele hundert Meter tief sind; es gibt auch Reservoirs, die aus der Schneeschmelze und durch den Frühlingsregen gespeist werden.

Kamchak saß des öfteren wütend auf seiner Kaiila und beobachtete die fernen weißen Mauern Turias. Er konnte nichts gegen die Luftversorgung der Stadt unternehmen. Ihm fehlten Belagerungsmaschinen, Truppen und die Kriegserfahrung der nördlichen Städte. Er stand hier vor dieser Stadt als Nomade, auf seine Weise von den Mauern gehemmt.

»Ich möchte wissen«, sagte ich, »warum die Tarnkämpfer nicht gegen die Wagen vorgegangen sind — etwa mit Brandpfeilen —,

warum sie nicht die Bosks angreifen und aus der Luft töten, so daß wir uns zurückziehen müßten.«

Das erschien mir die einfachste Strategie zu sein. Es gab schließlich auf der Prärie keine Möglichkeit, Wagen oder Bosks zu verstecken.

»Es sind Söldner«, knurrte Kamchak geringschätzig.

»Wie meinst du das?«

»Wir haben sie bezahlt, daß sie unsere Wagen nicht verbrennen und die Bosks in Ruhe lassen.«

»Sie erhalten also Geld von beiden Seiten?«

Aus irgendeinem Grund ärgerte mich das, obwohl es mich natürlich freute, daß die Wagen und die Bosks dadurch in Sicherheit waren. Wahrscheinlich war ich wütend, weil ich mich selbst als Tarnkämpfer betrachtete und es mir irgendwie unehrenhaft vorkam, daß die Dienste der mächtigen Tarn gleichermaßen beiden Seiten angeboten wurden.

»Aber«, fuhr Kamchak fort, »letztlich wird Saphrar aus Turia meinen Preis überbieten — und die Wagen werden brennen, und die Bosks werden getötet...« Er knirschte mit den Zähnen. »Noch hat er den Preis nicht erreicht«, sagte Kamchak, »weil wir ihm noch nicht wirklich geschadet haben.«

Ich nickte.

»Wir ziehen uns zurück«, sagte Kamchak. Er wandte sich an einen Untergebenen. »Die Leute sollen sich bereit machen«, sagte er, »die Bosks weiterzutreiben.«

»Du gibst auf?« fragte ich.

In Kamchaks Augen blitzte ein rätselhaftes Feuer auf. Dann lächelte er. »Natürlich.«

Ich zuckte die Achseln.

Ich wußte, daß ich irgendwie in die Stadt eindringen mußte — denn dort lag jetzt die goldene Kugel. Irgendwie mußte ich versuchen, dieses Gebilde in meinen Besitz zu bringen und ins Sardargebirge zu schaffen. War ich nicht aus diesem Grund zu den Wagnvölkern gekommen? Ich verfluchte mich, weil ich so lange gewartet und somit meine Chance vertan hatte. Zu meiner Verbitterung lag das Ei jetzt nicht mehr in einem Tuchukwagen auf offener Prärie, sondern ruhte wahrscheinlich im Hause Saphrars, einer Kaufmannsfestung hinter den hohen weißen Mauern Turias. Ich weihte Kamchak nicht in meine Pläne ein, denn er hätte sich

bestimmt gegen meine sinnlose Mission ausgesprochen. Vielleicht hätte er mich sogar am Verlassen des Lagers gehindert.

Andererseits kannte ich die Stadt nicht. Ich hatte keine Ahnung, wie ich sie betreten sollte.

Ein geschäftiger Nachmittag begann. Die Vorbereitungen zum Abmarsch waren in vollem Gange. Schon hatte man die Herden etwas von der Stadt fort nach Westen getrieben. Die Wagenbosks wurden gestriegelt, Zaumzeug und Wagen wurden kontrolliert, Fleisch wurde geschnitten, um in der Sonne getrocknet zu werden. Am nächsten Morgen würden die Wagen in langer Kette den langsam dahintrottenden Herden folgen und Turia zurücklassen. Inzwischen ging die Omenbefragung — auch mit den Haruspexen der Tuchuks — weiter. Ich hatte sagen hören, daß sich die Omen normal entwickelten — es stand also schlecht für die Wahl eines Ubar San.

Seit dem Tod Kutaituchiks hatte sich Kamchaks Art zum Schlechten gewandelt. Er trank und scherzte und lachte nur noch selten. Mir fehlten seine ständigen Wettangebote, seine Bereitschaft, sich im Wettkampf mit mir zu messen. Er wirkte niedergeschlagen, schlechtgelaunt, von einem großen Haß auf Turia und seine Einwohner zerfressen. Besonders Aphris hatte darunter zu leiden. Sie stammte aus Turia. Immer wieder hatte er sie seine Gefühle gegenüber der Stadt spüren lassen. Allerdings war der Sklavenmeister nicht gekommen, weder an jenem ersten Abend, noch an den Tagen danach. Kamchak hatte wichtigere Dinge im Kopf als die Kennzeichnung seiner Sklavinnen, und er begnügte sich damit, die Mädchen abends wieder in den Käfig einzuschließen. Besonders Aphris schien dieses Verhalten zu kränken; seine plötzliche Härte und Gleichgültigkeit machten ihr zu schaffen. Ich versuchte ihn mehrmals zur Besinnung zu bringen, doch ich vermochte ihn nicht umzustimmen. Er sah Aphris an, kehrte in seinen Wagen zurück und saß mit untergeschlagenen Beinen stundenlang da, sagte kein Wort und starrte ins Leere. Die Arbeit am Wagen wurde inzwischen von Tuka und einem anderen Mädchen erledigt, das er mietete. Elizabeth ließ die strenge Behandlung stoisch über sich ergehen, aber manchmal hörte ich sie nachts weinen.

Ich mußte lange suchen, bis ich zwischen den Wagen den Mann fand, den, ich sprechen wollte. Er saß mit untergeschlagenen Bei-

nen im Schatten eines Wagens, die Waffen in ein Ledertuch geschlagen griffbereit neben sich. Es war Harold, der junge blonde blauäugige Tuchuk, den Hereena vom Ersten Wagen so gering-schätzig behandelt hatte.

Er aß ein Stück Boskfleisch nach Art eines Tuchukkriegers — er hielt das Fleisch in der Linken und zwischen den Zähnen, schnitt es mit seiner Quiva wenige Millimeter von den Lippen entfernt ab und kaute das losgeschnittene Stück.

Wortlos setzte ich mich neben ihm nieder und sah ihm beim Essen zu. Er beobachtete mich wachsam.

»Wie steht es mit den Bosk?« fragte ich nach einigen Sekunden.

»Nicht schlechter, als zu erwarten war.«

»Sind die Quivas geschärft?«

»Ja, und wir schmieren die Achsen unserer Wagen.« Er reichte mir ein Stück Fleisch und fuhr fort: »Du bist Tarl Cabot, der Korobaner.«

»Ja, und du bist Harold — der Tuchuk.«

Er sah mich an und lächelte. »Ja, ich bin Harold — der Tuchuk.«

»Ich gehe nach Turia«, sagte ich.

»Das ist interessant. Ich gehe auch nach Turia.«

»In wichtiger Mission?«

»Nein.«

»Worum geht es bei dir?«

»Um ein Mädchen. Ich will mir ein Mädchen holen.«

»Ah«, sagte ich.

»Und was hast du in Turia vor?«

»Nichts Wichtiges.«

»Eine Frau?«

»Nein, eine goldene Kugel.«

»Davon habe ich gehört«, sagte Harold. »Sie wurde aus dem Wagen Kutaituchiks gestohlen.« Er sah mich an. »Man sagt, sie sei wertlos.«

»Vielleicht«, sagte ich, »aber ich gehe wohl trotzdem nach Turia und sehe mich mal danach um. Stoße ich zufällig darauf, nehme ich sie vielleicht mit und bringe sie mit zurück.«

»Wo soll deiner Meinung nach die goldene Kugel liegen?«

»Ich vermute, daß sie sich irgendwo im Palast Saphrars, eines turianischen Kaufmanns, befindet.«

»Das ist interessant«, sagte Harold, »denn ich hatte mir ge-

dacht, ich versuche mal mein Glück in den Vergnügungsgärten eines turianischen Händlers namens Saphrar.«

»Das ist wirklich interessant. Vielleicht ist es derselbe Mann.«

»Möglich«, sagte Harold. »Ist er klein, ziemlich dick, mit zwei gelben Zähnen?«

»Genau.«

»Das sind Giftzähne — eine turianische Sitte.«

»Ich werde versuchen, mich nicht beißen zu lassen.«

Dann saßen wir noch eine Zeitlang beisammen, ohne etwas zu sagen, und ich sah ihm beim Essen zu. Der Wagen, an dem er saß, gehörte nicht ihm. Er hatte auch keine eigene Kaiila. Soviel ich wußte, besaß Harold kaum mehr als die Kleidung am Leibe, seine Waffen und das Fleisch, das er aß.

»Du wirst in Turia umkommen«, sagte Harold.

»Vielleicht.«

»Du weißt ja nicht einmal, wie du in die Stadt kommst«, sagte er.

»Das stimmt.«

»Ich kann nach Belieben in die Stadt«, sagte er. »Ich kenne einen Weg.«

»Vielleicht kann ich dich begleiten.«

»Vielleicht«, sagte er und wischte seine Quiva am Ärmel ab.

»Wann gehst du nach Turia?« fragte ich.

»Heute nacht.«

Ich sah ihn an. »Warum hast du so lange gewartet?«

»Kamchak sagte mir, ich sollte auf dich warten«, erwiderte er lächelnd.

16

Der Weg nach Turia, den mir Harold der Tuchuk zeigte, war nicht angenehm, aber ich ließ mich nicht beirren.

»Kannst du schwimmen?« fragte er.

»Ja«, sagte ich.

»Ich war früher Badesklave in den öffentlichen Bädern Turias. Jede Nacht wurden die Becken geleert und gesäubert, und ich gehörte zu den Männern, die sich darum kümmern mußten«, sagte

er. »Ich war erst sechs Jahre alt, als ich nach Turia kam, und ich lebte elf Jahre in der Stadt.«

»Sind die Mädchen, die sich bei Tag um die Badenden kümmern, wirklich so hübsch, wie behauptet wird?« fragte ich.

»Vielleicht«, sagte er. »Ich habe sie nämlich nie gesehen — am Tag waren ich und die anderen Sklaven in einem dunklen Raum angekettet, um Kräfte für die Nachtarbeit zu sammeln.«

»Wie konntest du dann fliehen?«

»Nachts, wenn wir die Becken reinigen mußten, wurden uns die Ketten abgenommen — damit sie nicht rosteten. Man fesselte uns nur mit Halsbändern aneinander. An das Seil kam ich übrigens erst mit vierzehn — vorher durfte ich mich nach Belieben in den Becken tummeln und machte auch Botengänge für den Bademeister — in diesen Jahren lernte ich schwimmen und wurde mit den Straßen Turias vertraut. Als ich siebzehn war, fand ich mich plötzlich am Ende des Seils, kaute es durch und versteckte mich, in dem ich mich an einem Brunnenseil herabließ. Das Wasser unten war in Bewegung, und ich tauchte hinab und fand einen Spalt, den ich durchschwamm. Ich kam in einen Tunnel und erreichte schließlich ein flaches Becken, das Überlaufbecken für den Brunnen; wieder schwamm ich unter Wasser und erreichte schließlich einen Felstunnel, durch den ein Fluß strömte, zum Glück nicht ganz bis obenhin. Und der Tunnel endete — hier.«

Harold deutete auf einen Spalt zwischen zwei Felsen, knapp dreißig Zentimeter breit, durch den ein unterirdischer Bach quoll und in einem kleinen Fluß mündete, aus dem Aphris und Elizabeth oft Wasser für die Wagenbosks geholt hatten.

Wortlos steckte Harold seine Quiva zwischen die Zähne, befestigte ein Seil mit Haken an seinem Gürtel und verschwand unter Wasser. Ich folgte ihm, mit Quiva und Schwert bewaffnet.

An die nun folgende Reise erinnere ich mich nicht gern. Ich bin zwar ein guter Schwimmer, aber es schien mir, als müßten wir pasangweit gegen eine starke Strömung anschwimmen. An einer Stelle in Tunnel verschwand Harold plötzlich unter Wasser und ich folgte ihm. Schweratmend tauchten wir in dem kleinen Becken auf, das aus dem Unterwasserfluß gespeist wurde. Hier verschwand Harold erneut, und ich machte es ihm nach. Erst nach langer Zeit kamen wir wieder ins Freie, diesmal am Grund eines gekachelten Brunnenschachtes. Es war ein ziemlich großer Brunnen vielleicht fünf Meter im Durchmesser. Einige Zentimeter über

uns hing eine große schwere Trommel, die etwas zur Seite geneigt war. Sie faßte Hunderte von Litern; zwei Seile führten herab; ein kleines zum Abfüllen, und ein großes Halteseil; dieses Seil war mit einer Kette verstärkt, die mit einer Art Harz gegen Wassereinflüsse geschützt war.

Ich hörte Harolds Stimme in der Dunkelheit, von den Fliesen hohl zurückgeworfen. »Die Fliesen müssen regelmäßig kontrolliert werden«, sagte er, »und zu diesem Zweck gibt es Halteschleifen am Seil.«

Ich atmete erleichtert auf, denn der Brunnenschacht ragte wirklich endlos über uns auf.

Die Fußschleifen waren zusätzlich angebracht und mit Harz übergossen. Sie standen jeweils etwa drei Meter auseinander, so daß der Aufstieg auch so ziemlich anstrengend war, trotz der vielen Pausen, die man einlegen konnte. Mich beunruhigte die Aussicht, auf dem Rückweg das goldene Ei bei mir zu haben und es unter Wasser aus der Stadt schaffen zu müssen. Auch war mir nicht klar, wie Harold — sollte seine Mission erfolgreich verlaufen — sein Mädchen auf diesem Wege entführen wollte.

Ich fragte ihn, als wir noch etwa sechzig Meter unter dem Brunnenrand waren.

»Für den Rückweg«, sagte er, »stehlen wir uns zwei Tarns und fliegen einfach fort.«

»Es freut mich, daß du einen Plan hast.«

»Natürlich — ich bin doch ein Tuchuk.«

»Bist du je auf einem Tarn geritten?«

»Nein«, tönte seine Stimme von oben. »Aber du bist doch Tarnkämpfer.«

»Allerdings.«

»Na also — dann bringst du es mir bei.«

Ein Tarn merkt sehr schnell, wer ein Tarnkämpfer ist und wer nicht — und er bringt alle um, die es nicht sind.«

»Dann muß ich das Tier eben täuschen.«

»Wie willst du das schaffen.«

»Fällt mir bestimmt nicht schwer«, sagte Harold. »Ich bin doch ein Tuchuk.«

Ich überlegte, ob ich wieder hinabsteigen und ins Tuchuklager zurückkehren sollte. Vielleicht ergab sich morgen noch einmal eine Gelegenheit, in die Stadt einzudringen. Aber ich hatte keine Lust, den mühsamen Weg durchs Wasser noch einmal zurückzulegen.

»Die Sache müßte die Mutnarbe wert sein«, sagte Harold von oben, »was meinst du?«

»Was?« fragte ich.

»Ich meine, wenn ich mir aus dem Hause Saphrars ein Mädchen stehle und sie auf einem gestohlenen Tarn zurückbringe.«

»Zweifello«, knurrte ich. Ich überlegte, ob es bei den Tuchuks so etwas wie eine Idiotennarbe gab — dann hätte ich den jungen Mann dafür vorgeschlagen.

Trotzdem mußte ich den zuversichtlichen jungen Burschen irgendwie bewundern.

Ich mußte mir auch eingestehen, daß meine eigenen Erfolgs- und Überlebenschancen kaum besser standen — und da hing ich, sein Kritiker, am Trommelseil, naß, unterkühlt, außer Atem, ein Fremder in Turia — und ich wollte einen Gegenstand stehlen, der bestimmt so gut bewacht wurde wie der Heimstein dieser Stadt. Ich beschloß, Harold und mich für die Idiotennarbe vorzuschlagen und den Tuchuks die Entscheidung zu überlassen.

Erleichtert legte ich schließlich den Arm um den Windenbaum und zog mich hoch. Harold hatte bereits am Brunnenrand Stellung bezogen und sah sich wachsam um. Die turianischen Brunnen haben übrigens keine hohen Schutzmauern, sondern nur einen wenige Zentimeter hohen Rand. Ich schwang mich zu Harold hinüber. Wir befanden uns in einem von hohen Mauern umschlossenen Brunnenhof, um den Verteidigungsgänge verliefen. Die Mauern boten so die Möglichkeit zur Verteidigung, und die verschiedenen Brunnen der Stadt, von denen einige durch Quellen gespeist werden, bilden eine Anzahl von abgeschlossenen Verteidigungseinheiten, falls Teile der Stadt in feindliche Hände fallen sollten. Ein Torbogen stand einladend offen. So leicht hatte ich mir den Zugang zur Stadt nicht vorgestellt.

»Ich war vor fünf Jahren das letztemal hier«, sagte Harold.

»Ist es weit bis zum Hause Saphrars?«

»Ziemlich weit«, antwortete er. »Aber die Straßen sind dunkel.«

»Gut, dann los.« Es war kühl, und meine nasse Kleidung ließ mich frösteln. Harold schien das alles nichts auszumachen.

»Die Dunkelheit wird die Nässe unserer Kleidung verbergen — und wenn wir unser Ziel erreichen, sind wir vielleicht schon trocken.«

»Natürlich«, sagte Harold. »Das gehörte ja zu meinem Plan.«

»Oh.«

»Andererseits möchte ich vielleicht noch mal richtig baden — ich war noch nie als Kunde in den Bädern.«

»Das ist alles ganz schön und gut«, sagte ich, »aber ich halte es für besser, wenn wir gleich auf unser Ziel losgehen.«

»Wie du willst«, sagte Harold. »Schließlich kann ich ja noch oft genug baden, wenn wir die Stadt genommen haben.«

»Die Stadt genommen?« fragte ich ungläubig. »Hör mal, die Bosks ziehen schon wieder ab. Die Wagen werden morgen früh folgen. Die Belagerung ist vorbei. Kamchak gibt auf!«

Harold lächelte. »Ach was?« sagte er.

Arm in Arm schritten wir durch das Tor, das den einzigen Zugang zum Brunnenhof bildete.

Kaum hatten wir die Schwelle erreicht und einige Schritte auf der Straße zurückgelegt, als ein metallisches Rasseln zu hören war. Verblüfft blickten wir auf und sahen, wie sich ein Stahlnetz über uns legte.

Sofort hörten wir mehrere Männer auf die Straße springen. Die Schnüre des Drahtnetzes wurden enger gezogen. Harold und ich vermochten uns nicht mehr zu bewegen und standen, vom Netz eingeschlossen, wie die Idioten auf der Stelle, bis ein Wächter uns einen Tritt versetzte.

»Zwei Fische aus dem Brunnen«, sagte eine Stimme.

»Das bedeutet natürlich, daß auch andere von dem Brunnen wissen«, sagte ein anderer.

»Wir verdoppeln die Wachen«, bemerkte ein Dritter.

Ich versuchte mich umzudrehen. »Hat das auch zu deinem Plan gehört?«

Harold grinste säuerlich. »Nein«, sagte er.

Ich versuchte mich aus dem Netz zu befreien. Aber der schwere Draht hielt meinen Bemühungen stand.

Harold und ich waren mit einer turianischen Sklavenstange aneinandergefesselt, die von Hals zu Hals lief; außerdem waren uns die Hände auf dem Rücken gebunden.

Wir knieten vor einer niedrigen, von Teppichen und Kissen bedeckten Plattform, auf der Saphrar aus Turia ruhte. Der Kaufmann trug ein weißes und goldenes Seidengewand, und seine Sandalen waren ebenfalls aus weißem Leder mit goldenen Verzierungen. Seine Zehen- und Fingernägel schimmerten karmesinrot. Ich sah die Spitzen seiner goldenen Zähne.

Er war von zwei Kriegern flankiert, die sich mit untergeschlagenen Beinen auf der Plattform niedergelassen hatten. Der Mann links trug eine Robe und eine Kapuze, wie sie von den Mitgliedern des Klans der Folterer getragen wird. Etwas an seinem Körperbau und seiner Haltung kam mir bekannt vor — er mußte der Mann sein, der im Lager der Tuchuks mit einer Paravaci-Quiva nach mir geworfen hatte — ja, er trug auch jetzt eine Quiva dieses Volkes. Der andere Krieger war in der Lederkleidung eines Tarnkämpfers erschienen, allerdings mit Juwelen verziert. Um seinen Hals hing eine Tarnmünze aus Ar. Neben ihm lagen Speer, Helm und Schild.

»Ich freue mich, daß du uns besuchst, Tarl Cabot aus Ko-ro-ba«, sagte Saphrar. »Wir rechneten schon damit, daß du es versuchen würdest — aber wir wußten natürlich nicht, daß du den Passagebrunnen kennst.«

Harold neben mir zuckte zusammen. Er hatte offensichtlich bei seiner Flucht einen Ausweg aus der Stadt entdeckt, der gewissen Turianern nicht unbekannt war.

»Unser Freund«, sagte Saphrar und deutete auf den Maskierten, »ist schon vor euch durch den Brunnen gekommen. Da wir ständig mit ihm in Verbindung standen und ihm den Brunnen gezeigt hatten, hielten wir es für ratsam, eine Wache aufzustellen — wie gut.«

»Wer ist dieser Verräter der Wagnervölker?« fragte Harold. Sein Blick fiel auf die Quiva. »Ah — ich verstehe — ein Paravaci natürlich.«

Der Mann erstarrte, und seine Hand ballte sich um den Griff der Quiva.

»Ich habe mich oft gefragt«, sagte Harold unbeeindruckt, »woher die Paravaci ihren Reichtum beziehen.«

Mit einem Wutschrei sprang der Maskierte auf, wurde jedoch von Saphrar zurückgehalten.

Der andere Krieger schwieg. Er hatte ein markantes, narbiges Gesicht und kluge, dunkle Augen. Er musterte uns, wie ein Krieger seinen Feind betrachtet.

»Ich würde euch gern unseren maskierten Freund vorstellen«, sagte Saphrar, »aber nicht einmal ich kenne seinen Namen oder sein Gesicht — ich weiß nur, daß er bei den Paravaci eine hohe Position bekleidet und mir daher sehr nützlich gewesen ist.«

»Ich kenne ihn«, sagte ich. »Er ist mir im Lager der Tuhuks öfter gefolgt — und hat versucht, mich umzubringen.«

»Ich hoffe, daß uns das beim zweitenmal besser gelingt.«

»Gehörst du wirklich dem Klan der Folterer an?« fragte Harold den verhüllten Mann.

»Das wirst du bald genauer wissen«, antwortete der Maskierte.

»Glaubst du, daß ich dich um Gnade anflehen werde?«

Saphrar schaltete sich ein, ehe der andere antworten konnte. »Und das hier ist Ha-Keel aus Port Kar, Anführer der Tarnsöldner unserer Stadt.«

»Ist Saphrar bekannt«, fragte ich, »daß du Gold von den Tuchuks erhalten hast?«

»Natürlich«, sagte Ha-Keel.

»Du meinst vielleicht«, sagte Saphrar und lachte leise, »daß ich dies nun abstritte und daß du mich und meine Verbündeten auseinanderbringen könntest! Aber du mußt wissen, Tarl Cabot, daß ich Kaufmann bin und die Menschen und die Bedeutung des Goldes verstehe — ich habe also nichts gegen Ha-Keels kleine Geschäfte mit den Tuchuks.«

»Wie kommt es, daß Ha-Keel aus Port Kar eine Münze aus Ar um den Hals trägt?«

»Ich habe eine Zeitlang in Ar gelebt«, sagte Ha-Keel. »Tatsächlich erinnere ich mich an dich von der damaligen Belagerung Ars.«

»Es betrübt mich«, sagte ich, »daß sich ein Schwert, das einmal für die Verteidigung Ars geführt wurde, vom Locken des Goldes beeinflussen läßt.«

»Für diese Tarnmünze habe ich einen Mann umgebracht, um Seide und Parfüm für eine Frau zu kaufen — aber sie hat mich verlassen. Da konnte ich nicht in das herrliche Ar zurückkehren.«

»Ha-Keel begab sich klugerweise nach Port Kar, das Männer wie ihn nicht abzuweisen pflegte. Und dort begegneten wir uns«, sagte Saphrar.

»Ha! Die kleine Urt wollte mir den Beutel stehlen!«

»Dann warst du nicht immer Kaufmann?« fragte ich.

»Unter Freunden können wir ja offen sprechen«, sagte Saphrar lächelnd, »zumal ich sicher bin, daß du das erwiesene Vertrauen nicht mißbrauchen, kannst — du wirst nämlich bald sterben.«

»Ich verstehe«, sagte ich.

»Ich war ein kleiner Verkäufer in einer Parfümerie in Tyros — bis man mich dabei erwischte, wie ich einige Parfümflaschen auf

eigene Rechnung mitgehen ließ. Ich erhielt eine Ohrnarbe und wurde verbannt. Ich schlug mich nach Port-Kar durch, wo es mir einige Zeit sehr schlecht ging, bis ich *ihn* traf.«

»Wen?«

»Einen Mann, einen großen, düster wirkenden Mann mit steingrauem Gesicht und Augen wie Glas.«

Ich erinnerte mich sofort an Elizabeths Beschreibung des Mannes, der sie auf der Erde untersucht hatte.

»Und dein Glück wendete sich zum Besseren, als du diesen Mann kanntest?«

»Entschieden«, sagte Saphrar. »Er beschaffte mir mein Vermögen und schickte mich vor einigen Jahren von Port-Kar hierher.«

»Ah — jetzt verstehe ich, wieso du dort eine Kriegsgaleere unterhalten kannst. Und — natürlich! Das Rencepapier! Die Nachricht kam von dir.«

»Natürlich!« sagte Saphrar lächelnd, »Der Kragen wurde dem Mädchen in diesem Haus umgenäht. Sie gefiehl mir recht gut — nur mein Wohltäter, der sie mir auf dem Rücken eines Tarns brachte, bestand darauf, daß ich sie weiterschickte. Es ging darum, daß dich die Wagnvölker töten würden, wenn du dich durch deine Sprache verraten hättest. Sie haben es nicht getan — das macht nun keinen Unterschied mehr.«

»Wie kommt es«, fragte ich, »daß du damals beim Bankett meinen Namen wußtest, obwohl du mich noch nie gesehen hattest?«

»Der Mann mit dem grauen Gesicht hat dich gut beschrieben — und ich war sicher, daß es bei den Tuchuks keinen zweiten Mann mit rotem Haar gab.«

»Bringen wir sie doch endlich um«, sagte der Paravaci.

»Niemand hat dich zum Sprechen aufgefordert, Sklave«, sagte Harold.

»Überlaß mir den da«, wandte sich der Paravaci an Saphrar und deutete mit seiner Quiva auf Harold.

»Vielleicht«, sagte Saphrar. Dann stand der kleine Kaufmann auf und klatschte zweimal in die Hände. Zwei Bewaffnete traten ein. Sie trugen zwischen sich eine kleine Plattform, auf der das Ziel meiner Wünsche ruhte — die goldene Kugel.

Es war eindeutig ein Ei — das Gebilde war oval, vierzig Zentimeter lang und etwa dreißig Zentimeter dick.

»Weißt du, was das ist?« fragte ich, ohne den Blick von dem Ei losreißen zu können.

»Nein«, sagte Saphrar, »aber ich weiß, daß es den Priesterkönigen viel bedeutet.«

»Scheint ein Ei zu sein«, sagte Ha-Keel.

»Möglich — aber was sollten die Priesterkönige mit einem Ei wollen?« fragte Saphrar und sah mich an. »Deswegen also bist du nach Turia gekommen?«

»Ja«, sagte ich. »Und ich habe es *ja* auch schnell gefunden.«

Ha-Keel zog sein Schwert. »Ich werde ihn töten, wie es einem Krieger geziemt.«

»Nein«, sagte Saphrar fest. »Sie gehören beide mir.«

»Du hast das Ei in deinen Besitz gebracht — und viele Männer sind schon dafür gestorben —, nur um es dem grauen Mann zu geben?« fragte ich.

»Ja«, sagte Saphrar.

»Und er gibt es den Priesterkönigen zurück?«

»Das weiß ich nicht. Er gibt mir jedenfalls Gold dafür — viel Gold. Vielleicht ist er selbst ein Priesterkönig, denn wer würde sonst wagen, im Namen der Priesterkönige zu sprechen, wie er es in dem Brief getan hat?«

Ich wußte natürlich, daß der Mann kein Priesterkönig war. Andererseits war mir klar, daß Saphrar keine Ahnung hatte, für wen er arbeitete. Jedenfalls handelte es sich um den Mann, der Elizabeth Cardwell auf diese Welt gebracht hatte, ein Mann, der über eine fortschrittliche Technik verfügen mußte, die ihm zumindest Raumflüge gestattete. Ich wußte natürlich nicht, ob diese Technologie seine eigene war oder ob sie ihm von anderen zur Verfügung gestellt wurde — von Wesen, die im Hintergrund blieben und die ein besonderes Interesse an Gor und an der Erde hatten. Wahrscheinlich war er ihr Agent — aber wer waren seine Hintermänner? Waren diese Wesen im Hintergrund eine Gefahr für die Priesterkönige? Aber die Unbekannten schienen die Priesterkönige auch zu fürchten, denn sonst hätten sie längst härter durchgegriffen, um die Nestbewohner auszulöschen.

Ich überlegte angestrengt. Die Unbekannten mußten bis zu einem gewissen Grade Kenntnis haben von den Vorgängen unter dem Sardargebirge — sie wußten wahrscheinlich von den Priesterkönigen, deren Stellung kürzlich durch den unterirdischen Krieg erschüttert worden war. Nach diesem Ereignis wanderten nun viele Menschen auf Gor herum und berichteten von ihrem Leben unter dem Gebirge — Dinge, die von normalen Goreanern sicher

lachend abgetan wurde — aber würden die Unbekannten nicht auf diese Versprengten hören?

Sie mußten also wissen, daß ein Großteil der Überwachungsanlagen der Priesterkönige vernichtet war, daß die technologischen Möglichkeiten dieses Volkes nur noch sehr beschränkt waren, zumindest in der nächsten Zeit. Ebenfalls konnten sie wissen, daß es bei dem Krieg um eine Generationenfrage gegangen war. Da die Mutter des Nestes, die als einzige Eier legen konnte, kurz vor dem Krieg gestorben war, mochten die Unbekannten daraus schließen, daß es irgendwo noch ein letztes Ei geben mochte, das erforderlich war, um eine neue Generation von Priesterkönigen entstehen zu lassen. Von dieser Überlegung zu meiner Mission in den südlichen Ebenen war es nur noch ein kleiner Schritt.

Waren sie wirklich zum richtigen Schluß gekommen, hätten sie bestimmt zuerst dafür sorgen wollen, daß ich das Ei nicht fand und daß sie selbst es in Besitz bekamen. Die sicherste Methode war mein Tod — also die Botschaft in Elizabeths Kragen. — Bei den Tuchuks, die sich selten zu unüberlegten Dingen hinreißen ließen, war dieser Plan allerdings fehlgeschlagen; dann kam der Anschlag mit der Paravaci-Quiva, und nun war ich Saphrar endgültig ausgeliefert, so daß das erste Ziel erreicht schien. Auch der zweite Plan war fast durchgeführt — das Ei war in Besitz Saphrars, der es zweifellos dem Unbekannten ausliefern würde, der es wiederum den Unbekannten aushändigte — wer immer sie sein mochten. Saphrar war schon seit mehreren Jahren in Turia. Das schien mir darauf hinzudeuten, daß die Unbekannten längst von der Mission der beiden Männer gewußt hatten, die das Ei aus dem Sardargebirge zu den Wagnvölkern brachten. Vielleicht hatten sie jetzt ganz offen und schnell zugeschlagen — aus Angst, daß ich das Ei als erster erreichen und zurückbringen könnte. Ich erinnerte mich auch, daß Saphrar von dem Versteck des Eis in Kutaituchiks Wagen gewußt hatte — woher hatte er diese Information? Es konnte sein, daß die Tuchuks gar kein Geheimnis aus der Existenz der goldenen Kugel gemacht hatten — womöglich weil sie deren Bedeutung nicht erkannten. Kamchak selbst hatte mir gesagt, das Ei sei wertlos. Die Entscheidung schien jedenfalls gefallen — zuungunsten der Priesterkönige, die dem sicheren Untergang entgegengingen. Wenn sie das Ei nicht erhielten, mochte der Tag nicht fern sein, da die Unbekannten auf Gor die Macht ergreifen würden.

»Möchtest du um dein Leben kämpfen?« fragte mich Saphrar.

»Natürlich«, sagte ich.

»Ausgezeichnet«, sagte der Kaufmann. »Das sei dir gestattet — im Gelben See von Turia.«

17

Am Rand des Gelben Sees von Turia wurden Harold und ich von unserer Halsfessel befreit. Das Schwert erhielt ich nicht zurück, doch wurde mir meine Quiva wieder in den Gürtel gestoßen.

Der See liegt unter einem Dach; er nimmt einen weitläufigen Raum im Hause Saphrars ein, mit einer Dachkuppel, die vielleicht fünfundzwanzig Meter hoch liegt. Der eigentliche See, in einem Becken, um den ein Marmorsteg verläuft, ist kreisförmig und hat einen Durchmesser von zwanzig bis fünfundzwanzig Metern.

Der Raum ist sehr schön eingerichtet und hätte in die berühmten turianischen Bäder gepaßt. Er war mit zahlreichen exotischen Blüten bemalt, ganz in Grün und Gelb gehalten. Breitblättrige tropische Pflanzen wucherten in Nischen rings um den See; der riesige Raum war sehr schön; es herrschte jedoch eine derartige Hitze und Feuchtigkeit, daß man sich an den Äquator versetzt glaubte.

Das Licht strömte interessanterweise von einer durchsichtigen blauen Decke herab, hinter der sich wahrscheinlich Energielampen befanden; Saphrar mußte wirklich reich sein, wenn er sich diese Beleuchtung leisten konnte.

Am Rand des Sees erhoben sich acht Säulen, von denen zahlreiche Ranken ausgingen, die teilweise über dem See herabhingen; sie waren so zahlreich, daß das Dach nur bruchstückweise durch das Rankengewirr zu sehen war. Einige hingen so tief, daß sie fast die Seeoberfläche berührten. Ein Sklave stand an einer Art Schaltbrett mit Hebeln und Schaltern.

Da ich keine Belüftungsöffnungen sah, wunderte ich mich zuerst, woher die Hitze kam — und es dauerte einige Minuten, bis ich merkte, daß der seltsame Dampf vom See selbst aufstieg. Das Wasser mußte heiß sein. Die Oberfläche wirkte seltsam ruhig, und ich überlegte, was sich in den Tiefen verbergen mochte. Wenigstens hatte ich meine Quiva. Ich bemerkte, daß die Wasseroberfläche kurz nach unserem Eintritt leicht zu zittern begann — wahrscheinlich spürte das unbekannte Wesen unsere Gegenwart.

»Was für ein Ungeheuer verbirgt sich im See?« fragte ich.

»Das wirst du bald erfahren«, sagte Saphrar lachend, der uns von einigen Bewaffneten bewachen ließ.

Ich vermutete, daß es sich um ein gefährliches Wassertier handelte, von denen es auf Gor zahlreiche Arten gibt. Da es bisher noch nicht zum Atemholen an die Oberfläche gekommen war, war das Tier vermutlich ein Seewesen, das seinen Sauerstoff aus dem Wasser bezog.

»Ich möchte mir das nicht ansehen«, sagte Ha-Keel. »Mit deiner Erlaubnis ziehe ich mich zurück.«

Saphrar nickte wortlos, und Ha-Keel verließ den Raum.

»Werde ich gefesselt in den See geworfen?« fragte ich.

»Aber nein«, sagte Saphrar, »das wäre doch nicht fair.«

Ich hörte den Paravaci hinter seiner Maske kichern.

»Holt den Holzschild!« befahl Saphrar, und zwei Bewaffnete verließen den Raum.

Ich betrachtete den See. Das Wasser war schön; es schimmerte gelblich und sah aus, als wäre es voller Juwelen. Seltsame Stränge schienen sich unter der Oberfläche hinzuziehen, und hier und dort schimmerten kleine verschiedenfarbige Kugeln. Dann bemerkte ich, daß der Dampf in rhythmischen Abständen aufstieg und daß sich die Wasseroberfläche am Außenrand beim Abströmen des Dampfes leicht zu heben schien.

Meine Beobachtungen wurden durch Saphrars Männer unterbrochen, die eine anderthalb Meter hohe Holzwand brachten, hinter die sich Saphrar, der Paravaci und die mit Armbrüsten bewaffneten Krieger zurückzogen. Nur Harold und seine Wächter blieben stehen.

»Wozu der Schild?« fragte ich.

»Damit du nicht in Versuchung kommst, die Quiva nach mir zu werfen«, sagte Saphrar.

Das klang lächerlich, aber ich schwieg. Ich hatte jedenfalls nicht die Absicht, meine lebenswichtige Quiva so einfach fortzuwerfen.

Ich wandte mich wieder dem See zu. Vielleicht bildete ich *es* mir nur ein — aber das Gelb des Wassers schien intensiver geworden zu sein, und die seltsamen Erscheinungen unter der Oberfläche waren anscheinend in Bewegung geraten; die seltsamen Kugeln schienen sogar zu pulsieren. Der Rhythmus des Dampfes nahm an Tempo zu, und ich vermochte nun auch einen feinen Geruch wahrzunehmen, der mir bisher entgangen war.

»Bindet ihn los«, sagte Saphrar.

»Wenn es mir gelingt, das Ungeheuer im See zu vernichten oder ihm zu entkommen«, sagte ich, »dann bin ich doch wohl frei, nicht wahr?«

»Das ist nur fair«, sagte Saphrar. »Bisher ist es aber noch niemandem gelungen.«

Die Wasseroberfläche machte eine erneute Wandlung durch. Sie schien sich in der Mitte zu senken, während sie sich am Rand meinen Sandalen entgegenwölbte. Der See schimmerte nun förmlich, war von fantastischen Farbwogen überzogen, als lägen Juwelen im Sonnenlicht. Die seltsamen Stränge zuckten wild hin und her. Der Dampf stieg in heftigen Stößen auf. Es war fast, als hätte der See zu schwitzen begonnen.

»Hinein mit ihm!« befahl Saphrar.

Mit den Füßen zuerst, die Quiva in der Hand — so stürzte ich mich in die gelbe Flüssigkeit.

Zu meiner Überraschung war der See gar nicht tief — zumindest nicht am Ufer. Das Wasser reichte mir nur bis zu den Knien. Ich machte noch einige Schritte zur Mitte hin, wo es tiefer wurde. Etwa ein Drittel hatte ich zurückgelegt, als ich schon bis zur Hüfte eingesunken war.

Ich blickte mich suchend um, doch es war schwer, durch die Oberfläche in die Tiefe zu spähen. Das Dampfen hatte aufgehört — der ganze See lag ruhig.

Die seltsamen Stränge näherten sich mir nicht, sondern verharrten zufrieden, auch die seltsamen Kugeln blieben unbeweglich. Einige weiße Exemplare schienen allerdings langsam heranzuschwimmen.

Ich wartete auf den Angriff — vielleicht zwei oder drei Minuten lang.

Schon nahm ich an, daß es hier gar kein gefährliches Wassertier gab, daß man mich zum Narren gehalten hatte, und ich rief Saphrar zu: »Wo ist denn das Monstrum?«

Hinter dem Holzschild lachte der Kaufmann. »Du stehst ihm schon gegenüber!« sagte er.

»Was ist es denn?« rief ich.

»Der See!«

»Der See?«

»Ja«, sagte Saphrar triumphierend. »Er lebt!«

In diesem Augenblick stieg wieder Dampf auf — ein gewaltiger Schwall explodierte rings aus der Flüssigkeit, als wagte sich das Monstrum nun zu regen, nachdem das Opfer ihm sicher war. Ich spürte, wie sich die gelbe Flüssigkeit um meinen Körper verdickte und zu quellen begann. Ich schrie erschreckt auf und versuchte wieder den Rand des Marmorbeckens zu erreichen, der der Käfig dieses Wesens zu sein schien, in dem ich festklebte. Die Flüssigkeit war jetzt wie dunkelgelber heißer Schlamm, und als ich mich so weit zum Ufer vorgekämpft hatte, daß ich nur noch bis zu den Oberschenkeln im See« stand, wirkte die Flüssigkeit wie nasser, gelber Zement, der mich festhielt. Meine Beine begannen zu kribbeln und zu schmerzen, und ich spürte, wie meine Haut von zersetzenden Elementen angegriffen wurde.

Ich hörte Saphrar sagen: »Es dauert manchmal Stunden, bis ein Opfer völlig verdaut ist.«

Wild begann ich mit meiner Quiva auf die dicke Masse ringsum einzustechen. Nutzlos sank die Klinge ein.

»Manche, die sich nicht wehrten, haben noch bis zu drei Stunden gelebt«, sagte Saphrar.

In meiner Nähe erblickte ich eine der herabhängenden Ranken. Hoffnungsvoll griff ich danach, doch als ich eben meine Finger darum schließen wollte, zuckte die Ranke zurück. Wütend sah ich mich um und bemerkte den Sklaven, der die Bewegung der Ranke von seinem Schaltbrett aus steuerte.

»Ja, Tarl Cabot — in einer Stunde, wenn du schon wahnsinnig vor Schmerzen und Angst bist, wirst du immer wieder nach den Ranken greifen wollen, auch wenn sie fünf Meter von dir entfernt sind!« Saphrars goldene Vorderzähne blitzten, und seine dicken Fäuste trommelten vergnügt auf den Rand des Schildes.

Ich hob die Quiva, und blitzschnell verschwand der Kaufmann hinter dem Holzschild.

»Viele haben die Quiva benutzt«, sagte er, »aber nur, um sich selbst zu töten.«

»Tarl Cabot«, sagte ich, »bringt sich nicht um.«

»Das hatte ich auch nicht angenommen«, bemerkte der Kaufmann. »Sonst hätte ich dir keine Waffe gegeben.«

»Du schmutzige kleine Urt!« schrie Harold und versuchte sich von seinen beiden Wächtern loszumachen.

»Wart's nur ab«, kicherte Saphrar. »Wart's nur ab, mein junger Freund. Du kommst auch noch an die Reihe!«

Ich versuchte, mich nicht zu bewegen. Meine Füße und Beine waren schon kalt und gefühllos, als wären die Säfte des Sees bereits am Werk. Soweit ich feststellen konnte, hatte sich die Masse nur rings um mich verhärtet; am Rand und weiter zur Mitte hin sah ich kleine Wellen zucken. Der See schien sich in meiner Nähe aufzuwölben, so daß er am Rand noch niedriger geworden war; so mochte die Masse in den nächsten Stunden an mir emporkriechen und mich schließlich völlig umschließen und vertilgen — der Gelbe See von Turia.

Mit voller Kraft arbeitete ich mich nun nicht zum Rand vor, sondern zur Mitte hin, wo der See am tiefsten war. Zu meiner Befriedigung stellte ich fest, daß ich noch von der Stelle kam — wahrscheinlich hatte der See gegen diese Richtung nichts einzuwenden.

»Was tut er da?« rief der Paravaci.

»Er ist verrückt«, bemerkte Saphrar.

Mit jedem Zentimeter hatte sich die verdickte, zementartige gelbe Masse von mir gelöst, und ich konnte zwei oder drei ungehinderte Schritte machen — dafür stand mir der See jetzt bis zu den Achseln. Eine der schimmernden weißen Kugeln schwamm in der Nähe vorbei, wobei sie ihre Farbe veränderte, als sie näher an die Oberfläche kam — sie war eindeutig lichtempfindlich. Ich hieb mit der Quiva danach und durchschnitt sie. Das Gebilde zog sich hastig zurück, und der ganze See schien plötzlich von Licht und Dampf überflutet. Dann beruhigte er sich wieder. Nun wußte ich, daß der See wie jede Lebensform eine Reizschwelle hatte. Weitere schimmernde Kugeln umschwammen mich, ohne allerdings näherzukommen.

Ich konnte jetzt fast frei schwimmen, überquerte den Mittelpunkt des Sees, doch kaum näherte ich mich dem gegenüberliegenden Ufer, als sich die Masse wieder zu verdicken begann. Zweimal machte ich den gleichen Versuch in verschiedene Richtungen, doch jedesmal mit demselben Ergebnis. Schließlich schwamm ich frei in der gelben Flüssigkeit in der Mitte des Beckens. Unter mir, vielleicht zwei Meter tief, machte ich einige Gebilde aus, eine Art Sammlung von Fäden und Körnern in einem durchsichtigen Beutel — sich windende Stränge und Kugeln, die sich in einer durchsichtigen Membrane bewegten.

Ich steckte die Quiva zwischen die Zähne und tauchte zum tiefsten Teil des Sees hinab.

Augenblicklich begann sich die Flüssigkeit unter mir zu verdicken, versuchte mich von der schimmernden Masse am Beckenboden fernzuhalten, doch ich zerrte daran, zog mich mit den Händen immer tiefer hinein. Schließlich grub ich mich förmlich weiter unter die Oberfläche, während meine Lungen nach Luft schrien. Ich war der Bewußtlosigkeit nahe, als ich schließlich eine runde Membrane spürte, naß und schleimig, die unter meinen Fingern spasmisch zuckte. Ich nahm die Quiva aus dem Mund und drückte die Klinge mit beiden Händen gegen die zuckende Membrane. Die Masse versuchte sich zu entfernen, doch ich ließ nicht nach, zerschnitt die Membrane und hieb mit der Waffe hinein. Rings um mich schwebten nun Stränge und Kugeln, die mich von meinem Werk abzubringen versuchten, doch ich stieß immer wieder zu und drang schließlich in die versteckte Welt unter der Membrane ein, stach nach links und rechts, und plötzlich begann sich die Flüssigkeit rings um mich zu lockern und sich zurückzuziehen, festigte sich um meinen Körper und drängte mich hinaus. Ich wehrte mich, so lange es ging, doch ich ließ mich schließlich nach oben drängen. Unter mir begann sich die Flüssigkeit wie ein emporsteigender Fußboden zu verdicken, zog sich auf allen Seiten zurück, und plötzlich brach mein Kopf durch die Oberfläche, und ich konnte wieder atmen. Ich stand nun auf der verhärteten Oberfläche des Gelben Sees von Turia und sah, wie die Flüssigkeit von allen Seiten in die Masse unter mir strömte; ich stand auf einer warmen, trockenen Insel, die mich abstieß.

»Tötet ihn!« befahl Saphrar mit schriller Stimme, und im nächsten Augenblick zischte ein Armbrustpfeil an mir vorbei. Mühelos erreichte ich nun eine herabhängende Ranke und kletterte mit schnellen Bewegungen der blauen Decke entgegen. Ein zweiter Pfeil verfehlte mich knapp, doch da hatte ich die Kuppel erreicht, zerbrach mit dem Ellenbogen das blaue Glas und verschwand in einem Zwischengeschoß, in dem sich zahlreiche Energielampen befanden.

Aus der Ferne hörte ich Saphrar nach weiteren Wächtern kreischen.

Ich lief über das Traggerüst, bis ich nach der Krümmung der Kuppel eine Stelle erreicht hatte, die etwa über Harold liegen mußte. Mit der Quiva in der Hand, den Kriegsschrei Ko-ro-bas

ausstoßend, sprang ich aus der Kuppel, platzte durch die blaue Decke und landete zwischen meinen verblüfften Gegnern. Die Armbrustschützen spannten eben wieder ihre Waffen. Meine Quiva hatte zwei Männern ein Ende bereitet, ehe sie mich überhaupt sahen. Ein dritter und vierter sanken zu Boden. Harold, dem noch immer die Hände gefesselt waren, stürzte sich gegen zwei weitere Männer, die kreischend in den Gelben Teich fielen, der sich inzwischen wieder verflüssigt hatte.

Die beiden letzten Wächter hatten keine Armbrüste. Sie zogen ihre Schwerter. Hinter ihnen stand mit wurfbereit erhobener Quiva der maskierte Paravaci.

Ich ging sofort zum Angriff über; ich unterlief die Schwertattacke des linken Schwertkämpfers und stieß ihm meine Quiva in die Brust. Hastig entriß ich dem Sterbenden sein Schwert, duckte die sirrende Quiva des Paravaci ab und erwiderte den Angriff des zweiten Wächters, indem ich mich auf den Rücken rollen ließ und das eroberte Schwert hob. Viermal schlug der Mann zu, und viermal parierte ich, dann war ich wieder auf den Beinen. Der Mann wich zurück und stürzte in den schimmernden See.

Ich wirbelte herum, doch der Paravaci hatte bereits die Flucht ergriffen.

Nun nahm ich meine Quiva wieder an mich, wischte sie sauber und befreite Harold von seinen Fesseln.

»Nicht schlecht für einen Korobaner«, bemerkte er.

Wir hörten schnelle Schritte — Männer, die von Saphrar zur Eile angetrieben wurden.

»Schnell!« brüllte ich.

Wir liefen um den See, bis wir einige Ranken erreichten, die von der Decke hingen. Hastig kletterten wir hinauf, brachen durch die blaue Kuppel und sahen uns hastig nach einem Ausgang um. Es mußte einen Zugang geben, denn irgendwie mußten die Energielampen gewartet werden. Wir fanden eine kleine Öffnung, durch die wir schließlich einen schmalen geländerlosen Balkon erreichten.

Ich hatte das Schwert des Wächters und meine Quiva, während Harold nur mit seiner Quiva bewaffnet war.

Der Tuchuk sah sich um »Dort!« brüllte er.

»Was denn?« fragte ich. »Tarns? Kaiila?«

»Nein — Saphrars Vergnügungsgarten!« Und mit diesen Worten verschwand er auf der anderen Seite der Kuppel.

»Komm zurück!« brüllte ich — aber er war verschwunden.

Etwa hundertundfünfzig Meter entfernt entdeckte ich über mehreren kleinen Dächern und Kuppeln, die zu dem weitverbreiteten Anwesen Saphrars gehörten, die hohen Mauern eines Vergnügungsgartens. Mehrere Blumenbäume reckten ihre Wipfel über die Mauern. Ich sah auch Harold, der weit vor mir im Licht der drei goreanischen Monde über die Dächer eilte.

Wütend folgte ich ihm. Hätte ich jetzt Hand an ihn legen können, wäre er sicher nicht mit dem Leben davongekommen.

Er sprang auf die hohe Mauer und verschwand gleich darauf in dem schwankenden Wipfel eines Baumes, tauchte in der Dunkelheit des Gartens unter.

Nach kurzem Zögern folgte ich ihm.

19

Ich hatte keine Mühe, Harold zu finden — landete ich doch fast auf seinem Kopf, als ich am Baumstamm hinabglitt.

»Ich hab' einen Plan«, verkündete er.

»Das ist eine gute Nachricht«, sagte ich. »Sieht er auch eine Flucht vor?«

»Diesen Teil habe ich noch nicht bedacht.«

Ich lehnte mich schweratmend gegen den Stamm. »Hätten wir uns nicht sofort zur Straße durchschlagen sollen?«

»Die Straßen werden bestimmt bald abgesucht — von allen Bewaffneten in der Stadt. Wer wird schon hier suchen? Nur ein Narr würde sich hier verstecken.«

Ich schloß kurz die Augen. Er hatte recht.

»Also gut — aber ewig können wir uns hier auch nicht aufhalten.«

»Richtig — aber länger als eine Stunde wird es wohl nicht dauern.«

»Was denn?«

»Bis Tarnkämpfer zu Hilfe gerufen werden«, sagte Harold. »Die Patrouillen werden zweifellos hier vom Hause Saphrars aus gesteuert — also werden wir immer einige Tarns und ihre Reiter zur Verfügung haben.«

Plötzlich kam mir Harolds Plan gar nicht mehr so unmöglich

vor. Zweifellos würden Tarnkämpfer in regelmäßigen Abständen zu Saphrar kommen, um Meldung zu machen.

»Du bist schlau«, sagte ich.

»Natürlich — ich bin ja auch ein Tuchuk. Mir fällt immer etwas ein.«

»Und was tun wir jetzt?«

»Jetzt ruhen wir uns aus.«

Und das taten wir. Wir lehnten uns an den Stamm des Blumenbaumes im Vergnügungsgarten Saphrars des Kaufmanns. Ich sah mich in dem vorzüglich gepflegten Garten um mit seinen Blumenbäumen, Blütenbeeten und Kal-la-na-Stämmen, mit den Brunnen und lauschigen Nischen. In zwei Teichen schwammen lotusähnliche Blumen.

Nach einer Stunde stieß mich Harold an.

»Ich bin ausgeruht — jetzt kommt das Mädchen an die Reihe.«

»Das Mädchen!« rief ich.

»Psst!« machte er.

»Haben wir nicht schon genug Sorgen am Hals?«

»Warum sind wir wohl hergekommen?« fragte er.

Er hatte keinerlei Schnur, keine Sklavenhaube, keinen Tarn — doch das brachte ihn nicht von seinem Ziel ab.

»Es mag eine Weile dauern, bis ich eine gefunden habe, die mir gefällt.«

»Na gut«, sagte ich ergeben, »nimm dir Zeit.«

Dann folgte ich Harold durch den duftenden Garten Saphrars, über eine bläuliche Rasenfläche in das Hauptgebäude, eine düstere, nur durch Lampen erhellte Halle, in der zahlreiche Teppiche und Kissen lagen und die hier und dort durch geschnitzte weiße Wandschirme unterteilt war.

Sieben oder acht Mädchen schliefen hier. Harold betrachtete sie, schien jedoch nicht zufrieden zu sein.

Er wanderte weiter, führte mich durch zahlreiche Räume, die an einem langen Korridor lagen, verschwand immer wieder kurz in Nebenräumen, kehrte kopfschüttelnd zurück. Wir machten schließlich kehrt und nahmen uns einen anderen Korridor vor. Ich zählte nicht mit, aber wir hatten schließlich bestimmt an die sieben- oder achthundert Mädchen gesehen, doch Harold suchte weiter. Mehrmals drehten sich Mädchen im Schlaf oder warfen einen Arm zur Seite, und jedesmal wollte mir das Herz stocken, doch keine erwachte, und wir marschierten weiter.

Endlich erreichten wir einen größeren Raum, in dem etwa zwanzig Schönheiten schliefen. Hier befand sich kein Brunnen in der Mitte, sondern einige flache Tische mit Getränken und Früchten darauf. Harold richtete sich auf, trat an den Tisch und schenke sich eine Karaffe Ka-la-na-Wein ein, wobei er ziemlich viel Lärm machte. Ich sah mich unruhig um.

»Die möchte ich«, sagte er und deutete auf ein Mädchen in dem gelben Seidenkleid einer Tänzerin.

Es war natürlich Hereena, das Mädchen aus dem Ersten Wagen.

Harold biß laut in eine Frucht und stieß das Mädchen mit dem Fuß an.

Hereena fuhr auf. »Was ist?«

»Du wirst entführt, Sklavin!« sagte Harold.

Das Mädchen fuhr auf. Als sie den jungen Mann erkannte, riß sie erstaunt die Augen auf.

»Ja, ich bin's, Harold der Tuchuk.«

»Nein!« sagte sie. »Nicht du!«

»Doch«, sagte er. Er drehte sie herum und fesselte ihr mit geschickten Bewegungen die Hände auf dem Rücken zusammen, wozu er ein Halstuch verwendete. Sie versuchte, sich zu befreien, doch vergeblich.

»Was tust du hier?« fragte sie resignierend.

»Ich bin zufällig in der Gegend — und da dachte ich mir — entführe dir ein Sklavenmädchen!«

»Aber doch nicht mich!«

»Und warum nicht?«

»Aber ich bin Hereena vom Ersten Wagen!«

»Du bist nur eine kleine turianische Sklavin«, sagte Harold, »die ich gar nicht mal so unattraktiv finde.«

»Sleen!« zischte Hereena, und ich befürchtete schon, sie würde die anderen Mädchen wecken. Aber Harold legte ihr seine kräftige Hand auf den Mund, und sie wehrte sich in seinen Armen wie ein unvernünftiges kleines Tier.

Wutschnaubend gab sie die Gegenwehr schließlich auf. »Ich komme nicht mit!« zischte sie. »Nie!«

»Und wie willst du das schaffen?«

»Ich habe einen Plan — einen ganz einfachen Plan.«

»Natürlich, einen Plan — du bist ja eine Tuchuk. Und die einfachsten Pläne sind manchmal die besten. Was für einen Plan hast du denn?«

»Ich werde schreien!«

Harold überlegte einen Augenblick. »Das ist ein ausgezeichnete Plan«, sagte er dann.

»Also laß mich frei«, sagte Hereena, »und ich gebe euch zehn Ihn Vorsprung.«

Diese Zeitspanne schien mir nicht gerade großzügig bemessen. Die goreanische Ihn ist nur etwas länger als die irdische Sekunde.

»Ich befreie dich nicht — du wirst deinen Plan also in die Tat umsetzen müssen«, sagte Harold.

»Ja.«

Hereena sah ihn einen Augenblick an und legte dann den Kopf in den Nacken und öffnete den Mund.

Das Herz wollte mir stehenbleiben, doch ehe das Mädchen einen Laut herausbringen konnte, steckte er ihr einen der herumliegenden Schleier zwischen die Zähne. So war ihr Schrei nur ein ersticktes Gurgeln.

»Ich hatte ebenfalls einen Plan«, informierte Harold das Mädchen, »einen Gegenplan.« Er nahm ein anderes Tuch und band es ihr um das Gesicht, wodurch der Knebel in ihrem Mund festgehalten wurde.

»Mein Plan, den ich in die Tat umgesetzt habe, war offensichtlich besser als der deine.«

Hereena stand wie erstarrt vor ihm.

Ich mußte mir eingestehen, daß Harold die Situation recht geschickt gemeistert hatte.

Er hob das Mädchen hoch und warf sie sich über die Schulter.

Kurz darauf befanden wir uns wieder draußen und kehrten zu dem Blumenbaum zurück, über den wir in den Vergnügungsgarten Saphrars geklettert waren.

20

»Inzwischen haben die Wächter die Dächer bestimmt abgesucht«, sagte Harold, »so daß wir uns wieder hinaufwagen können.«

»Und wohin wollen wir?«

»Dorthin, wo sich die Tarns befinden.«

»Wahrscheinlich auf dem höchsten Dach des höchsten Gebäudes hier.«

»Das wäre die Burg.«

Ich mußte ihm recht geben. In den Privathäusern reicher Goreaner ist die Burg gewöhnlich ein hoher, meist runder Steinturm, der für eine Verteidigung eingerichtet ist und Wasser und Nahrungsmittelvorräte enthält. Es ist fast unmöglich einen solchen Turm von außen in Brand zu schießen, und die runde Form lenkt oft die Katapultschüsse der Belagerer ab.

Das Erklimmen des Baumes machte uns große Mühe, da sich Hereena wie ein Larl wehrte. Schließlich erreichten wir aber den Wipfel von dem aus ich mit einem Sprung die Mauerkrone erreichte. Ich glitt ab und mußte mich anstrengen, vermochte mich aber schließlich hochzustemmen.

»Achtung!« rief Harold.

Ich wollte eben nach dem Grund seiner Warnung fragen, als ich einen unterdrückten Entsetzensschrei vernahm.

Im nächsten Augenblick bemerkte ich, daß Harold das Mädchen in meine Richtung geworfen hatte. Ich vermochte sie eben noch aufzufangen. Sie war von Kopf bis Fuß in Angstschweiß gebadet und zitterte vor Entsetzen. Auf der Mauer hockend, das Mädchen mit der Hand haltend, damit sie nicht hinabstürzte, so wartete ich bis auch Harold den Baum heraufkam und herübersprang. Er glitt ebenfalls aus, aber unsere Hände trafen sich und er wurde sicher in die Höhe gezogen.

»Vorsicht«, sagte ich und versuchte meine Stimme nicht allzu triumphierend klingen zu lassen.

»Ganz richtig«, sagte Harold atemlos, »wie ich eben schon sagte.«

Ich überlegte, ob ich ihn nicht von der Mauer stoßen sollte, aber ich dachte an die Höhe und daß ich ihm damit den Hals oder das Rückgrat brechen würde, und an die Komplikationen, die das für unseren Fluchtplan haben könnte.

»Komm!« sagte er, warf sich Hereena über die Schulter wie einen Boskschinken und wanderte auf der Mauer entlang. Glücklicherweise erreichten wir bald ein leicht zugängliches flaches Dach und stiegen hinauf. Harold legte Hereena ab und blieb mit untergeschlagenen Beinen eine Minute lang sitzen. Er atmete heftig.

Über uns in der Dunkelheit hörten wir das Schlagen von Tarnflügeln und sahen einen der gewaltigen Vögel am Himmel entlangziehen. Wenige Sekunden später war ein Flattern zu vernehmen, als das Tier ganz in der Nähe zur Landung ansetzte. Darauf-

hin marschierten wir weiter, wobei Harold seine Beute diesmal unter dem Arm trug, und schlichen uns vorsichtig von Dach zu Dach, bis wir vor uns wie einen dunklen Zylinder die Burg aufragend sahen. Der Turm war etwa zwanzig Meter von anderen Gebäuden des Saphrarschen Anwesens entfernt, aber wir entdeckten sofort eine aus Seilen und Sprossen bestehende Hängebrücke, die von einer offenen Tür des Burgturms zu einer Veranda unter uns führte. Die Brücke, eher nur ein Steg, schwankte leicht im Wind und gewährte Zugang zum Turm von dem Gebäude aus, auf dessen Dach wir uns befanden. Tatsächlich war dies der einzige Zugang, weil es im Erdgeschoß einer goreanischen Burg keine Türöffnungen gibt. Die ersten zwanzig Meter des Turms bestanden wahrscheinlich aus solidem Gestein, um die Bastion gegen den Einsatz von Rammböcken zu schützen. Der Turm selbst war etwa fünfzig Meter hoch und hatte einen Durchmesser von fünfzehn Metern. Er wies zahlreiche Schießscharten auf, die für Bogenschützen gedacht waren. Die Turmspitze, die sich mit Aufspießpfeilern und Tarnnetzen bewehren ließ, lag nun frei und ungeschützt, um den Start und die Landung von Tarnkämpfern zu ermöglichen.

Von dem Dach, auf dem wir lagen, hörten wir zuweilen einen Mann über die Hängebrücke eilen. Dann brüllte jemand. Ab und zu landete oder startete auch ein Tarn vom Dach der Burg.

Als wir sicher waren, daß sich mindestens zwei Tarns auf der Turmspitze befinden mußten, sprang ich vom Dach und landete auf der schmalen Brücke, wobei ich mühsam das Gleichgewicht wahren mußte, weil sie unter meinen Füßen wild hin und her zu schwingen begann. Sofort hörte ich einen Schrei aus dem Haus hinter mir. »Da ist einer!«

»Beeil dich!« rief ich Harold zu.

Er warf mir Hereena herab, ich fing sie auf. Dabei erhaschte ich einen kurzen Blick auf den wilden, entsetzten Ausdruck ihrer Augen und hörte ihr ersticktes flehen. Da landete auch schon Harold neben mir auf der Brücke und ergriff das Handseil, um nicht abzustürzen.

Ein Wächter, mit einer Armbrust bewaffnet, erschien in der Tür des Gebäudes; er war deutlich als Silhouette zu erkennen. Er hatte einen Pfeil aufgelegt, die Sehne gespannt und hob die Waffe an die Schulter.

Neben mir zuckte Harolds Arm zurück, und der Mann erstarrte plötzlich, dann gaben seine Knie langsam unter ihm nach, und er

stürzte auf die Veranda. Eine Quiva ragte aus seiner Brust. Klappernd fiel die Armbrust neben ihm zu Boden.

»Los!« sagte ich zu Harold.

Ich hörte nun die eiligen Schritte weiterer Männer.

Zwei weitere Armbrustschützen erschienen auf einem nahegelegenen Dach und begannen wild zu gestikulieren.

»Ich sehe sie!« rief einer.

Harold eilte über die Brücke, Hereena auf den Armen. Im nächsten Augenblick verschwand er in der Burg.

Zwei Schwertkämpfer hasteten nun aus dem Gebäude, sprangen über den gefallenen Armbrustschützen und eilten auf die Brücke. Ich ließ mich in den Kampf verwickeln, tötete einen und verwundete den zweiten schwer. Ein Pfeil von einem der Schützen auf dem Dach bohrte sich durch das Holz der Brücke zu meinen Füßen — kaum fünfzehn Zentimeter von mir entfernt.

Hastig zog ich mich auf der Brücke zurück, und ein zweiter Pfeil zischte an mir vorbei, prallte funkensprühend gegen den Steinturm hinter mir.

Dann sah ich mehrere Wächter auf die Brücke zueilen. Ich hatte vielleicht noch elf oder zwölf Sekunden Zeit, ehe die Armbrustschützen wieder geladen hatten. Also wandte ich mich um und begann wie wild auf die Seile einzuhacken, die die schwankende Brücke am Turm festhielten.

Von drinnen hörte ich die verblüffte Stimme eines Wächters, der wissen wollte, wer Harold war.

»Ist das denn nicht klar?« brüllte Harold ihn an. »Du siehst doch, ich habe das Mädchen!«

»Welches Mädchen?« fragte der Wächter.

»Ein Mädchen aus den Vergnügungsgärten Saphrars, du Idiot!« schrie Harold.

»Aber warum solltest du so ein Mädchen herbringen?« wollte der Wächter wissen.

»Du bist blöd, nicht wahr?« sagte Harold aufgebracht. »Hier — nimm sie mal!«

»Also gut«, sagte der Wächter.

Dann hörte ich den kurzen dumpfen Laut eines Faustschlags.

Die Brücke begann hin und her zu zucken, begann sich abzusenken; mehrere Männer von der andere Seite liefen auf mich zu. Dann ertönte ein lauter Entsetzensschrei, als ein Seil durchge-

schnitten war und sich der Boden der Brücke plötzlich drehte und mehrere Wächter in die Tiefe schleuderte.

Ein Pfeil prallte vom Boden vor meinen Füßen ab und schwirrte weiter ins Gebäude. Wieder hieb ich zu, und auch das zweite Seil riß, die Brücke sackte ab und schlug gegen die gegenüberliegende Hausmauer. Lautes Scheppern begleitete den Zusammenbruch, Schreie gellten, und gleich darauf schlugen tief unten zwischen Häuserwand und Turm die Wächter auf den Steinboden. Ich sprang durch die Öffnung in die Burg und ließ die schwere Holztür hinter mir zufallen. Im gleichen Augenblick traf ein Armbrustpfeil die Tür, durchbohrte das Holz und ragte noch fast zehn Zentimeter auf der Innenseite heraus. Schließlich legte ich die beiden schweren Riegel vor, die die Tür uneinnehmbar machten, auch wenn sich die Belagerer von draußen mit Leitern daran zu schaffen machen sollten.

Der Raum, in dem ich mich befand, enthielt einen bewußtlosen Wächter — doch von Harold und Hereena war nichts mehr zu sehen. Ich stieg über eine Holzleiter in das nächste Stockwerk, das ebenfalls leer war, und dann in die folgende Etage und weiter. Schließlich erreichte ich den Raum unter dem Dach des Burgturms und fand hier Harold, der schweratmend auf der untersten Sprosse der letzten Leiter saß. Hereena lag zu seinen Füßen.

»Ich habe auf dich gewartet«, keuchte Harold.

»Machen wir weiter«, sagte ich, »damit die Tarns nicht vom Dach verscheucht werden und wir hier isoliert sind.«

»Das ist genau mein Plan«, bemerkte Harold, »aber solltest du mir nicht lieber erst beibringen, wie man einen Tarn lenkt?«

Ich hörte Hereena entsetzt aufstöhnen, und sie begann sich wild hin und her zu werfen, versuchte die Tücher abzustreifen, mit denen sie geknebelt und gefesselt war.

»Gewöhnlich dauert es Jahre«, sagte ich, »bis man ein richtiger Tarnreiter ist.«

»Das ist ja alles ganz schön und gut«, erwiderte Harold, »aber kannst du mir nicht ein paar Tips geben, die mir in kürzerer Zeit ein Grundwissen vermitteln?«

»Komm aufs Dach!« rief ich.

Ich kletterte vor Harold die Leiter hinauf und stieß die Falltür auf, die ins Freie führte. Auf dem Dach befanden sich fünf Tarns.

Ein Wächter näherte sich eben der Falltür. Der andere gab nacheinander die Tarns frei.

Noch halb auf der Leiter, wollte ich den Wächter schon angreifen, doch Harold hielt mich zurück und steckte den Kopf durch die Öffnung.

»Laßt ihn in Ruhe!« rief er dem Wächter zu. »Das ist Tarl Cabot aus Ko-ro-bar, du Narr!«

»Wer ist denn Tarl Cabot aus Ko-ro-ba?« fragte der Wächter verblüfft.

»Ich!« erwiderte ich, ohne zu wissen, was ich sonst hätte sagen sollen.

»Hier ist das Mädchen«, sagte Harold. »Hier, nimm sie!«

Der Wächter stieß sein Schwert wieder in die Scheide zurück und fragte: »Was ist da unten eigentlich los? Wer seid ihr?«

»Stell jetzt keine Fragen!« sagte Harold heftig. »Hier ist das Mädchen — halt sie fest!«

Der Wächter zuckte die Achseln, und als er Hereena von Harold übernahm, kniff ich die Augen zusammen, denn der Junge streckte den Mann mit einem Schlag ins Reich der Träume, der auch einen Bosk gefällt hätte. Ehe sie mit dem Bewußtlosen zu Boden sank, brachte Harold seine Hereena wieder an sich. Dann stieß er den Mann durch die Falltür ins nächste Stockwerk hinab.

Der zweite Wächter war auf der anderen Seite des Dachs mit einer Tarnfessel beschäftigt. Er hatte bereits zwei Vögel freigelassen, indem er sie mit einem Tarnstab vom Dach trieb.

»Du da!« brüllte Harold. »Laß noch einen Tarn frei!«

»Gut«, sagte der Mann. Er ließ einen weiteren Vogel frei, der mit gewaltigen Flügelschlägen vom Dach aufstieg.

»Komm her!« befahl ihm Harold.

Der Wächter kam über das Dach gelaufen. »Wo ist Kuruus?« fragte er.

»Unten«, informierte ihn Harold.

»Wer seid ihr?« wollte der Wächter wissen. »Was geht hier vor?«

»Ich bin Harold von den Tuchuks«, erwiderte Harold.

»Was tut ihr hier?« fragte der Wächter verblüfft.

»Bist du nicht Ho-Bar?« wollte Harold wissen. Das war ein weitverbreiteter Name in Ar, von wo die Tarnsöldner kamen.

»Ich kenne keinen Ho-Bar«, sagte der Mann. »Ist das ein Turianer?«

Ich hatte gehofft, Ho-Bar hier zu finden«, sagte Harold, »aber vielleicht kannst du uns auch helfen.«

»Ich will's versuchen.«

»Hier«, sagte Harold, »nimm mal das Mädchen.«

Hereena schüttelte heftig den Kopf, versuchte dem Wächter ein Zeichen zu geben, brachte aber nur ein gurgelndes Stöhnen zustande.

»Was soll ich denn mit ihr?« fragte der Wächter.

»Sie halten«, erwiderte Harold.

»Na gut.«

Wieder schloß ich die Augen, und nach einer Sekunde war es vorbei. Harold hatte das Mädchen wieder über die Schulter und näherte sich furchtlos den Tarns.

Zwei der großen Vögel befanden sich noch auf dem Dach, großartige Exemplare, böse, wachsam, nervös.

Harold ließ Hereena zu Boden sinken und trat vor den ersten Tarn hin.

Ich schloß die Augen, als er dem Vogel gebieterisch auf den Schnabel schlug.

»Ich bin Harold von den Tuchuks«, sagte er. »Ich bin ein erfahrener Tarnreiter — ich habe schon über tausend Tarns geritten — ich habe mehr Zeit im Tarnsattel verbracht als die meisten Männer auf den Füßen — ich wurde auf dem Tarnrücken gezeugt — ich wurde im Tarnsattel geboren — ich esse Tarns — du mußt mich fürchten! Ich bin Harold von den Tuchuks!«

Der Vogel, wenn er solcher Gefühle überhaupt fähig war, schaute ihn mit geneigtem Kopf verblüfft an. Ich rechnete jeden Augenblick damit, daß er Harold mit dem Schnabel zu Boden fegte, in zwei Teile zerbiß und die Stücke verzehrte. Aber der Vogel schien viel zu verwirrt zu sein, schien nicht zu wissen, wie er sich bei einem solchen Menschen verhalten sollte.

Harold wandte sich um und fragte mich: »Wie reitet man nun einen Tarn?«

»Steig in den Sattel«, befahl ich.

»Ja!« erwiderte er und stieg hinauf, wobei er eine der Seilsprossen am Sattel verpaßte und mit dem Bein durchrutschte. Schließlich hatte ich ihn im Sattel festgebunden und erklärte ihm hastig die Lenkung mittels Sattelring und den sechs Zügeln.

Als ich Hereena zu ihm hinaufhob, stöhnte das arme Mädchen vor Entsetzen. Offensichtlich hatte sie Angst vor einem Tarn. Andererseits schien Harold mit sich ziemlich zufrieden zu sein und band das Mädchen mit breitem Grinsen vor sich fest. Ohne zu

warten, stieß er einen lauten Schrei aus und zog am ersten Zügel. Der Tarn bewegte sich nicht, sondern drehte sich nur um und musterte ihn mit skeptischem und tadelndem Blick.

»Was ist los?« fragte Harold.

»Der Tarn trägt noch seine Fußfesseln«, sagte ich.

Ich beugte mich hinab und öffnete die Fußfessel. Sofort begannen die riesigen Flügel des Vogels zu schlagen, und er sprang in den Himmel »Aii!« hörte ich Harold schreien und konnte mir gut vorstellen, was er gerade für ein Gefühl im Magen haben mußte.

Mit hastigen Bewegungen löste ich die Fußfessel des anderen Tarn, sprang in den Sattel und legte den breiten Sicherheitsgurt um. Dann zog ich am ersten Zügel und steuerte meinen Vogel neben Harolds Tarn, der etwas hilflos über dem Gebäude kreiste.

»Laß die Zügel los!« brüllte ich hinüber. »Dein Vogel folgt dann dem meinen!«

»Ausgezeichnet!« hörte ich ihn fröhlich rufen.

Und im nächsten Augenblick rasten wir über Turia dahin. Ich beschrieb einen großen Bogen, betrachtete noch einmal die Fackeln und Lichter im Hause Saphrars unter uns und steuerte dann meinen Vogel auf die Prärie hinaus in die Richtung, in der die Wagen der Tuchuks standen.

Ich freute mich, daß uns die Flucht aus dem Hause Saphrars gelungen war, aber ich wußte auch, daß ich in die Stadt zurückkehren mußte — denn ich hatte mein Ziel nicht erreicht — die goldene Kugel. Sie lag noch immer in der Festung des mächtigen Kaufmanns.

Ich mußte das Ei an mich bringen, ehe der graue Mann, von dem Saphrar abhing, die goldene Kugel in seinen Besitz bringen und sie vernichten oder fortschaffen konnte.

Als wir so über die Prärie dahinfliegen, fragte ich mich wieder einmal, wieso Kamchak die Wagen und Bosks von Turia abzog — wieso er die Belagerung so schnell aufgab.

In der Morgendämmerung sahen wir dann die Wagen unter uns und in der Ferne eine riesige Boskherde. Schon brannten Feuer überall, schon herrschte lebhaftes Treiben im Lager der Tuchuks, das Kochen, die Oberprüfung der Wagen, das Anschnurren der Zugbosks. Heute früh sollten die Wagen abfahren, sollten Turia zurücklassen. Die Gefahr eines Beschusses mißachtend, landete ich meinen Vogel mitten im Lager.

Ich hielt mich nun seit vier Tagen wieder in Turia auf. Ich war zu Fuß zurückgekehrt — in der Verkleidung eines kleinen Juwelenhändlers. Den Tarn hatte ich bei den Wagen zurückgelassen und mir von meiner letzten Tarnmünze eine Sammlung von Steinen gekauft, die keinen großen Wert hatten; sie gaben mir aber einen Vorwand, mich in der Stadt umzusehen.

Ich hatte Kamchak im Wagen des Kutaituchik vorgefunden, der neben der Standarte der vier Boskhörner aufgefahren und mit allerlei Holz und trockenem Gras angefüllt worden war. Der riesige Haufen war sodann mit duftigem Öl übergossen worden, und im Morgengrauen des Abmarschtages hatte Kamchak mit eigener Hand eine Fackel in das Gefährt geworfen. Irgendwo auf diesem Wagen, mit griffbereiten Waffen, saß der tote Kutaituchik, der Kamchaks Freund gewesen war und den man den Ubar der Tuchuks genannt hatte. Der Rauch des Wagens mußte auch von den Mauern des fernen Turias aus zu sehen sein.

Kamchak hatte kein Wort gesagt; er hatte mit versteinertem Gesicht auf dem Rücken seiner Kaiila gesessen. Er bot einen fürchterlichen Anblick, und obwohl ich sein Freund war, wagte ich nicht, das Wort an ihn zu richten. Ich war nicht in den Wagen zurückgekehrt, in dem ich mit ihm gelebt hatte, sondern war sofort zum Wagen Kutaituchiks geritten, wohin man mich wies, als ich nach ihm fragte.

Rings um den Hügel hatten mehrere Hundertschaften der Tuchuks Aufstellung genommen, die Lanzen erhoben. Verbissen sahen die Krieger zu, wie der Wagen verbrannte.

Ich fragte mich, wie ein Mann wie Kamchak die Belagerung der Stadt so einfach beenden konnte.

Als der Wagen schließlich ausgebrannt war und der Wind in die geschwärzten Planken fuhr und die Asche über die grüne Prärie verstreute, hob Kamchak die rechte Hand. »Die Standarte auf-laden!« rief er.

Ich erblickte einen Spezialwagen, der von einem Dutzend Bosks den Hügel heraufgezogen wurde. Auf diesem Wagen wurde der riesige Pfosten mit der Standarte gestellt und weggefahren. Verkohltes Holz und schwarze Asche blieben zurück — dem Wind und dem Regen und dem Schnee und dem grünen Gras der Prärie überlassen.

»Wendet die Wagen!« befahl Kamchak.

Wagen um Wagen formte sich der gewaltige Zug der Tuchuks — jeder Wagen an seinem vorbestimmten Platz, jede Wagenreihe nach einem ganz bestimmten Plan — und auf einem Gebiet von mehreren Pasang Ausdehnung begann der Rückzug von der Stadt.

In der Ferne machte ich die Boskherden aus; der Staub, den ihre Hufe aufwirbelten, verdunkelte den Horizont.

Kamchak richtete sich in seinen Steigbügeln auf. »Die Tuchuks verlassen Turia!« rief er.

Stumm, grimmig wendeten die Tuchukkrieger ihre Kaiila und formierten sich zum Schutz der Wagen, während eine ganze Hundertschaft als Nachhut zurückblieb.

Kamchak ritt den Hügel hinauf und starrte lange auf die Überreste des Ubarwagens. Schließlich riß er sein Tier herum und kam den Hügel herab.

Als er mich sah, zügelte er sein Tier. »Es freut mich, daß du am Leben bist«, sagte er.

Ich neigte den Kopf, bestätigte die Bindung, die er mit seinen Worten ausdrückte. Ich war diesem ernstesten Krieger dankbar, obwohl er mir in den letzten Tagen fremd geworden war in seinem Haß auf Turia. Ich wußte nicht, ob ich den alten Kamchak je wiedersehen würde. Ich befürchtete, daß ein Teil seines Ich — vielleicht der Teil, der mir am meisten am Herzen gelegen hatte — in der Nacht des Überfalls gestorben war, als er den Wagen Kutai-tuchiks betrat.

Ich blickte auf. »Wollt ihr einfach so abziehen?« fragte ich. »Genügt euch das?«

Er sah mich an, doch ich vermochte seinen Gesichtsausdruck nicht zu deuten. »Die Tuchuks verlassen Turia«, sagte er.

Und er ritt weiter, ließ mich auf dem Hügel zurück. Zu meiner Überraschung hatte ich am Morgen nach dem Abmarsch keine Mühe, die Stadt zu betreten. Ich war den Wagen eine Zeitlang gefolgt und hatte meine Händlerverkleidung und den Beutel mit Juwelen erworben. Ich verließ den Wagenzug und kehrte zu Fuß in die Nähe der Stadt zurück. Die Nacht verbrachte ich im Freien und näherte mich schließlich den Stadtmauern um die achte Stunde des zweiten Tages nach dem Rückzug. Mein Haar war unter der Kapuze eines dünnen knöchellangen Umhangs verborgen, ein schmutzigweißer Stoff, ein passendes Kleidungsstück

für einen unbedeutenden Händler. Unter dem Umhang trug ich Schwert und Quiva.

Die Wächter an den Toren kümmerten sich kaum um mich, denn die Stadt ist eine Handelsoase in der Ebene, und jedes Jahr treffen Hunderte von Karawanen ein, ganz zu schweigen von den vielen tausend Kleinhändlern, die die Stadt zu Fuß oder mit einem Tharlarionwagen erreichen. Zu meiner Überraschung standen die Tore Turias nach dem Abzug der Wagen wieder offen. Bauern strömten hindurch, kehrten zu ihren Feldern zurück. Hunderte von Stadtbewohnern unternahmen Ausflüge und wagten sich dabei sogar bis zu den Überresten des Tuchuklagers vor, um Souvenirs zu sammeln. Als ich das Tor durchschritt, betrachtete ich die beiden schweren Doppelflügel und fragte mich, wie lange es dauern mochte, sie zu schließen.

Nun wanderte ich durch die Straßen Turias, ein Auge halb geschlossen, den Kopf geneigt, als hoffte ich eine verlorene Tarnmünze wiederzufinden, und näherte mich dabei langsam dem Anwesen Saphrars. Die Menge stieß mich herum, und zweimal wurde ich von Offizieren der Wache des Administrators Phanius Turmus fast zu Boden geschlagen.

Immer wieder hatte ich das Gefühl, verfolgt zu werden, doch wenn ich mich umsah, war nichts Verdächtiges festzustellen. Die einzige Person, die ich dabei mehr als einmal zu Gesicht bekam, war ein schlankes Mädchen in einer Robe der Verhüllung, einen Marktkorb am Arm, die beim zweitenmal an mir vorbeiging, ohne Notiz von mir zu nehmen. Ich atmete erleichtert auf. Der Aufenthalt in einer feindlichen Stadt ist eine anstrengende Sache, das Bewußtsein, daß eine Entdeckung Folter und Tod bedeuten kann, bestenfalls die Aufspießung auf den Stadtmauern bei Sonnenuntergang, ist nicht sehr angenehm.

Ich erreichte den etwa dreißig Meter breiten Zwischenraum, der das von Mauern umschlossene Anwesen Saphrars von den übrigen Häusern trennt. Zu meinem Ärger mußte ich feststellen, daß man sich den hohen Mauern des Besitzes nur auf Lanzenlänge nähern konnte.

»Verschwinde, Wicht!« brüllte ein Wächter von der Mauer und hob seine Armbrust. »Hier ist Herumlungern nicht gestattet!«

»Aber Herr!« rief ich. »Ich habe Juwelen, die ich dem ehrenwerten Saphrar zeigen möchte!«

»Dann komm ans Tor!« brüllte der Mann. »Gib dort an, was du willst!«

Ich trat vor ein kleines Tor in der Mauer, das schwer vergittert war, und bat darum, vorgelassen zu werden und Saphrar meine Waren zeigen zu dürfen. Ich hoffte, daß ich vor ihn hintreten und ihm drohen könnte, ihn zu töten. So wollte ich die goldene Kugel an mich bringen.

Leider wurde ich nicht einmal auf das Grundstück gelassen. Ein Diener untersuchte meinen Vorrat fast wertloser Steine und taxierte das Angebot sofort richtig ein. Mit angewiderter Geste schleuderte er meine Schätze durch das Tor in den Staub, und die zwei Krieger, die neben ihm standen, bearbeiteten mich durch das Gitter mit den Schäften ihrer Waffen. »Verschwinde, du Narr!« brüllten sie. Ich tat, als wäre ich zu Tode erschreckt, humpelte hinter meiner Steinen her, kniete im Staub und stöhnte und jammerte meinen Kummer hinaus, während ich sie eilig aufsammlte.

Ich hörte die Wächter lachen.

Ich hatte den letzten Stein an mich gebracht und wieder in den Beutel gesteckt und wollte mich eben erheben, als ich die schweren Sandalen eines Kriegers vor mir erblickte.

»Gnade, Herr!« wimmerte ich.

»Warum trägst du ein Schwert unter deinem Umhang?« fragte er.

Ich erkannte die Stimme sofort. Sie gehörte Kamras aus Turia, dem Ersten Kämpfer der Stadt, den Kamchak bei den Spielen des Liebeskrieges besiegt hatte.

Ich stürzte vor, packte seine Beine und riß ihn zu mir herab. Während er sich noch im Staub wälzte, sprang ich auf und ergriff die Flucht.

Ich hörte ihn brüllen: »Haltet den Mann! Haltet ihn! Ich kenne ihn! Es ist Tarl Cabot aus Ko-ro-ba! Haltet ihn!«

Ich stolperte über den Saum meines langen Gewandes, rappelte mich fluchend wieder auf und rannte weiter. Der Bolzen einer Armbrust knallte funkenstiebend rechts neben mir in eine Steinmauer und schlug Steinsplitter los.

Ich bog in eine schmale Straße ein. Irgend jemand — wahrscheinlich Kamras und seine Helfer — rannten hinter mir her. Plötzlich hörte ich den Aufschrei eines Mädchens, dann ein Fluchen von zwei Männern. Ich sah mich um und entdeckte das Mädchen mit dem Marktkorb, das den Krieger versehentlich in den

Weg gelaufen war. Sie schrie die Männer ärgerlich an und schwenkte ihren ruinierten Korb hin und her. Sie stießen sie grob zur Seite und nahmen die Verfolgung wieder auf. Doch inzwischen war ich um eine Ecke gebogen, durch ein Fenster gesprungen, von dort zum nächsten Fenster hinaufgeklettert und dann auf das flache Dach eines Ladens. Ich hörte die schnellen Schritte der beiden Krieger, die von vier weiteren Soldaten gefolgt wurden — der ganze Trupp eilte vorbei. Kinder folgten aufgeregt kreischend den Männern. Unter mir in der Straße tauschten einige Passanten noch ihre Vermutungen über den Zwischenfall aus, dann wurde es wieder ruhig.

Ich lag auf dem Dach und wagte kaum zu atmen. Die Sonne schien sehr heiß hier oben. Ich zählte fünf goreanische Ehn — oder Minuten — und überlegte, ob ich mich nicht am besten in entgegengesetzter Richtung über die Dächer davonmachte, mir einen Unterschlupf suchte, dort bis zum Anbruch der Dunkelheit ausharrte, um dann die Stadt zu verlassen. Ich konnte die Wagen einholen, die sich sowieso langsam bewegten, konnte den Tarn an mich bringen, den ich dort zurückgelassen hatte, und dann auf dem Rücken des Tiers zu Saphrars Haus zurückkehren. Bestimmt war es in nächster Zeit nicht ungefährlich, die Stadt zu verlassen, zweifellos hatten die Wachen an den Toren bereits Befehl, nach mir Ausschau zu halten. Turia zu betreten war kein Problem gewesen — doch das Verlassen der Stadt würde mir nicht so leicht gelingen. Aber wo konnte ich mich verstecken, bis die Wachsamkeit an den Toren wieder nachließ — was in drei oder vier Tagen der Fall sein mochte? Jeder Wächter Turias würde nach Tarl Cabot suchen, der leider leicht zu erkennen war.

Plötzlich hörte ich jemanden die Straße entlangkommen, der ein Lied pfiff — ich kannte die Melodie. Ich hatte sie schon oft bei den Wagnvölkern gehört — es war ein Tuchuklied, ein Wagenlied, das von den Sklavenmädchen gesungen wurde, wenn sie die Zugbosks antrieben.

Ich pfiff einige Takte mit, und der Unbekannte und ich beendeten gemeinsam das Lied.

Vorsichtig steckte ich nun den Kopf über den Dachrand. Die Straße war leer bis auf ein Mädchen, das unten vor dem Haus stand und zu mir aufschaute. Sie trug die Robe der Verhüllung — ich hatte sie schon einmal gesehen und für eine Verfolgerin gehalten. Es war das gleiche Mädchen, das auch meine Verfolger auf-

gehalten hatte. Sie trug einen zerbrochenen Marktkorb über dem Arm.

»Du gibst keinen guten Spion ab, Tarl Cabot«, sagte sie.

»Dina« rief ich überrascht.

Ich blieb vier Tage in der Wohnung über Dinas Laden. Hier färbte ich mein Haar schwarz und kleidete mich in die braune Tunika der Bäcker, deren Kaste Dinas Vater und Brüder angehört hatten.

Der Laden unten war verwüstet — der Tresen lag zersplittert am Boden, die Öfen waren zerschlagen. Früher, so berichtete mir Dina, war der Laden ihres Vaters in der Stadt sehr bekannt gewesen; die meisten Bäckereien hatten jedoch Saphrar gehört, dessen Angebote Dinas Vater immer wieder ausgeschlagen hatte. Schließlich waren acht Schläger über den Laden hergefallen, hatten ihn verwüstet und ihren Vater und ihre Brüder totgeschlagen. Kurz darauf war ihre Mutter an dem Schock gestorben. Dina hatte kurze Zeit von den Ersparnissen ihrer Familie gelebt und dann einen Platz in jener Karawane nach Ar erworben, die von den Kassars überfallen worden war.

»Möchtest du den Laden nicht wieder eröffnen?« fragte ich.

»Ich habe kein Geld«, sagte sie.

»Ich habe auch nur sehr wenig.« Ich öffnete den Beutel und schüttelte meinen nicht sehr kostbaren Schatz auf den Tisch.

Sie lachte und betrachtete die Steine. »Die sind leider nicht viel wert.« Sie blickte mich an. »Das ist sehr freundlich, mein lieber Tarl Cabot — aber selbst wenn ich das Geld für den Laden hätte, Saphrars Männer würden doch bald wiederkommen.«

Wahrscheinlich hatte sie recht. »Reicht es, um eine Fahrt nach Ar zu bezahlen?« fragte ich.

»Nein«, erwiderte sie. »Aber ich würde sowieso lieber in Turia bleiben — ich bin hier geboren.«

»Wovon lebst du?«

»Ich tätige Einkäufe für reiche Frauen«, sagte sie. »Kuchen und Torten — Dinge, die sie ihren Sklavinnen nicht anvertrauen möchten.«

Ich berichtete ihr von meinen Plänen, und sie lachte. Natürlich befürwortete sie meine Absicht, billigte sie doch alles, was ihrem Feind Saphrar Schaden zufügte.

Vier Tage lang wohnte ich bei dem Mädchen, und jeden Tag unternahmen wir gegen Mittag und gegen Abend einen Spazier-

gang zu einem Tor der Stadt, um zu sehen, ob die Wachsamkeit der Soldaten etwas nachließ. Zu meiner Enttäuschung wurde weiterhin jede Person, die die Stadt verließ, sorgfältig überprüft. Man verlangte einen Identitätsbeweis. Bestand der geringste Zweifel über die Person, wurde sie zum Verhör gebracht. Dina und ich fielen den Wächtern nicht weiter auf. Mein Haar war jetzt schwarz, und ich trug die Tracht der Bäcker; außerdem war ich in Begleitung einer Frau.

Einige Wächter kamen auch in den Laden und durchsuchten ihn — wie es wohl überall in der Stadt geschah. Während dieser Zeit lag ich auf dem flachen Dach des Ladens und wartete, bis die Beamten verschwunden waren.

Dina und ich verstanden uns sehr gut. Sie war ein intelligentes, warmherziges und mutiges Mädchen. Ich bewunderte sie und hatte zugleich Angst um sie. Sie riskierte natürlich ihr Leben, indem sie mich in ihrer Heimatstadt versteckte. Wahrscheinlich hätte man mich schon an jenem ersten Tag gefangen, wäre mir Dina nicht gefolgt und zu Hilfe gekommen.

Wenn Dina ihren Geschäften nachging und für ihre Kundinnen einkaufte, was gewöhnlich am frühen Morgen und am späten Nachmittag geschah, hielt ich mich in den Zimmern über dem Laden auf. Hier dachte ich lange über das Ei der Priesterkönige und das Haus Saphrars nach. In Kürze würde ich die Stadt verlassen — wenn sich ein sicherer Ausweg bot —, würde zu den Wagen zurückkehren, den Tarn an mich nehmen und dann eine Überraschungsangriff gegen Saphrar durchführen, um das Ei an mich zu bringen. Ich räumte diesem Plan keine großen Erfolgchancen ein. Aber ich lebte in ständiger Angst, daß der graue Mann — der Mann mit den Augen wie Glas — nach Turia kommen und die goldene Kugel an sich nehmen konnte, ehe ich etwas erreicht hatte — jenes Ei, für das schon soviel riskiert worden war, für das schon mehr als ein Mensch sein Leben hatte lassen müssen.

Manchmal stiegen Dina und ich bei unseren Spaziergängen auf den hohen Mauern und schauten über die Ebene. Niemand hatte etwas dagegen, vorausgesetzt, niemand versuchte sich den Unterkünften der Wächter zu nähern. Bei Belagerungen oder im Kriegszustand hatten natürlich nur Soldaten und sonstige Offizielle auf den Mauern Zutritt.

»Du scheinst dir Sorgen zu machen, Tarl Cabot«, sagte Dina, die neben mir ging.

»Allerdings.«

»Du hast Angst, daß das Ei aus der Stadt gebracht wird?«

»Ja.«

»Du möchtest heute nacht die Stadt verlassen?«

»Vielleicht«, sagte ich.

Sie wußte so gut wie ich, daß die Wächter noch immer an den Toren alle Reisenden befragten, aber jeder Tag, jede Stunde, die ich in Turia blieb, arbeitete gegen mich.

Ich hoffe, daß du es schaffst«, sagte Dina.

Ich legte den Arm um sie, und gemeinsam schauten wir über das weite Land.

»Sieh mal«, sagte ich, »da kommt ein einzelner Händler mit seinen Wagen. »Die Prärie scheint wieder sicher zu sein.«

»Die Tuchuks haben sich zurückgezogen«, sagte sie und fügte hinzu: »Du wirst mir fehlen, Tarl Cabot.«

»Und du mir, Dina«, sagte ich.

Wir standen auf der Mauer nahe dem Haupttor Turias, durch das ich vor vier Tagen die Stadt betreten hatte — an dem Morgen nach dem Abmarsch der Tuchukwagen.

Ich beobachtete den Wagen des Kaufmanns, ein schweres und breites Gefährt, dessen Planken weiß und golden angemalt waren, von einer weißgoldenen Regenplane bedeckt. Der Wagen wurde nicht von Tharlariens gezogen, wie es sonst bei den Händlern üblich ist, sondern von vier braunen Bosks.

»Wie willst du die Stadt verlassen?« fragte Dina.

»Mit Hilfe eines Seils«, sagte ich. »Und zu Fuß.«

Sie beugte sich über die Brüstung und schaute skeptisch nach unten.

»Es ist tief«, sagte sie. »Außerdem werden die Mauern nach Einbruch der Dunkelheit bewacht und sind von Fackeln erhellt. Und du bist zu Fuß — du weißt sicher, daß wir in der Stadt auch Jagdsleer haben.«

»Ja.«

»Schade, daß du keine schnelle Kaiila hast, mit der du am helllichten Tage an den Wächtern vorbeigaloppieren könntest.«

»Du darfst die Tarnreiter nicht vergessen ...«

»Richtig«, sagte sie.

Nein, ein Tarnkämpfer hatte keine Mühe, einen einzelnen Mann, der zu Fuß unterwegs war, auf der Ebene aufzuspüren — auch wenn es einige Zeit dauern mochte, die Söldner aus den Bä-

dern, den Pagatavernien oder den Spielhöhlen der Stadt herbeizurufen, wo sie zur Freude der Turianer ihren Sold durchbrachten. Nachdem ihre Mission nun beendet war, würde Ha-Keel wahrscheinlich in einigen Tagen seine Männer zusammenrufen und mit ihnen die Stadt verlassen.

Allerdings konnte ich nicht so lange warten.

Der schwere Wagen war nun in der Nähe des Haupttors und wurde herangewinkt.

Ich blickte über die Prärie und dachte an Kamchak. Im Grunde hatte er weise gehandelt — er hatte sich vor einer Situation zurückgezogen, in der wenig zu gewinnen und viel zu verlieren war. Die Wagen und die Bosks waren nun einmal schlecht zu verteidigen. Aber wie sehr mußte ihn der Abzug geschmerzt haben, die Tatsache, Kutaituchik nicht rächen zu können und dem triumphierenden Turia den Rücken kehren zu müssen, der Stadt der hohen Mauern und der neun Tore, der unbesieigten Festung der Prärien.

Mein Gedankengang wurde durch Lärm unterbrochen, der jetzt unten am Tor aufklang. Wächter brüllten wütend, der Fahrer des Handelswagens schrie protestierend. Amüsiert stellte ich fest, daß das rechte Hinterrad des breiten, schweren Wagens von der Achse glitt und daß sich nun das ganze Gefährt, das offensichtlich schwer beladen war, zur Seite neigte. Im nächsten Augenblick berührte die Achse den Boden und grub sich tief ein.

Ich bedauerte den armen Fahrer, der vom Kutschbock gesprungen war und nun neben dem umgestürzten Rad stand und heftig gestikuliert. Unsinnigerweise stemmte er dann die Schulter unter den Wagen und versuchte ihn anzuheben — was natürlich unmöglich war.

Mehrere Wächter sahen amüsiert zu, und auch einige Passanten blieben stehen und genossen das Unglück des Fahrers. Dann befahl der wachhabende Offizier, fast außer sich vor Wut, seinen amüsierten Männern, dem Mann zu helfen. Aber auch das fruchtete nichts; der Wagen war zu schwer. Offenbar mußte man nach Heheböcken schicken.

Ich wandte mich nachdenklich ab und schaute über die Prärie. Dina beobachtete weiter das Durcheinander unter uns und lachte, denn der Fahrer schien völlig außer sich zu sein. Plötzlich bemerkte ich draußen am Horizont eine feine Staublinie, die vor wenigen Minuten noch nicht vorhanden gewesen war.

Selbst die Wächter auf den Mauern schienen ausschließlich den umgekippten Wagen am Tor zu beobachten.

Ich schaute wieder hinab. Der Fahrer war ein junger Mann. Er hatte blondes Haar und kam mir irgendwie bekannt vor.

Plötzlich fuhr ich herum und griff nach der Brüstung. Die Staubwolke war größer geworden. Sie näherte sich dem Haupttor Turias.

Ich umfing Dina mit den Armen.

»Was ist los?« fragte sie erstaunt.

Ich flüsterte ihr zu: »Du läufst jetzt sofort nach Hause und schließt dich ein. Geh nicht mehr auf die Straße!«

»Was meinst du . . .?«

»Stell keine Fragen! Du mußt gehorchen!«

»Du tust mir weh!« sagte sie.

»Bitte gehorche!«

Plötzlich blickte sie in die Ferne und sah ebenfalls den Staub. Ihre Hand fuhr an den Mund. Ihre Augen weiteten sich vor Angst.

»Du kannst nichts mehr dagegen tun«, sagte ich. »Lauf!«

Ich küßte sie heftig, drehte sie herum und stieß sie von mir. Sie stolperte einige Schritte und wandte sich um. »Was ist mit dir?« rief sie.

»Lauf!« befahl ich.

Und Dina lief davon und brachte sich in Sicherheit.

Unter der offenen Tunika der Bäcker trug ich mein Schwert und meine Quiva, die durch ein braunes Cape zusätzlich verborgen waren. Vorsichtig legte ich nun die Waffen ab und rollte sie in mein Cape.

Dann blickte ich wieder über die Brüstung. Die Staubwolke war nähergekommen. Jeden Augenblick mußte ich die Kaiila erkennen, mußte das Blitzen der Tuchuklanzen sehen können. Ich ahnte, daß die ersten Hundertschaften in schmaler Formation ritten, um den Staub möglichst gering zu halten. Bald konnte ich die erste Hundertschaft ausmachen — dann den Zwischenraum der dazu diente, den Staub sich verteilen zu lassen, dahinter dann die zweite Hundertschaft.

Ohne mich zu beeilen, um keine unnötige Aufmerksamkeit zu erregen, stieg ich von der Mauer und näherte mich dem havarierten Wagen, dem offenen Tor und den Wächtern.

Jeden Augenblick konnte jemand auf den Mauern Alarm schlagen.

Am Tor schimpfte der Offizier der Wache noch immer mit dem Wagenführer, der blond war und blaue Augen hatte. »Gnade, Herr!« wimmerte Harold von den Tuchuks. In diesem Augenblick ertönte ein gellender Schrei von der Mauer über uns. »Tuchuks!« Die Soldaten sahen sich verblüfft um. »Schließt die Tore!«

Der Offizier blickte entsetzt nach oben und wandte sich an seine Männer an den Torwinden.

»Du wirst feststellen, daß mein Wagen im Weg ist«, sagte Harold.

Als der Offizier begriff, was los war, stieß er einen Wutschrei aus und riß sein Schwert aus der Scheide, doch ehe er einen Streich führen konnte, hatte ihm Harold seine Quiva ins Herz gestoßen.

Weitere Rufe tönten von den Mauern, Befehle wurden gebrüllt, Wächter eilten auf den Wagen zu. Die Männer an der Winde ließen das riesige Doppeltor langsam zuschwingen, aber völlig schließen ließ es sich wegen des Wagens nicht. Harold hatte seine Quiva wieder an sich genommen. Zwei Männer stürzten sich mit gezogenen Schwertern auf ihn, aber ich sprang dazwischen, nahm den Kampf für ihn auf, tötete einen und machte den anderen kampfunfähig.

»Gut gemacht, Bäcker!« rief Harold.

Ich knirschte mit den Zähnen und nahm es mit einem weiteren Soldaten auf. Außerhalb des Tors dröhnten nun Kailahufe. Die Wagenbosks, durch die rennenden Menschen aufgescheucht, warfen die Köpfe auf und nieder und stampften im Sand.

Mein turianischer Gegner war meinem Angriff nicht gewachsen, doch schon verwickelten mich zwei Soldaten in einen neuen Kampf.

Ich hörte Harolds Stimme hinter mir. »Während das Brot im Ofen ist, hat man wohl Zeit, sich mit dem Schwert zu üben.«

Ich hätte ihm gern etwas Passendes gesagt, aber ich war ziemlich beschäftigt.

»Ich hatte mal einen Freund«, sagte Harold, »der hieß Tarl Cabot. Der hätte beide Gegner längst erledigt.«

Ich vermochte einen Angriff knapp abzuwehren.

»Längst, längst«, sagte Harold gelassen.

Der Mann zu meiner Linken versuchte, mich zu umkreisen, um in meinen Rücken zu gelangen, während mich der andere weiter

von vorn bedrängte. Ich wich zurück, bis ich mit dem Rücken gegen den Wagen stand und versuchte mich meiner Gegner zu erwehren.

»Es besteht übrigens eine gewisse Ähnlichkeit zwischen dir und meinem Freund Tarl Cabot«, sagte Harold in aller Ruhe, »außer daß dein Umgang mit dem Schwert entschieden zu wünschen übrig läßt. Auch gehörte er der Kriegerkaste an und hätte sich nie in der Tracht der Bäcker sehen lassen. Außerdem war sein Haar rot — während deins ziemlich langweilig schwarz ist.«

Es gelang mir, einen meiner Gegner unschädlich zu machen und gleichzeitig dem zweiten auszuweichen — aber schon wurde der Gefallene durch einen neuen Gegner ersetzt.

»Es wäre ratsam, auch auf der rechten Seite aufzupassen«, bemerkte Harold.

Ich wirbelte gerade noch rechtzeitig herum, um einen dritten Mann abzuwehren.

»So etwas hätte man Tarl Cabot nicht zu sagen brauchen«, kommentierte Harold.

In diesem Augenblick liefen einige Passanten schreiend vorbei. Die großen Alarmglocken der Stadt vollführten einen unbeschreiblichen Lärm.

»Ich frage mich manchmal, wo der alte Tarl Cabot wohl stecken mag«, sagte Harold.

»Du Tuchuk-Idiot!« brüllte ich.

Plötzlich sah ich, wie sich meine Gegner angstvoll umsahen. Sie machten auf dem Absatz kehrt und ergriffen die Flucht.

»Jetzt wäre es wohl ratsam, unter dem Wagen Schutz zu suchen.« In der nächsten Sekunde huschte Harold an mir vorbei und kroch unter den Wagen. Ich warf mich zu Boden und rollte hinterher.

Schon ertönte der wilde Schrei, das Kriegsgebrüll der Tuchuks, und die ersten fünf Kaiila sprangen auf den Wagen. Zu meiner Überraschung fanden die Hufe der Tiere festen Halt auf der Plane des Wagens, dessen Ladung offenbar aus Erde und Steinen bestand, was auch das unvorstellbare Gewicht des Gefährts erklärte. Die fünf Reiter sprangen mit einem Satz vom Wagen — nach links und nach rechts und nach vorn — sofort gefolgt von den nächsten fünf, und so weiter. In wenigen Minuten waren die ersten beiden Hundertschaften in die Stadt eingedrungen. Die Tuchukkrieger schwärmten aus, die schwarzen Lackschilde in der linken Hand,

die Lanzen mit der Rechten umfaßt. Ringsum dröhnten die Hufe der Kaiila, zum Teil schon ohne Reiter, die zu Fuß weiter vorstießen, dazu das Brüllen von Männern, das Klirren von Waffen, und immer neue Tuchuks, die auf den Wagen sprangen und mit gellendem Kriegsgeschrei in die Stadt stürmten. Jede der Hundertschaften nahm sofort ihr vorherbestimmtes Ziel in Angriff, verschwand in Straßen und um Ecken; einige Abteilungen stiegen ab und kletterten auf die Dächer, sicherten mit ihren kleinen Bögen die Straßen von oben. Schon roch ich das erste Feuer.

Unter dem Wagen leisteten uns drei entsetzte Turianer Gesellschaft, ein Weinverkäufer, ein Töpfer und ein Mädchen. Der Weinverkäufer und der Töpfer spähten angstvoll zwischen den Speichen der Räder hindurch, musterten die Reiter, die durch die Straßen donnerten. Harold dagegen kümmerte sich um das Mädchen, das ihn entsetzt anstarrte. »Ich bin Harold von den Tuchuks«, sagte er. »Ich habe leider schon ein Mädchen zu Hause.« Das Mädchen nickte wie betäubt. »Wenn du diesen Wagen verläßt und wirst von einem Tuchuk angehalten — das sind unangenehme Burschen —, dann sagst du nur, du gehörst bereits Harold von den Tuchuks. Das ist natürlich gelogen, aber naja, wir haben schwere Zeiten.« Das Mädchen hatte Tränen in den Augen.

Ich saß mit untergeschlagenen Beinen unter dem Wagen, das Schwert über die Knie gelegt, und beobachtete die wirbelnden Beine der vorbeistürmenden Kaiila. Ich hörte das Zischen von Armbrustpfeilen, und schon stürzte einer der Tuchukreiter neben dem Wagen von seinem Tier. Andere Krieger sprangen über ihn hinweg. Das schrille Sirren der Tuchukbögen ertönte, gleich darauf war das dumpfe Atmen eines Tharlarions und das Kreischen einer Kaiila zu hören, gefolgt vom dumpfen Aufprall von Lanzen auf Schilde. Überall bimmelten Alarmglocken, ein unbeschreiblicher Lärm. Das Dach eines nahegelegenen Gebäudes brannte bereits, Rauch und Funken stiegen zum Himmel auf und wurden vom Wind über die benachbarten Gebäude getragen. Ein Dutzend Tuchuks hatte sich zur großen Winde über dem Tor vorgekämpft und öffnete nun langsam die Torflügel. Gleich darauf drangen die Tuchuks in Zwanzigerreihen vor, so daß eine Hundertschaft nur noch aus fünf Reihen bestand. Auf der langen Straße, die vom Tor in die Stadt führte, sah ich an verschiedenen Stellen Rauch aufsteigen. Schon hatten sich Tuchuks mit Beutestücken geschmückt oder trieben Frauen zusammen. Und immer neue Tu-

chuks drängten in die Stadt. Die Mauern eines Gebäudes an der Hauptstraße stürzten brennend ein und blockierten den Weg. Aus allen Richtungen ertönte Waffengeklirr, das Zischen der Armbrustpfeile, das Sirren der blitzschnellen gefiederten Tuchukgeschosse. Wieder brach eine Mauer ein; zwei turianische Krieger sprangen aus den Ruinen und wurden sofort von Tuchuks niedergeritten.

Auf dem freien Platz hinter dem Tor erblickte ich nun Kamchak von den Tuchuks. Er saß auf seiner Kaiila, hatte die Lanze in der Hand, drehte sein Tier und brüllte Befehle — er gab seinen Männern Zeichen, in diese und in jene Straße vorzudringen und weitere Dächer zu besetzen. Seine Lanzenspitze war rot. Der schwarze Lack seines Schildes war zerkratzt und verbeult. Er hatte den Metallschutz seines Helmes hochgeklappt, und sein Gesicht bot einen fürchterlichen Anblick. Die Offiziere der Tuchuks flankierten ihn, die Befehlshaber der Tausendschaften.

Er drehte seine Kaiila zur Stadt herum, ließ sie auf die Hinterhand steigen, hob Schild und Lanze hoch und brüllte: »Ich will das Blut Saphrars des Kaufmanns!«

22

Natürlich war das alles ein abgekartetes Spiel der Tuchuks gewesen.

Man gibt vor, eine Stadt ernsthaft zu belagern, verbringt damit mehrere Tage oder sogar Wochen; dann gibt man anscheinend die Belagerung auf und zieht sich langsam zurück, entfernt sich in aller Ruhe mit Wagen und Bosks — in diesem Fall vier Tage lang. Schließlich, wenn Bosks und Wagen aus der unmittelbaren Gefahrenzone sind, kehrt man im Schutze der Dunkelheit in einem Gewaltmarsch zur Stadt zurück und unternimmt einen Überraschungsangriff.

Es hatte alles bestens geklappt.

Ein Großteil Turias stand in Flammen. Bestimmte Hundertschaften, vorher schon mit genauen Befehlen versehen, hatten sich sofort in den Besitz der Brunnen, Kornspeicher und öffentlicher Gebäude gesetzt — einschließlich des Palasts von Administrator Phanius Turmus. Der Ubar und Kamras, sein höchster Offizier,

waren sofort gefangenommen worden — auch hier hatten für je eine Hundertschaft ausdrückliche Befehle bestanden. Die meisten Mitglieder des Hohen Rates von Turia lagen in Tuchukketten. Die Stadt war weitgehend ohne Führung, obwohl hier und dort noch mutige Turianer einzelne Straßen abgeriegelt hatten und Widerstand leisteten. Das große Anwesen Saphrars war jedoch nicht gefallen. *Es* war gut geschützt durch seine hohen Mauern und die zahlreichen Wächter; ebensowenig war der hohe Turm genommen worden, der die Tarnkäfige und Unterkünfte Ha-Keels des Söldners beherbergte.

Kamchak hatte im Palast des Phanius Turmus Quartier bezogen, der einigermaßen unbeschädigt geblieben war.

Nachdem die Tuchuks in die Stadt eingefallen waren, bestand Harold darauf, das junge Mädchen, das er unter dem Wagen kennengelernt hatte, nach Hause zu begleiten. Ich ging mit, machte aber unterwegs an einem Brunnen halt, um mein Bäckergewand abzulegen und mir die schwarze Farbe aus dem Haar zu waschen, denn ich hatte keine Lust, als turianischer Bürger angesehen und etwa von einem Tuchuk versehentlich angegriffen zu werden. Zum erstenmal mochte mir mein rotes Haar nützlich sein, das vielen Tuchuks bekannt sein mußte.

Als ich mich nach dem Bad aufrichtete, rief Harold verblüfft: »Also, du bist es ja *selbst* — Tarl Cabot aus Ko-ro-ba!«

»Du wirst es nicht für möglich halten«, erwiderte ich.

Nachdem wir das Mädchen zu Hause abgeliefert hatten, machten wir uns auf den Weg zum Hause Saphrars, wo ich mich persönlich davon überzeigte, daß im Augenblick nichts weiter zu tun war. Das Anwesen wurde von mindestens fünfzehn Hundertschaften belagert. Der Angriff hatte noch nicht begonnen. Zweifellos lagen bereits Felsbrocken und behauene Mauersteine innerhalb der Befestigungen bereit. Von den Dächern strömte der Geruch von Tharlarionöl, das bereitgestellt wurde, um es brennend auf die Sturmtruppen zu gießen, die die Mauern untergraben oder sie mit Leitern bezwingen wollten. Von Zeit zu Zeit kam es zu Schußwechseln mit Armbrüsten und Kurzbögen.

Etwas machte mir Sorgen. Die Mauern des Anwesens drängten unsere Bogenschützen so weit vom Burgturm Saphrars zurück, daß dort Tarns relativ gefahrlos landen und starten konnten. Wenn es Saphrar wollte, konnte er auf dem Rücken eines Tarns entfliehen. Bis jetzt wußte er wahrscheinlich noch gar nicht, wie

schlimm die Lage war. Zweifellos verfügte er über ausreichend Wasser und Nahrungsmittel, um einer längeren Belagerung standzuhalten, aber ich vermutete, daß er nicht ausharren, sondern fliehen würde, wenn er den Zeitpunkt für gekommen erachtete — aber im Augenblick schien er noch nichts zu befürchten.

Darauf wollte ich mich zum Palast des Phanius Turmus begeben, wo Kamchak sein Hauptquartier eingerichtet hatte, um ihm meine Dienste anzubieten. Harold aber bestand darauf, daß wir noch etwas in der Stadt herumgingen und uns über die verschiedenen turianischen Widerstandsnester informierten.

»Warum?« fragte ich.

»Wir sind das unserer Stellung schuldig«, sagte er.

»Oh«, bemerkte ich.

Endlich war es Abend, und wir drängten uns durch die turianischen Straßen, an denen hier und da noch Häuser brannten.

Wir erreichten ein hohes, von Mauern umgebenes Gebäude und wanderten daran entlang. Von drinnen war lautes Rufen und das Weinen von Frauen zu hören.

»Was ist das?« fragte ich.

»Der Palast des Phanius Turmus.«

»Da haben Frauen geweint.«

»Turianische Frauen«, sagte Harold achselzuckend. Dann fügte er hinzu: »Die schönsten Schätze der Stadt liegen hinter diesen Mauern.«

Ich war verblüfft, als die vier Tuchukwächter am Eingang des Palastes dreimal mit den Lanzen gegen ihre Schilde schlugen — ein unerwarteter Gruß. Beim Kommandanten einer Zehnerschaft, wird die Lanze nur einmal geschlagen, beim Kommandanten einer Hundertschaft zweimal, nur beim Befehlshaber über eine Tausendschaft erfolgt der dreifache Gruß.

»Passiert, Kommandanten«, sagte der Offizier der Wache, und die Männer gaben uns den Weg frei.

Natürlich wollte ich von Harold wissen, was das bedeutete. Ich hatte damit gerechnet, daß man uns verhören und uns allenfalls nach vielen Beteuerungen in den Palast lassen würde.

»Es bedeutet«, sagte Harold und sah sich im Hof um, »daß du den Rang des Kommandanten einer Tausendschaft bekleidest.«

»Das begreife ich nicht«, sagte ich.

»Ein Geschenk Kamchaks«, sagte Harold. »Ich selbst habe das

vorgeschlagen angesichts deines mutigen, wenn auch etwas ungeschickten Eingreifens am Tor.«

»Vielen Dank«, sagte ich.

»Natürlich habe ich für mich denselben Rang vorgeschlagen«, sagte Harold, »da immerhin ich es war, der das Ganze eingefädelt hat.«

»Natürlich«, versicherte ich.

»Du hast natürlich nicht wirklich eine Tausendschaft unter dir«, sagte Harold.

»Trotzdem ist der Rang nicht zu verachten«, sagte ich. »Warum hast du mir nicht eher davon berichtet?«

»Ich hielt es nicht für wichtig«, sagte der junge Mann, und ich überlegte, ob ich ihm einen kräftigen Tritt in den Hintern versetzen sollte. »Korobaner mögen so etwas natürlich wichtig nehmen«, bemerkte Harold.

Wir erreichten eine Ecke des Außenhofs, in der ein riesiger Haufen Teller und Schalen aus kostbarem Metall lag; dazu Kästen voll Juwelen, Halsbänder und Armreifen, Kisten mit Münzen und zahlreiche Silber- und Goldbarren, die jeweils ihr Gewicht eingraviert trugen. Der Palast des Ubar ist zugleich die Münzanstalt der Stadt, wo die Münzen von Hand geprägt werden.

Weiter hinten entdeckte ich riesige Stoffballen — hauptsächlich Seide. Ein weiterer Haufen bestand aus Waffen, Sätteln und kostbaren Geschirren.

»Als Kommandant«, sagte Harold, »kannst du dir nehmen, was dir gefällt.«

Ich nickte.

Wir betraten einen zweiten Hof, einen Innenhof zwischen Palast und Außenmauer.

Hier entdeckten wir eine lange Kette turianischer Frauen, die aneinandergefesselt waren. Von hier mußten die Schreie gekommen sein, die ich auf der Straße gehört hatte. Einige Frauen klagten leise vor sich hin, andere waren wie erstarrt von den Schrecken, die sie durchgemacht hatten.

»Du bist Kommandant einer Tausendschaft«, sagte Harold. »Wenn dir eines der Mädchen gefällt, sag dem Wächter Bescheid, und er reserviert es für dich.«

»Nein«, sagte ich, »gehen wir zu Kamchak.«

In diesem Augenblick gab es Aufregung am Tor, und zwei Tuchuks schleppten ein Mädchen herein, das sich verzweifelt wehrte.

Es war Dina!

Ein lachender Tuchuk zerrte das Mädchen vorbei.

»Eine Schönheit, Kommandant«, sagte er.

Plötzlich gab Dina ihre Gegenwehr auf, warf den Kopf in den Nacken und sah mich erstaunt an. Sie hatte nicht erwartet, mich hier zu sehen.

»Sie kommt nicht an die Kette«, befahl ich. »Sie ist als freie Frau und mit Respekt zu behandeln. Bringt sie nach Hause zurück und bewacht sie, solange wir in der Stadt sind.«

Die beiden Männer waren verblüfft, aber die Disziplin bei den Tuchuks ist vorzüglich.

»Jawohl, Kommandant«, erwiderten sie und ließen das Mädchen frei.

Dina sah mich dankbar an.

»Du bist in Sicherheit«, sagte ich.

»Aber meine Stadt brennt«, sagte sie.

»Das tut mir leid«, erwiderte ich, wandte mich schnell ab und betrat den Palast des Phanius Turmus.

Ich wußte, daß während der Besatzung der Tuchuks keine Frau in ihrem Heim sicherer sein würde als die schöne Dina, Angehörige der Kaste der Bäcker.

Ich eilte die Stufen hinauf, gefolgt von Harold, und erreichte die marmorne Vorhalle des Palastes. Hier waren die Kaiila untergebracht.

Tuchuks wiesen uns den Weg und wir erreichten schließlich den Thronsaal Phanius Turmus', wo zu meiner Überraschung ein Bankett im Gange war.

An eine Ecke des Saals saß Kamchak auf dem Thron des turianischen Administrators. Er trug eine purpurne Robe über seinem schwarzen Lederwams, und Schild und Lanze lehnten in Reichweite neben ihm. Er starrte düster vor sich hin. An den niedrigen Tischen, wahrscheinlich aus den verschiedenen Stadtteilen zusammengeholt, saßen zahlreiche Tuchukoffiziere und auch einige Männer ohne Rang. Ihnen leisteten befreite Tuchuksklavinnen Gesellschaft. Alle lachten und tranken. Nur Kamchak wirkte bedrückt. In seiner Nähe saßen an den Ehrenplätzen Würdenträger der Stadt in ihrer feinsten Kleidung. Unter ihnen entdeckte ich Kamras, den Ersten Kämpfer Turias, und neben ihm einen dicken Mann, bei dem es sich nur um Phanius Turmus persönlich han-

deln konnte. Hinter jedem Mann stand ein Tuchukwächter mit gezogener Quiva.

Kamchak wandte sich an seine Opfer. »Eßt«, befahl er.

Vor den Gefangenen standen Schalen mit herrlich zubereiteten Gerichten aus den Küchen des Ubar, sowie kostbare Krüge mit turianischem Wein, kleine Schalen mit Gewürzen und Zuckersorten.

Nackte turianische Sklavenmädchen bedienten bei Tisch. Musiker spielten hinter einem Vorhang.

Gehorsam begannen die Turianer zu essen, wobei sie ab und zu verstohlene Blicke über die Schulter warfen.

»Seid willkommen, Kommandanten«, sagte Kamchak und bedeutete uns, an seiner Tafel Platz zu nehmen.

»Ich habe nicht erwartet, dich in Turia zu sehen«, sagte ich.

»Das ging den Turianern ebenso«, bemerkte Harold und griff zu.

Aber Kamchak starrte nur niedergeschlagen auf den Teppich vor dem Thron, der mit Flecken übersät war. Er schien nicht wahrzunehmen, was um ihn herum vorging. Dieses Mahl hätte ein Triumph für ihn sein müssen — aber er schien sich nicht zu freuen.

»Der Ubar der Tuchuks macht keinen glücklichen Eindruck«, sagte ich.

Kamchak hob den Kopf und musterte mich.

»Die Stadt brennt«, sagte ich.

»Laß sie doch brennen«, sagte Kamchak. »Ich will sie nicht.«

»Was willst du dann?«

»Das Blut Saphrars«, erwiderte er.

»All dies dient nur der Rache für Kutaituchik?«

»Um Kutaituchik zu rächen«, sagte Kamchak, »würde ich tausend Städte anzünden.«

»Wieso das?«

»Er war mein Vater«, sagte Kamchak und wandte sich ab.

Während des Essens kamen von Zeit zu Zeit Boten aus den verschiedenen Stadtteilen und sogar von den fernen Wagen, die einen Siebenstundenritt entfernt warteten.

Neue Gerichte wurden aufgetragen, und auch die Würdenträger Turias mußten essen und trinken. Einige von ihnen begannen bald zu weinen und zu jammern. Drei turianische Mädchen führten Tänze vor, die Gesellschaft wurde ausgelassen. Als das Fest

seinem Höhepunkt entgegenstrebte, eilte ein weiterer Bote in den Saal.

Der Ubar der Tuchuks lauschte mit unbewegtem Gesicht und stand auf. Er deutete auf die turianischen Gefangenen. »Bringt sie fort«, sagte er. »Legt sie in Ketten und laßt sie arbeiten.« Phanius Turmus und Kamras und die anderen wurden von ihren Tuchukwächtern fortgezerrt. Die Tuchuks sahen Kamchak an. Die Musiker hatten zu spielen aufgehört.

»Das Fest ist vorbei«, sagte Kamchak.

Die Gäste zogen sich schweigend zurück.

Kamchak stand vor dem Thron Phanius Turmus', die purpurne Robe des Ubar über der Schulter, und betrachtete die umgestürzten Tische, das beschmutzte Geschirr, die Überreste des Banketts. Nur er, Harold und ich befanden uns noch in dem riesigen Saal.

»Was ist los?« fragte ich.

»Unsere Wagen und Herden werden angegriffen.«

»Von wem?« fragte Harold erregt.

»Von den Paravaci«, sagte Kamchak grimmig.

23

Kamchak hatte seiner Angriffsmacht etwa zwei Dutzend Wagen folgen lassen, die hauptsächlich Vorräte geladen hatten. Auf einem dieser Wagen, dessen Kuppel entfernt worden war, saßen die beiden Tarn, die Harold und ich aus Saphrars Burg entführt hatten. Man hatte sie uns mitgebracht, in der Annahme, daß sie bei der Schlacht um die Stadt noch von Nutzen sein konnten — zumal ein Tarn auch für Transportzwecke sehr gut geeignet ist, vermag er doch sieben bis zehn Männer an einem Knotenseil im Flug hinter sich herzuschleppen.

Harold und ich galoppierten auf Kaiilas zu diesen Wagen. Hinter uns donnerten zwei Tausendschaften, die zum Hauptlager der Tuchuks weiterreiten sollten, das noch einige Ahn entfernt war. Harold und ich wollten unsere Tarn besteigen, um zu den Kassars und den Kataii zu fliegen und um Hilfe zu bitten, ich hatte allerdings wenig Hoffnung, daß wir von diesen Wagnvölkern Unterstützung erwarten konnten. Anschließend sollten Harold und ich

wieder zu unseren Tausendschaften stoßen, zum Hauptlager zurückkehren und die Wagen und Herden nach besten Kräften schützen. Kamchak wollte inzwischen seine Position in Turia stärken und notfalls auch vorzeitig die Stadt verlassen, um gegen die Paravaci zu reiten.

Ich hatte zu meiner Überraschung erfahren, daß die Ubar der Kassars, der Kataii und der Paravaci eben jene drei Männer waren, die ich zusammen mit Kamchak bei meinem ersten Kontakt mit den Wagnvölkern getroffen hatte — Conrad, Hakimba und Tolnus. Was ich für eine Gruppe von Vorhut-Reitern gehalten hatte, war in Wirklichkeit eine Versammlung von Ubar gewesen; aber auch bei den anderen Völkern spielte ein anderer Mann den Stammesfürsten, während sich der wahre Ubar im Hintergrund hielt.

Ich wurde fast das Opfer der Bogenschützen, als ich mit meinem Tarn im Lager der Kataii landete, doch mein schwarzes Lederwams mit dem Emblem der vier Boskhörner ebnete mir schließlich den Weg, und ich wurde zur Plattform des Ubar der Kataii geführt und durfte unmittelbar mit Hakimba sprechen.

Wie erwartet, zeigte Hakimba wenig Interesse an meiner Schilderung der Probleme und Sorgen, die die Tuchuks hatten.

Offensichtlich bedeutete es ihm nichts, daß die Paravaci die Herden und Wagen der Tuchuks überfielen, während die meisten Krieger dieses Volkes in Turia gebunden waren. Andererseits mißbilligte er die Tatsache, daß dieser Überfall ausgerechnet während des Omenjahres stattfand, welches im allgemeinen eine Zeit des Friedens zwischen den Wagnvölkern ist. Ich spürte auch seine Wut, als ich von der möglichen Verbindung zwischen den Paravaci und den Turianern sprach und die Vermutung äußerte, daß die Aktion der Paravaci nur dazu dienen könnte, die Tuchuks wieder aus der Stadt zu locken. Aber obwohl Hakimba einiges gegen das Verhalten der Paravaci einzuwenden hatte, hielt er ein Eingreifen seiner eigenen Leute nicht für ratsam.

»Wir haben unsere eigenen Wagen«, sagte er. »Es sind nicht die Wagen der Tuchuks. Wenn die Paravaci unsere Wagen angreifen, kämpfen wir. Vorher nicht.«

Hakimba ließ sich nicht rühren, und ich stieg schließlich schweren Herzens wieder in den Sattel meines Tarn.

Ich blickte auf den Ubar der Kataii hinab und sagte: »Ich habe gehört, daß die Paravaci unsere Bosks töten.«

Hakimba sah mich an. »Sie töten Bosks?« fragte er skeptisch.

»Ja«, sagte ich, »und schneiden ihnen die Nasenringe heraus, um sie in Turia zu verkaufen, wenn sich die Tuchuks von dort zurückgezogen haben.«

»Das ist schlimm«, sagte Hakimba.

»Wirst du uns helfen?«

»Wir haben unsere eigenen Wagen — wir werden sie bewachen.«

»Was wirst du machen, wenn sich im nächsten Jahr die Paravaci und die Turianer gegen die Kataii wenden — und eure Bosks töten?«

»Die Paravaci«, sagte Hakimba langsam, »würden gern die Führung der Wagnvölker übernehmen — und alle Bosks. Wenn die Paravaci angreifen, kämpfen wir.«

Ich zog am ersten Zügel, ließ meinen Tarn aufsteigen und flog über die Prärie meiner Tausendschaft entgegen, die auf dem Weg zum Tuchuklager war.

Bei meinem Flug vermochte ich das Omental einzusehen, wo die Haruspexe noch immer am Werk waren. Ich lachte bitter.

Nach wenigen Ehn hatte ich meine Tausendschaft eingeholt und meinen Tarn fünf Männern übergeben, die das Tier bewachen würden, bis der Wagen nachkam.

Nach einer Ahn kehrte auch Harold von seiner Mission zurück und stieg auf den Rücken seiner Kaiila um. Ich bemerkte mit Freude, daß er mit dem Tarn schon recht gut umzugehen verstand. Offensichtlich hatte er sich in den Tagen seit unserer Flucht aus Saphrars Burg mit den Sattelzügeln und den Angewohnheiten und Reaktionen des Vogels vertraut gemacht.

Niedergeschlagen ritt er an meine Seite und sah mich an.

Harolds Mission bei den Kassars war ebenso fruchtlos gewesen. Conrad war ebenfalls nicht gewillt, seine Streitkräfte für die Verteidigung der Tuchukherden einzusetzen. Wir fragten uns, warum uns Kamchak einen Auftrag gegeben hatte, der von vornherein zum Scheitern verurteilt gewesen war.

Unsere Kaiila waren erschöpft, als wir das Wagenlager und die Herden der Tuchuks erreichten, und wir waren nur zweitausend. Hunderte von Wagen brannten, und überall waren Kämpfe im Gange. Tausende von Bosks lagen tot im Gras, mit durchschnittenen Kehlen und herausgerissenen Nasenringen.

Die Männer hinter uns stimmten ein Wutgebrüll an. Harold führte seine Tausendschaft zwischen die Wagen und

suchte den Kampf, wo immer er einen Paravaci fand. Er wußte, daß seine Streitmacht in fünfzehn oder zwanzig Ehn aufgerieben sein würde, daß sich die Männer zwischen den Wagen verlieren mußten. Aber seine Mission war wichtig. Ich hatte mir den Präriekampf vorgenommen. Ich führte meine Tausendschaft am Rand der Herde entlang, bis wir auf hundert oder zweihundert Paravaci stießen, die damit beschäftigt waren, Tuchukbosks niederzumetzeln. Die Männer, die mit ihren Quivas und Äxten in der Hand erschreckt aufblickten, wurden in Sekundenschnelle niedergemacht. Da sahen wir, wie sich auf einem Hügel Tausende von Paravackriegern formierten, die offensichtlich für eben diesen Augenblick im Hinterhalt gelauert hatten. Schon bestiegen die Krieger ihre frischen Kaiila. Wir hörten Boskhörner, die die Hundertschaften der Paravaci zusammenriefen, sahen ihre Waffen blitzen.

Ich hob den Arm, stieß einen Schrei aus und führte meine Tausendschaft auf die Paravaci zu, in der Hoffnung, sie zu erwischen, ehe sie sich formieren und angreifen konnten. Unsere Boskhörner ertönten, und meine kühne Tausendschaft, müde, auf erschöpften Kaiila, machte ohne Zögern Front und folgte mir in unseren Angriff auf den Kern der paravacischen Streitkräfte.

Sekunden später standen wir mitten im Kampf — wirbelten durch die halbformierten und verwirrten paravacischen Hundertschaften, hieben nach links und rechts, brüllten den Kriegsschrei der Tuchuks. Ich wollte nicht so lange auf dem Hügel bleiben, bis uns die linken und rechten Flanken der Paravaci einschließen konnten, und nach wenigen Ehn — als gerade die Mitte der Paravaci zurückwich — bliesen unsere Boskhörner schon wieder zum Rückzug — Sekunden, bevor die Flanken uns in die Zange nehmen konnten. Wir stießen zurück und die beiden Paravaci horden standen sich plötzlich ohne einen Gegner gegenüber, während wir uns langsam durch unsere Bosks zurückzogen, die wir als Schilde benutzten. Wir hielten uns allerdings so nahe, daß sich kleine Paravaciabteilungen den Tieren nicht mehr ungestraft nähern konnten.

Wir waren zwischen den Bosks einigermaßen in Sicherheit, und ich ordnete eine Ruhepause an.

Doch die Paravaci schlossen sich zu einem gewaltigen Block zusammen, näherten sich langsam der Herde und drängten hinein. Offensichtlich wollten sie dabei links und rechts Tiere töten, um auf diese Weise mit uns aufzuschließen.

Wieder dröhnten unsere Boskhörner, und meine Tausendschaft trieb die Tiere mit Lanzen an, wendete sie in Richtung Feind. Tausende von Tieren galoppierten bereits auf die näherrückenden Paravaci zu, die nun erst durchschauten, was geschah. Die Bosks bewegten sich immer schneller, begannen zu knurren und zu schnauben. Und während die Boskhörner der Paravaci verzweifelt klagten, begannen unsere Bosks loszustürmen, die mächtigen Köpfe mit den gefährlichen Hörnern nickten auf und nieder, und die Erde begann zu zittern, und meine Männer brüllten lauter und trieben die Tiere weiter an, ritten inmitten der unaufhaltsamen Flut, und die Paravaci schrien entsetzt auf und wollten ihre Kaiila wenden, doch die nachfolgenden Reihen drängten nach, und die Krieger ritten verwirrt durcheinander und versuchten die Signale ihrer Boskhörner auszumachen. Und im nächsten Augenblick stieß die Herde mit gesenkten Boskhörnern ins Ziel.

Es war die Rache der Bosks. Die erschreckten, orientierungslosen Tiere donnerten in die Linien der Paravaci und vernichteten wahllos Kaiila und ihre Reiter, und wer sein Tier noch wenden konnte, ritt um sein Leben.

Einige Augenblicke später, inmitten der dahinrasenden Bosks reitend, gab ich den Befehl, die Herde abzudrängen und sie zu den Wagen zurückzutreiben. Die fliehenden Paravaci hatten auf ihren schnellen Kaiila keine Mühe, der Herde zu entkommen, und ich wollte die Tiere nicht auf der ganzen Prärie verstreuen, wo die Paravaci leichtes Spiel mit ihnen hatten, wenn sie den Kampf wieder aufnahmen.

Als die Paravaci sich neu gruppiert hatten, war die Herde von den Tuchuks herumgeschwenkt und im Kreis geführt worden, wobei sich die Tiere allmählich beruhigten. Nun trieben wir die Bosks langsam in die Nähe des Lagers zurück.

Die Abenddämmerung brach herein, und ich war sicher, daß die Paravaci, die uns zahlenmäßig etwa zwanzig zu eins überlegen waren, mit ihrem nächsten Angriff bis zum Morgen warten würden. Wenn die Vorteile dieses Kampfes auf lange Sicht so eindeutig bei ihnen lagen, hatte es wenig Sinn, das Risiko eines Kampfes in der Dunkelheit auf sich zu nehmen.

Am Morgen würden sie dann wahrscheinlich der Herde auszuweichen versuchen und eine klare Angriffsrichtung anstreben, um vielleicht durch unser Lager vorzustößen und uns gegen unsere Herde zu treiben.

Ich hielt mit Harold Kriegsrat. Seine Tausendschaft hatte zwischen den Wagen gekämpft und auch mehrere Gebiete von Paravaci gesäubert — aber sie waren noch immer überall. Zunächst schickten wir einen Reiter nach Turia, um Kamchak über die verzweifelte Lage zu unterrichten.

»Das macht aber keinen Unterschied mehr«, sagte Harold. »Wenn er durchkommt, braucht er mindestens sieben Ahn bis Turia — und selbst wenn Kamchak mit voller Streitmacht sofort losreitet, braucht er acht Ahn für den Rückweg — und dann ist es zu spät.«

Ich nickte müde.

Wir sprachen dann noch mit unseren Männern, stellten Wachen auf und versuchten uns auszuruhen, wobei wir die Kaiila gesattelt bereithielten.

Vor dem Morgengrauen standen wir wieder auf. Kurz nach Hellwerden entdeckten wir die Paravaci, die in einiger Entfernung von der Herde ihre Tausendschaften Aufstellung nehmen ließen. Offensichtlich beabsichtigten sie das Lager von Norden her anzugreifen. Ich war entschlossen, dem Angriff auf offener Prärie entgegenzutreten, um die Paravacis zumindest einen Augenblick aufzuhalten. Dann wollte ich meine Leute zwischen die Wagen zurückziehen, die dann sofort eine Barriere bilden sollten. So hoffte ich, den Feinden wenigstens schwere Verluste beizubringen, besonders durch unsere Bogenschützen. Es war natürlich nur eine Sache der Zeit, bis unsere Barrikade umgangen war und von hinten aufgerollt wurde.

Die Schlacht begann zur siebenten goreanischen Stunde und verlief planmäßig — kaum war die Mitte der Paravacis in den Kampf verwickelt, machte der Großteil unserer Streitkräfte kehrt und zog sich zwischen die Wagen zurück. Die Nachhut schob eilig die Wagen zusammen. Kaum hatten unsere Männer die Barriere hinter sich, sprangen sie mit schußbereiten Bogen von den Kaiila und bezogen Stellung unter den Wagen und zwischen den Rädern und auch hinter den Schießscharten der Fahrzeuge.

Die Spitze des Paravaci-Angriffs brach fast durch unsere Reihen, aber wir hatten die Wagen zusammengebunden, und die Schnüre hielten dem Aufprall stand. Eine Flut von Kaiila und Reitern stürmte gegen unsere schwache Festung an. Die Gegner türmten sich förmlich vor uns auf, einige sprangen sogar über unsere Schutzwehr und wurden von Pfeilschützen hinter uns erledigt.

Auf wenige Meter Abstand rasten Tausende von Pfeilen in die dichtgedrängten Reihen der Paravaci, die jedoch weiter vordrängten. Wir mußten uns schließlich mit Lanzen wehren.

Etwa einen Pasang entfernt formierten sich neue Paravacistreitkräfte. Das Schrillen ihrer Boskhörner kam uns sehr gelegen, kündete es doch vom Ende der ersten Angriffswelle.

Ich gab rasch neue Befehle, und meine erschöpften Männer eilten los und versuchten mit äußerster Anstrengung die Brustwehr aus gefallenem Kaiila und Männern wegzuräumen, um den Feinden den Zugang auf unsere Wagen zu erschweren und um freies Schußfeld zu haben.

Kaum hatten wir die Leichen und Kadaver auseinandergezerrt, als eine neue Woge Kaiilareiter heranrollte, doch wir schlugen sie wieder zurück. Viermal bliesen die Paravaci zum Angriff, doch viermal wehrten wir uns erfolgreich. Meine und Harolds Tausendschaften waren inzwischen ziemlich dezimiert, und nur wenige Männer hatten noch keine Verletzung erlitten.

»Seht!« rief ein Bogenschütze.

Auf einem Hügel in der Nähe erschienen neue Tausendschaften der Paravaci. Es war eine riesige Armee.

»Das ist die Hauptstreitmacht der Paravaci«, sagte Harold. »Es ist soweit.«

Ich blickte über die verwüstete Wagenbarrikade, auf die Überlebenden meiner Männer, die verwundet und todmüde waren. Frauen und Sklavinnen eilten hin und her, brachten Wasser oder verbanden Wunden. Einige Tuchuks begannen das Lied vom blauen Himmel zu singen.

Ich stand neben Harold auf einer kleinen Plattform, die man zwischen zwei Wagen errichtet hatte. Wir blickten in die Ferne. Wir beobachteten das Durcheinander von Kaiila und Reitern auf dem Hügel und die Bewegungen der Standarten.

»Wir haben uns gut geschlagen«, sagte Harold.

»Ja.«

»Ich wünsche dir alles Gute.«

Ich wandte mich um und lächelte ihn an. »Und ich wünsche dir alles Gute.«

Dann hörten wir wieder die Boskhörner, und wie eine gewaltige Flut der Vernichtung, wie eine Sichel des Todes rückte die gewaltige Front aus Tieren und Kriegern und Waffen auf uns zu — eine

Linie, die viel breiter war als unsere schmale Wagenwehr. Immer schneller drängte die Kavalkade in unsere Richtung.

Harold und ich standen bei den Wagen, beobachteten das Herannahen der Streitmacht und warteten auf den Augenblick, da der Gesichtsschutz der Helme heruntergeklappt würde, was das Zeichen zum Senken der Lanzen war. Wir hörten nun auch das Trommeln der Kaiilahufe, das immer schneller und lauter wurde, das Kreischen der Tiere und das Klirren von Sattelzeug und Waffen.

»Hört doch!« rief Harold plötzlich.

Ich lauschte, vernahm aber nur das unglaubliche Dröhnen der paravacischen Armee — aber dann hörte ich doch von links und rechts das schrille Tönen von Boskhörnern.

»Boskhörner!« rief Harold.

»Was bedeutet das?«

Ich fragte mich, wie viele Paravaci es geben mochte.

»Schau!« brüllte Harold plötzlich.

Ich wollte meinen Augen nicht trauen. Auf den Hügelkämmen kamen plötzlich weitere Truppen in Sicht, unzählige Kaiilareiter, die von links und rechts herbeigaloppierten.

Ich zog mein Schwert.

»Sieh doch!« rief Harold und sprang auf und nieder.

Und ich schaute hinüber, und plötzlich wollte mir das Herz stehenbleiben, und dann brüllte auch ich so laut ich konnte. Von links sah ich die Standarte des Gelben Bogens herbeikommen und von rechts die Fahne der dreigewichtigen Bola.

»Die Kataii!« brüllte Harold und umarmte mich. »Und die Kassars!«

Ich stand wie betäubt auf unserer Plattform und sah, wie die gewaltigen Streitkräfte der Kataii und der Kassars die Paravaci in die Mitte nahmen und den Angriff auf uns bremsten. Der Himmel schien sich zu verdunkeln, als von links und rechts Tausende von Pfeilen auf die Paravaci niedergingen, die sich bereits zur Flucht wandten.

»Wir sollten eingreifen«, bemerkte Harold.

»Ja!« sagte ich.

Ich wandte mich an unsere Männer, »öffnet die Wagenburg! Auf die Tiere!«

Sekunden später saßen die wenigen hundert Krieger, die von

unseren zwei Tausendschaften noch am Leben waren, auf ihren Tieren und stürzten sich in den Kampf, als seien sie ausgeruht.

Erst am späten Nachmittag traf ich mit Hakimba von den Kataii und mit Conrad von den Kassars zusammen. Wir gingen uns auf dem Schlachtfeld entgegen und umarmten uns wie Brüder.

»Wir haben unsere eigenen Wagen«, sagte Hakimba, »doch wir gehören alle zu den Wagnvölkern.«

»Es ist nur schade«, sagte ich, »daß ich Kamchak Nachricht geben ließ. Er hat sich inzwischen bestimmt aus Turia zurückgezogen, um uns zu Hilfe zu eilen.«

»Nein«, sagte Hakimba. »Wir haben Reiter nach Turia geschickt, als wir ausrückten. Kamchak weiß längst von unserem Eingreifen.«

»Für einen Kataii und einen Kassar seid ihr gar nicht so übel«, sagte Harold. »Wir müssen nur darauf achten, daß ihr uns nicht doch unsere Bosks und unsere Frauen wegnehmt.«

»Nicht nötig. Die Paravaci hatten ihr Lager ziemlich unbewacht gelassen«, sagte Hakimba.

Ich lachte.

»Ja«, sagte Conrad, »der größte Teil der Paravaci-Bosks befindet sich jetzt bei den Herden der Kataii und der Kassars.«

»Wenn die letzten Paravaci in ihr Lager zurückkehren, werden sie eine Überraschung erleben«, bemerkte Conrad.

»Wir haben die meisten Wagen angesteckt — soweit das in der Eile möglich war.«

»Und ihre Besitztümer und Frauen?« fragte Harold.

»Was uns gefiel — an Gütern und Frauen —, haben wir mitgenommen.«

»Das bedeutet Krieg«, sagte ich, »jahrelangen Krieg zwischen den Wagnvölkern.«

»Nein«, sagte Conrad. »Die Paravaci wollen bestimmt ihre Bosks und ihre Frauen zurückhaben, und das läßt sich vielleicht einrichten — gegen einen gewissen Preis.«

»Du bist klug«, sagte Harold.

»Ich glaube nicht, daß sie sich je wieder mit Turia einlassen oder — die Boskherden anderer Wagnvölker überfallen.«

Damit hatte er wahrscheinlich recht. Einige Stunden später waren die letzten Paravaci aus dem Tuchuklager vertrieben. Harold und ich schickten einen Reiter in die Stadt, die Kamchak von unserem Sieg berichten sollte. In langsamerem Tempo folgte ihm je

eine Tausendschaft der Kataii und der Kassars nach, um bei den Vorhaben in der Stadt zu helfen.

Am Morgen sollten die restlichen Krieger unserer Tausendschaften zusammen mit den Resten der Lagerbesatzung die Wagen fortfahren und die Bosks weiterrücken. Schon wurden die Tiere unruhig durch den Geruch der Verwesung ringsum, und es wimmelte im Gras von den winzigen braunen Prärieurts, die sich an den Kadavern gütlich tun wollten. Wir wollten in einigen Pasing Entfernung ein neues Lager aufschlagen. Ob die Wagen von dort nach Turia zurückkehren oder weiter in Richtung Ta-Thassa-Gebirge fahren sollten, war noch nicht entschieden. Harold und mir war klar, daß diese Entscheidung einzig und allein bei Kamchak lag. Die Hauptstreitkräfte der Kataii und der Kassars lagerten getrennt auf der Prärie und sollten am nächsten Morgen zu ihren Völkern zurückkehren. Beide Stämme hatten Reiter ausgetauscht, die in bestimmten Zeitabständen in ihre eigenen Lager zurückkehrten. Beide Lager hatten auch Wachen aufgestellt — auch die Tuchuks. Man hatte vereinbart, daß sich die beiden Völker nur gemeinsam und offen zurückziehen sollten, um jede Möglichkeit auszuschließen, daß einer dem anderen das antat, was die Paravaci den Tuchuks hatten antun wollen. Dieses Verhalten entsprang nicht einem begründeten Mißtrauen, sondern der jahrhundertelangen Kriegstradition dieser Wagnvölker.

Ich selbst wollte so schnell wie möglich nach Turia zurück. Harold erkläre sich einverstanden, im Lager zu bleiben, bis der Kommandant einer Tausendschaft als Ablösung aus der Stadt geschickt werden konnte. Ich dankte ihm sehr dafür — denn ich hatte in den Mauern der Stadt noch etwas Dringendes zu erledigen.

Ich wollte am Morgen losreiten.

In dieser Nacht suchte ich Kamchaks Wagen auf, der zwar ausgeraubt, aber nicht verbrannt worden war.

Von Aphris und Elizabeth war keine Spur zu entdecken; auch der umgestürzte, offene Sleenkäfig war leer. Eine Tuchukfrau erzählte mir, daß die beiden beim Angriff der Paravacis nicht in ihrem Käfig gewesen waren; Aphris hätte sich im Wagen aufgehalten, und die Barbarin — womit Miß Cardwell gemeint war — wäre zu einem anderen Wagen geschickt worden, von dem sie nichts weiter wußte. Nach Angaben der Frau war Aphris in die Hände der Paravaci gefallen — über Elizabeths Schicksal wußte sie nichts. Daß Kamchak Elizabeth zu einem anderen Wagen ge-

schickt hatte, bedeutete wohl einen Verkauf. Ich fragte mich, wer ihr neuer Herr sein mochte, und hoffte um ihretwillen, daß sie gut mit ihm zurechtkam. Vielleicht war sie aber auch bei den Paravaci. Traurig sah ich mich im Inneren von Kamchaks Wagen um. Die Außenhaut war an mehreren Stellen zerrissen; viele Teppiche wiesen Löcher auf, einige fehlten überhaupt. Der Sattel in der Ecke war zerschnitten und die Quivascheiden waren leer. Das feine Holz des Wagens war an vielen Stellen zerkratzt. Gold und Juwelen und kostbare Bestecke und Tassen und Krüge waren gestohlen worden. Ein großer Teil des Weinvorrats fehlte; den Rest hatte man ausgegossen, wobei dunkle Flecke auf Planken und Stoffen zurückgeblieben waren. Überall lagen Scherben herum. Einige weniger wertvolle Gegenstände, an die sich aber allerlei Erinnerungen knüpften, waren noch vorhanden — so eine Messingkelle und ein Kasten mit gelbem turianischen Zucker, den Aphris und Elizabeth benutzt hatten. Ich dachte an die beiden Mädchen und fragte mich, was wohl aus ihnen geworden war, und erschöpft wie ich war, legte ich mich in Kamchaks verwüstetem Wagen zum Schlafen nieder.

24

Turia stand weitgehend unter der Kontrolle der Tuchuks.

Am Morgen nach der Schlacht bei den Wagen war ich auf eine ausgeruhte Kaiila gestiegen und nach Turia geritten. Einige Ahn später stieß ich auf den Wagen, der meinen und Harolds Tarn transportierte. Ich ließ die Kaiila bei den Tuchuks zurück und setzte meinen Weg auf dem Rücken des Vogels fort.

Das Haus Saphrars war noch immer nicht gefallen, ebensowenig der Turm, in dem Ha-Keels Tarnkämpfer hausten. Abgesehen davon gab es nur noch wenig organisierten Widerstand in den hohen weißen Mauern Turias. Ich und Kamchak rechneten jeden Augenblick damit, daß Saphrar mit einem Tarn zu fliehen versuchte, denn jetzt mußte er gemerkt haben, daß der Angriff der Paravaci auf das Tuchuklager nicht zum Rückzug Kamchaks geführt hatte; im Gegenteil — die Belagerer wurden nun noch durch Kataii und Kassars verstärkt, eine Entwicklung, die den Kaufmann entsetzt haben mußte. Der einzige Grund für Saphrars

Zögern konnte nur sein, daß er hier in Turia auf die Ankunft des grauen Mannes wartete, mit dem er die Beschauung der goldenen Kugel vereinbart hatte. Ich redete mir immer wieder ein, daß er ja auch dann noch fliehen konnte, wenn sein Haus von den Tuchuks bereits gestürmt wurde; er konnte sich in die Burg retten und von dort mit einem Tarn aufsteigen und seine Diener und Sklaven der Rache der Tuchuks überlassen.

Ich wußte, daß Kamchak durch Reiterstaffeln in ständiger Verbindung mit den Tuchukwagen stand, und sagte also nichts von der Beraubung seines Wagens und vom möglichen Schicksal Aphris'.

Ich fragte den Tuchuk, warum er angesichts der Möglichkeit, daß die Kataii und Kassars uns nicht helfen würden, Turia nicht schon eher verlassen und mit seiner Hauptstreitmacht ins Lager zurückgekehrt war. »Es war eine Wette mit mir selbst«, sagte er.

»Eine gefährliche Wette«, bemerkte ich.

»Vielleicht«, sagte er. »Aber ich glaube die Kataii und die Kassars zu kennen.«

»Der Gewinn war sehr hoch«, sagte ich.

»Sogar höher, als du denkst«, sagte er.

»Das verstehe ich nicht.«

»Die Wette ist noch nicht ganz ausgetragen«, sagte er, aber er wollte sich nicht weiter darüber auslassen.

Am Tag nach meiner Ankunft in Turia wurde Harold auf seine Bitte als Lagerkommandant abgelöst und kam auf seinem Tarn in den Palast des Phanius Turmus.

In den nun folgenden Tagen waren Harold und ich fast ununterbrochen unterwegs und schliefen nur ab und zu einmal ein paar Stunden. Kamchak schickte uns auf die verschiedensten Missionen — wir fungierten als Verbindungsoffiziere, griffen manchmal in Kämpfe ein, überprüften Stellungen und erkundeten bestimmte Stadtteile. Kamchaks Streitkräfte waren so formiert, daß für die Zivilbevölkerung zwei Fluchtwege durch Tore offenblieben, die unbesetzt waren. Aus bestimmten Stellungen hoch in den Mauern war der Flüchtlingsstrom zu sehen, der die brennende Stadt verließ.

Die Menschen trugen Nahrungsmittel und kleinere Besitztümer bei sich. Es war später Frühling, und das Wetter zeigte sich von seiner guten Seite, obwohl der Regen den Obdachlosen einigen Kummer machte. Auch ließ Kamchak den Turianern Verrherden

und einige turianische Bosks nachschicken, damit sie bei ihrem Exodus nicht verhungerten.

Ich wunderte mich ein wenig über dieses Verhalten, das so gar nicht dem kriegerischen Geist der Wagnenvölker zu entsprechen schien. Als ich ihn danach befragte, antwortete er nur: »Die Wagnenvölker brauchen Turia.«

Ich war sprachlos. Und doch schien mir die Antwort logisch — denn Turia war das Verbindungsglied der Präriebewohner zu den anderen Städten Gors, das Tor, durch das Waren in die Wildnis strömten. Ohne Turia wäre es den Wagnenvölkern zweifellos schlechter gegangen.

»Und«, fuhr Kamchak fort, »die Wagnenvölker brauchen einen gemeinsamen Feind.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Ohne Feind werden sie nie zusammenfinden — und wenn sie nicht zusammenkommen, gehen sie eines Tages unter.«

»Hat das etwas mit der >Wette< zu tun, von der du mir erzählt hast?«

»Vielleicht«, sagte Kamchak.

Trotzdem war ich noch nicht völlig zufriedengestellt, denn nach meiner Auffassung hätte Turia auch überlebt, wenn Kamchaks Streitkräfte beispielsweise weniger Zerstörung angerichtet und nicht so viele Bürger aus der Stadt gelassen hätten. »Ist das wirklich der einzige Grund?« fragte ich.

Er schaute mich ausdruckslos an. »Gewiß hast du noch andere Pflichten, Kommandant«, sagte er knapp.

Ich nickte und verließ den Raum. Ich mußte es noch lernen, einen Tuchuk nicht zu bedrängen, wenn er nicht sprechen wollte. Doch mich verwunderte nun einmal seine Großmut. Er schützte einen gewaltigen Haß auf Turia und die Turianer vor, dabei behandelte er sie mit großer Rücksichtnahme, was einem Tuchuk so gar nicht ähnlich sah — die Gegner blieben am Leben und behielten ihre Freiheit, wenn sie auch als Flüchtlinge außerhalb der Mauern residieren mußten.

Ich verbrachte meine freie Zeit in der Nähe von Saphrars Anwesen. Die Gebäude rings um Saphrars Mauern waren von den Tuchuks befestigt, Stein- und Holzbarrieren in den Straßen errichtet worden, wodurch das ganze Besitztum eingeschlossen war. Ich hatte einige hundert Tuchuks im Gebrauch der Armbrust unterwiesen, von denen uns unzählige Exemplare in die Hände gefallen

waren. Jeder Krieger hatte fünf Armbrüste und vier turianische Sklaven zur Verfügung, die ihm die Waffen wieder spannten und neu luden. Die Krieger postierte ich auf Dächern rings um Saphrars Grundstück. Die Feuergeschwindigkeit der Armbrust ist zwar viel geringer als die eines Bogens, aber ihre Reichweite ist erheblich größer. Da wir nun Armbrüste hatten, fiel es unseren Gegnern nicht mehr so leicht, mit Tarns zu landen oder zu starten — und genau das lag in meiner Absicht. Tatsächlich erlegten meine Armbrustlehrlinge schon am ersten Tag vier Tarns, die sich auf der Burg hatten niederlassen wollen — mehrere Tiere entkamen allerdings. Wenn wir die Armbrüste auf das Grundstück schaffen konnten — etwa auf die Umfassungsmauern —, ließ sich eine Flucht Saphrars durch die Luft wahrscheinlich verhindern. Ich befürchtete natürlich, daß unsere Aktivitäten die Flucht des Kaufmanns nur beschleunigen würden, das war aber nicht der Fall — vielleicht weil er erst durch den Absturz eines sterbenden Tarns auf unsere Absichten aufmerksam wurde.

Harold und ich nahmen im Palast des Phanius Turmus unsere Mahlzeit ein.

»Die meisten Leute sind jetzt aus der Stadt«, sagte Harold.

»Das ist gut«, sagte ich.

»Kamchak schließt die Tore«, fuhr der junge Mann fort, »und dann konzentrieren wir uns auf Saphrars Haus und das Tarnnest Ha-Keels.«

Ich nickte. Nachdem die Stadt nun weitgehend von Verteidigern gesäubert und von der Außenwelt wieder abgeschlossen war, konnte Kamchak seine Streitkräfte gegen Saphrars Haus anrennen lassen, gegen diese Festung innerhalb der Festung. Wie wir vermuteten, hatte Ha-Keel den größten Teil seiner tausend Tarnkämpfer noch bei sich, dazu viele turianische Krieger. Saphrar verfügte hinter seinen Mauern wahrscheinlich über mehr als dreitausend Kämpfer, sowie über unzählige Diener und Sklaven, die ihm bei der Verteidigung helfen konnten.

Als ich mein Boskfleisch gegessen hatte, legte ich mich auf dem Marmorfußboden zurück und starrte zur Decke auf.

»Willst du hier schlafen?« erkundigte sich Harold.

»Das habe ich vor.«

»Aber heute sind einige tausend Bosks von den Wagen gekommen.«

Ich schaute ihn an. »Was hat das mit meiner Lagerstätte zu

tun?« fragte ich. »Willst du etwa auf dem Rücken eines Bosks schlafen — nur weil du ein Tuchuk bist?«

Aber Harold reagierte nicht auf den Stich. »Ein Tuchuk schläft sogar auf den Hörnern eines Bosks, wenn es darauf ankommt, aber nur ein Korobaner legte sich auf einen harten Marmorboden, während er sich auf den weichen Fellen im Wagen eines Kommandanten ausstrecken könnte.«

»Ich verstehe nicht, was du meinst.«

»Das hatte ich auch nicht angenommen.« Harold stand auf, wischte seine Quiva ab und stieß sie wieder in den Gürtel.

»Wohin willst du?« fragte ich.

»Zu meinem Wagen«, sagte er. »Er ist heute mit den Bosks eingetroffen — und zusammen mit zweihundert anderen Wagen, einschließlich deinem.«

Ich stützte mich auf einen Ellbogen. »Ich habe keinen Wagen«, sagte ich.

»Aber natürlich hast du einen«, sagte er. »Ebenso wie ich.«

Ich schaute ihn schweigend an und fragte mich, ob Harold der Tuchuk wieder einen seiner Streiche ausheckte.

»Ich meine es ernst«, sagte er. »In der Nacht, als du und ich nach Turia ritten, ließ Kamchak für jeden von uns einen Wagen vorbereiten — als Belohnung.«

Ich erinnerte mich an diese Nacht — an die lange Reise im unterirdischen Strom, an den Brunnen, an unsere Gefangenschaft, den Gelben See Saphrars, die Vergnügungsgärten, die Tarns — an unsere Flucht.

»Damals wurden unsere Wagen natürlich noch nicht rot angemalt oder mit Beutestücken gefüllt — denn da waren wir noch keine Kommandanten.«

»Wofür aber die Belohnung?« fragte ich.

»Für unseren Mut«, sagte er.

»Weiter nichts?«

»Wofür sonst?«

»Für den Erfolg«, sagte ich. »Du konntest deine Mission erfüllen. Du hast erreicht, was du wolltest. Ich habe mein Ziel nicht erreicht. Ich mußte die goldene Kugel zurücklassen.«

»Aber die goldene Kugel ist wertlos«, sagte Harold. »Das hat mir Kamchak gesagt.«

»Er kennt ihren Wert nicht.«

Harold zuckte die Achseln. »Vielleicht.«

»Du weißt also, daß meine Mission fehlgeschlagen ist.«

»Aber sie ist nicht fehlgeschlagen«, sagte Harold.

»Inwiefern?«

»Für einen Tuchuk ist der Mut das einzige Wichtige — der persönliche Mut — auch wenn alles andere mißglückt.«

»Ich verstehe.«

»Du scheinst dir etwas nicht klar zu machen«, sagte Harold.

»Und das wäre?«

»Daß wir durch unser Eindringen in Turia, durch unsere Flucht mit den Tarns — daß wir beide damit die Mutnarbe errungen haben.«

Ich schwieg. Dann sah ich ihn an. »Aber du trägst die Narbe gar nicht.«

»Es wäre für einen Mann mit Narbe auch recht schwierig gewesen, in die Nähe des turianischen Tors zu kommen, oder?«

»Allerdings«, sagte ich lachend.

»Wenn ich Zeit habe, lasse ich mir die Narbe anbringen — von dem besten Mann aus dem Klan der Narber. Dann sehe ich noch besser aus.«

Ich lächelte.

»Vielleicht sollte ich den Mann für dich gleich mitbestellen?«

»Nein, danke.«

»Dann achten die Leute vielleicht nicht mehr so auf dein Haar.«

»Nein, vielen Dank.«

»Na gut«, sagte Harold. »Es wissen ja sowieso alle, daß du nur Korobaner und kein Tuchuk bist.« Und er fügte ernst hinzu: »Aber du hast trotzdem eine Mutnarbe — nicht alle Männer, die die Mutnarbe haben, tragen diese sichtbar mit sich herum.«

Ich schwieg.

»Also«, fuhr Harold fort. »Ich bin jetzt müde und reite zu meinem Wagen. Ich habe da eine kleine Sklavin, um die ich mich endlich einmal kümmern muß.«

»Ich hatte keine Ahnung, daß ich auch einen Wagen besitze«, sagte ich.

»Das ahnte ich schon, als du die Nacht nach der Schlacht unbequem in Kamchaks Wagen verbrachtest. Ich habe dich damals gesucht, aber ich fand dich nicht. Es wird dich freuen zu hören, daß dein Wagen von den Paravaci verschont wurde, ebenso wie der meine.«

Ich lachte. »Seltsam, daß ich gar nichts davon wußte.«

»Du hättest es längst wissen können«, sagte Harold, »wenn du nicht nach unserer Rückkehr sofort wieder nach Turia geritten wärest — als die Wagen von der Stadt fortzogen. Damals hast du ja nicht mal bei Kamchaks Wagen vorbeigeschaut. Aphris oder jemand anderes hätte dich einweihen können.«

»Aus dem Sleenkäfig?« fragte ich.

»Als wir auf unseren Tarns ins Lager kamen, war sie nicht in ihrem Käfig«, sagte Harold.

»Oh«, bemerkte ich, »das freut mich zu hören.«

»Die kleine Barbarin ebenfalls nicht.«

»Was ist aus ihr geworden?«

»Kamchak hat sie einem Krieger gegeben.«

»Oh«, sagte ich. Mich betrückte diese Nachricht. »Warum hast du mir nichts von meinem Wagen gesagt?«

»Ich hielt es nicht für wichtig.«

Ich runzelte die Stirn.

»Wahrscheinlich lassen sich Korobaner von solchen Dingen eher beeindrucken — ich meine vom Besitz von Wagen und so weiter.«

Ich lächelte. »Harold von den Tuchuks«, sagte ich. »Ich bin jetzt müde.«

»Gehst du denn heute wieder nicht zu deinem Wagen?«

»Ich glaube nicht.«

»Wie du willst. Aber ich habe gehört, daß er recht gut eingerichtet ist — mit Paga und Ka-la-na-Weinen aus Ar und so weiter.«

Turia hatte uns zwar seine Reichtümer und Schätze überlassen müssen — aber viel Paga oder Ka-la-na-Wein war dabei nicht angefallen. Wie ich vielleicht schon erwähnt habe, ziehen die Turianer im allgemeinen schwere süße Weine vor, die ich nicht mag. Als Beuteanteil hatte ich hundertundzehn Flaschen Ka-la-na-Wein aus Tyros, Cos und Ar an mich genommen, die ich jedoch unter meine Armbrustschützen verteilen ließ — bis auf eine Flasche, die Harold und ich vor zwei Tagen geleert hatten. Ich beschloß, die Nacht doch in meinem Wagen zu verbringen. Vor zwei Tagen war es ein Pagaabend geworden, heute war die Zeit reif für ein wenig Ka-la-na, dachte ich mir und freute mich, daß ich einen angemessenen Vorrat im Wagen hatte.

Ich blickte zu Harold auf und grinste. »Vielen Dank«, sagte ich.

»Bitte«, bemerkte Harold, sprang in den Sattel seiner Kaiila, die er an eine Säule gebunden hatte. »Ohne mich findest du aber deinen Wagen nie — und ich halte mich hier nicht länger auf.«

»Warte!« rief ich.

Aber schon galoppierte seine Kaiila aus dem Raum, rutschte über den Teppich des Nachbarzimmers und donnerte einen Korridor entlang — in Richtung Haupteingang.

Knurrend löste ich die Zügel meiner Kaiila, stieg auf und setzte Harold nach. Ich hatte wenig Lust, allein in den Straßen Turias herumzureiten oder zwischen den dunklen Wagen draußen herumfragen zu müssen, um mein Gefährt zu finden. Ich lenkte meine Kaiila die Palaststufen hinab, trabte durch die inneren und äußeren Höfe und galoppierte schließlich auf die Straße hinaus. Die überraschten Wächter versuchten mir einen geziemenden Gruß nachzuschicken.

Wenige Meter weiter zügelte ich meine Kaiila, die wütend auf die Hinterhand stieg. Harold saß in aller Gemütsruhe im Sattel seiner Kaiila und blickte mich tadelnd an.

»Solche Hast ziemt sich nicht für den Kommandanten einer Tausendschaft.«

»Schön«, sagte ich, und wir schlugen in gemütlicher Gangart den Weg zum Haupttor ein.

»Ich fürchtete schon«, sagte ich, »daß ich meinen Wagen ohne dich nicht finden würde.«

»Aber es ist der Wagen eines Kommandanten«, sagte Harold und tat erstaunt. »Jeder hätte dir den Weg weisen können.«

»Daran habe ich nicht gedacht.«

»Das überrascht mich nicht. Du bist ja nur ein Korobaner.«

»Aber vor langer Zeit haben wir die Wagnvölker zurückgeschlagen.«

»Damals war ich nicht dabei«, sagte Harold.

»Das stimmt wohl.«

Wir ritten eine Zeitlang schweigend nebeneinander her.

»Wenn es nicht unter unserer Würde wäre«, sagte ich, »würde ich die Sache jetzt durch ein Rennen zum Haupttor beilegen.«

»Paß auf!« brüllte Harold. »Hinter dir!«

Ich riß meine Kaiila herum und zog das Schwert. Wild sah ich mich um, inspizierte Toreinfahrten, Dächer, Fenster.

»Was denn?« rief ich.

»Dort!« schrie Harold. »Weiter rechts!«

Ich sah nach rechts, konnte aber nur die Backsteinmauer eines Hauses ausmachen.

»Was ist denn da?« fragte ich.

»Eine Hausmauer!«

Ich starrte ihn verständnislos an.

»Ich nehme deine Herausforderung an!« rief er und gab seiner Kaiila die Sporen.

Als ich mein Tier gewendet und die Verfolgung aufgenommen hatte, war er mir bereits ein Viertelpasang voraus, jagte sein Tier über Balken und Abfallhaufen und über noch qualmende Gebäudereste. Am Haupttor überholte ich ihn, und zusammen rasten wir hindurch und zügelten unsere Tiere.

Wir ritten gemächlich ins Lager, und er hob die Hand. »Das dort ist dein Wagen«, sagte er. »Meiner steht ganz in der Nähe.«

Es war ein großer Wagen, der von acht schwarzen Bosks gezogen wurde. Zwei Tuchukkrieger hielten Wache. Neben dem Fahrzeug stand ein Pfosten mit der Standarte der vier Boskhörner. Die Fahnenstange war rot angemalt — die Farbe der Kommandanten. Aus dem Inneren des Wagens drang Licht.

»Ich wünsche dir alles Gute«, sagte Harold.

»Und ich dir«, erwiderte ich.

Die Wächter grüßten uns mit einem dreimaligen Schlag der Lanzen gegen die Schilde.

Wir erwiderten den Gruß, indem wir kurz eine Hand hoben.

»Du hast da eine wirklich schnelle Kaiila«, bemerkte Harold.

»Das Rennen«, sagte ich, »wird vom Reiter entschieden.«

»Naja, ich habe dich ja auch nur knapp geschlagen.«

»Ich dachte, ich hätte gewonnen«, sagte ich.

»Ach, was du nicht sagst!«

»Ja — woher willst du wissen, daß ich dich nicht geschlagen habe?«

»Na ja«, sagte Harold. »Ich weiß es zwar nicht genau — aber es wäre doch unwahrscheinlich — oder nicht?«

»Ja«, sagte ich, »das meine ich auch.«

»Ich weiß tatsächlich nicht, wer gewonnen hat.«

»Ich auch nicht. Vielleicht ist das Rennen unentschieden ausgegangen.«

»Vielleicht — auch wenn mir das unvorstellbar ist. Wollen wir die Kerne einer Tospit raten? Ungerade oder gerade?«

»Nein.«

»Na gut«, sagte er und hob seine rechte Hand. »Bis morgen dann.«

»Bis morgen.«

Ich sah, wie Harold auf seinen Wagen zuritt, in dem wahrscheinlich die kleine Hereena auf ihn wartete.

Am nächsten Morgen würde der Angriff auf das Haus Saphrars und den Turm, in dem Ha-Keel sich verschanzt hatte, beginnen. Vielleicht war es unser letzter Tag.

Ich bemerkte, daß meine Bosks sehr gepflegt wirkten.

Müde gab ich meine Kaiila in die Obhut eines Wächters und stieg in den Wagen.

25

Ich ließ die Plane hinter mir zufallen und blieb verblüfft stehen.

Auf der anderen Seite des Wagens stand jenseits der winzigen Feuerstelle ein Mädchen, das sich hastig nach mir umdrehte. Das Licht einer Tharlarionlampe fiel auf ihr Gesicht.

»Du!« rief sie.

Sie hielt die Hände vor das Gesicht, um den goldenen Nasenring zu verbergen.

Ich sagte nichts, sondern starrte Elizabeth Cardwell nur sprachlos an.

»Du lebst!« sagte sie und begann zu zittern. »Aber du mußt fliehen!«

»Wieso denn?«

»Er wird dich hier entdecken.«

»Wer denn?«

»Mein Herr! Der Besitzer dieses Wagens!« sagte sie weinend.
»Ich kenne ihn noch nicht.«

Plötzlich wurden mir die Knie weich, aber ich rührte mich nicht von der Stelle und ließ mir nichts anmerken. Jetzt wußte ich Bescheid.

»Wo ist denn dein Herr?« fragte ich schließlich.

»Irgendwo in der Stadt — er kann jeden Augenblick kommen.«

»Ich fürchte ihn nicht«, sagte ich.

Sie wandte sich ab.

»Welchen Namen trägst du auf dem Kragen?«

»Man hat ihn mir gezeigt«, sagte sie, »aber ich kann die Zeichen nicht lesen.«

Das stimmte natürlich — sie vermochte die goreanische Sprache zwar zu sprechen, kannte aber das geschriebene Alphabet nicht.

Ich ging um die Feuerstelle herum und näherte mich dem Mädchen.

»Du darfst mich nicht anschauen«, rief sie und wandte sich ab.

Ich griff zu und drehte ihren Kragen herum. Ich sah sofort das Zeichen der vier Boskhörner und das Zeichen der Stadt Ko-ro-ba, gefolgt von der goreanischen Inschrift: »Ich bin Tarl Cabots Mädchen«. Ich rückte den Kragen wieder zurecht und trat einige Schritte zurück.

»Was steht darauf?« fragte sie.

Ich schwieg.

»Wem gehört dieser Wagen?« wollte sie wissen.

Ihre Augen sahen mich furchtsam an. »Wessen Sklavin bin ich?« fragte sie leise.

»Der Wagen gehört mir«, sagte ich.

Sie starrte mich sprachlos an. Das ist nicht möglich!« Der Wagen gehört einem Kommandanten.«

»Ich bin Kommandant einer Tausendschaft.«

Sie schüttelte wie betäubt den Kopf. »Und der Kragen?«

»Darauf steht: >Ich bin Tarl Cabots Mädchen<.«

»Dein Mädchen?«

»Ja«, sagte ich.

Tränen strömten ihr über die Wangen, und sie sank weinend in die Knie.

»Es ist alles vorbei, liebe Elizabeth«, sagte ich. »Du brauchst keine Angst mehr zu haben. Du bist keine Sklavin mehr. Du bist frei, Elizabeth.«

Ich entfernte den Kragen und den Ring.

Sie sank mir in die Arme, und wir küßten uns.

In der Feuchtigkeit und Dunkelheit der goreanischen Nacht warteten die Streitkräfte Kamchaks den Zeitpunkt ab. Sie umlagerten Saphrars Anwesen; hier und dort blitzte eine Waffe im schwachen Licht der Monde, von Zeit zu Zeit war leises Flüstern zu hören.

Kamchak, Harold und ich standen zusammen mit einigen Männern auf dem Dach eines Gebäudes, das den Außenmauern am nächsten lag.

Hinter den Mauern hörten wir von Zeit zu Zeit die Postenrufe der Wachen.

Vor über einer Stunde hatte ich den Wagen des Kommandanten verlassen, von einem meiner Wächter geweckt. Ich hatte Elizabeth schlafen lassen.

Unterwegs war mir Harold begegnet, und wir hatten schnell etwas getrocknetes Boskfleisch gegessen und an einem der zahlreichen Versorgungswagen in der Stadt unseren Durst gestillt.

Die Tarns, die Harold und ich vor einigen Tagen aus Saphrars Burg gestohlen hatten, waren in die Stadt gebracht worden und standen in der Nähe bereit, denn man hielt es für möglich, daß sie gebraucht wurden — wenn auch nur für Nachrichtenzwecke. Auch hatte man Hunderte von Kaiila in die Mauern Turias gebracht.

Ich hörte Kaugeräusche neben mir und sah, daß sich Harold noch immer mit einem Streifen Boskfleisch beschäftigte. »Es ist fast Morgen«, murmelte er mit vollem Mund.

Ich sah, wie sich Kamchak vorbeugte und die Hände auf die Dachmauer stützte. Er wirkte seltsam gebeugt in der Dunkelheit. Er hatte sich seit einer Viertel-Ahn nicht mehr gerührt. Er wartete auf den Anbruch der Morgendämmerung.

»Ich würde vorschlagen«, sagte Harold, »zuerst die Tarnkavallerie über die Mauern zu schicken, und ihr dabei mit Tausenden von Pfeilen Deckung zu geben. In einer zweiten Welle würde ich dann Dutzende von Kriegern mit Seilen auf den Dächern der wichtigsten Gebäude absetzen.«

»Aber wir haben keine Tarnkavallerie«, wandte ich ein.

»Das ist der Nachteil meines Vorschlags.«

Ich schloß kurz die Augen und starrte wieder zu den düsteren Befestigungsanlagen hinüber. Schließlich wandte ich mich an den Kommandanten einer Hundertschaft neben mir, der meine Armbrustschützen befehligte. »Sind irgendwelche Tarns drüben gestartet oder gelandet?«

»Nein«, sagte der Mann.

»Bist du sicher?«

»Es war Mondlicht. Wir haben nichts gesehen.« Er sah mich an. »Nach meiner Schätzung befinden sich drei oder vier Tarns innerhalb der Befestigungen.«

»Die dürfen unter keinen Umständen entkommen.«

»Wir werden uns Mühe geben«, sagte er.

Im Osten wurde es heller. Ich machte einen tiefen Atemzug.

Kamchak hatte sich noch immer nicht gerührt.

»Da — ein Tarn!« rief plötzlich einer der Männer.

Ein winziger Fleck war am Himmel erschienen — ein Tarn, der mit voller Geschwindigkeit auf Saphrars Anwesen zuhielt. Er kam anscheinend aus der Richtung des Turms, den Ha-Keels Männer besetzt hielten.

»Achtung — Armbrüste fertigmachen!« rief ich.

»Nein«, befahl Kamchak. »Laßt das Tier landen.«

Die Männer schossen nicht, und der Tarn setzte mit präzisen Flügelschlägen zur Landung an und ging auf die Spitze der Burg nieder.

»Nun kann Saphrar vielleicht entkommen«, sagte ich.

»Nein«, erwiderte Kamchak. »Für Saphrar gibt es kein Entkommen. Sein Blut gehört mir.«

»Wer ist der Reiter?« fragte ich weiter.

Ha-Keel, der Söldner«, sagte Kamchak. »Er will mit Saphrar verhandeln — aber welche Bedingungen der Kaufmann auch anbietet, ich kann ihn überbieten, denn ich habe alles Gold und alle Frauen der Stadt zur Verfügung, und bis Sonnenuntergang habe ich auch Saphrars Armee auf unsere Seite gezogen.«

»Aber die Tarnkämpfer können uns entscheidend schlagen«, sagte ich warnend.

Harold lachte leise. »Die tausend Tarnreiter Ha-Keels haben heute morgen die Stadt verlassen und sind nach Port Kar geflogen. Der Turm ist verlassen.«

»Aber wieso ...?«

»Sie wurden gut bezahlt. Mit turianischem Gold, wovon wir wirklich ausreichend haben.«

»Dann ist Saphrar ja allein«, sagte ich.

»Seine Lage ist schlimmer als er ahnt. Du wirst sehen«, orakelte Harold.

Nun wurde es langsam heller, und ich konnte die Gesichter der Kämpfer unten auf der Straße erkennen. Einige trugen Strickleitern mit Metallhaken an den Enden, andere Sturmleitern. Der Angriff auf die Festung schien unmittelbar bevorzustehen. Das Haus Saphrars war von Tausenden von Soldaten umzingelt.

Wir waren den Verteidigern zahlenmäßig etwa zwanzig zu eins überlegen. Der Kampf würde hart werden, aber am Ergebnis konnte kein Zweifel bestehen — besonders nachdem die Tarnkämpfer Ha-Keels die Stadt verlassen hatten, die Satteltaschen ihrer Tarns schwer von turianischem Gold.

Nun ergriff Kamchak wieder das Wort. »Ich habe lange auf das

Blut Saphrars gewartet«, sagte er. Er hob die Hand, und ein Mann in seiner Nähe stieg auf die Dachmauer und stieß in sein Boskhorn.

Ich hielt dies für das Signal, daß der Angriff beginnen möge. Aber niemand rührte sich.

Zu meiner Verblüffung öffnete sich vielmehr ein Tor des Anwesens, und mehrere Soldaten, die Waffen gezogen, schwere Beutel schleppend, traten vorsichtig heraus. Sie bildeten unten auf der Straße eine Reihe, von den Tuchukkriegern mit verächtlichen Blicken gemustert. Nacheinander nahmen sie an einem langen Tisch Aufstellung, auf dem viele Waagen aufgebaut waren. Jedem Manne wurden zehn goreanische Kilo Gold abgewogen. Die Männer ließen ihren Schatz in den Beuteln verschwinden und eilten durch eine Gasse fort, die von Tuchukkriegern gebildet wurde. Von ihnen wurden sie bis vor die Stadt geleitet. Zehn goreanische Kilo entsprechen etwa fünfzehn irdischen Kilo und in Gold stellt dieses Gewicht ein Vermögen dar.

Ich war sprachlos, und begann zu zittern. Der Zug nahm kein Ende — viele hundert Männer wanderten langsam unter uns vorbei.

»Ich ... ich verstehe das nicht«, wandte ich mich schließlich an Kamchak.

Er blickte geradeaus, starrte zur stillen Festung des Kaufmanns hinüber. »Saphrar aus Turia soll am Golde sterben«, sagte er.

Erst jetzt begriff ich die Tiefe des Hasses, den Kamchak für Saphrar empfinden mußte.

Mann um Mann, Kilo um Kilo Gold starb Saphrar. Seine Mauern und Befestigungen wurden ihm stückweise genommen, rannen ihm durch die Finger. Sein Gold vermochte nicht die Herzen der Männer zu kaufen. Kamchak hielt sich mit der Grausamkeit des Tuchuks im Hintergrund und kaufte Münze um Münze, Stück um Stück seinen Gegner aus.

Ein- oder zweimal hörte ich Schwertergeklirr hinter den Mauern; vielleicht wollten einige Saphrar ergebene Männer den Auszug von Bestochenen verhindern, aber diese Scharmützel schienen keinen Einfluß zu haben, da der Exodus seinen Fortgang nahm. Ich sah sogar einige Sklaven das Grundstück verlassen — und sie erhielten die gleiche Menge Gold — wohl um die freien Männer, die die Bestechungssumme nahmen, um so mehr zu erniedrigen. Saphrars Macht hatte stets auf der Verlockung des Goldes basiert — eine Politik, die ihn jetzt das Leben kostete.

Auf Kamchaks Gesicht zeigte sich keine Regung.

Endlich — vielleicht eine Ahn nach Sonnenaufgang — kamen keine Männer mehr aus dem Tor, das weit offenstand.

Nun verließ Kamchak das Dach und bestieg seine Kaiila. Langsam ritt er auf das Haupttor des Anwesens zu. Harold und ich begleiteten ihn zu Fuß, gefolgt von mehreren Kriegern. Rechts von Kamchak schritt ein Sleenmeister, der zwei der bösartigen Raubtiere an Ketten mitführte.

Um Kamchaks Sattelknopf waren mehrere Goldsäcke gebunden, die jeweils zehn goreanische Kilo schwer waren. Dahinter folgten einige turianische Sklaven, zu denen auch Kamras, der Erste Kämpfer der Stadt, und der Administrator Phanius Turmus gehörten; sie schlepten weitere Geldsäcke.

Das Grundstück jenseits der Mauern schien verlassen zu sein; auf den Mauern zeigte sich kein Mann. Die frei Fläche zwischen den Mauern und den ersten Gebäuden war leer.

Kamchak zügelte seine Kaiila und sah sich um; der Blick seiner dunklen, brennenden Augen wanderte langsam über Dächer und Fenster.

Dann spornte er sein Tier an und näherte sich dem Haupteingang der Gebäude. Zwei Krieger tauchten auf, die offenbar Widerstand leisten wollten. Hinter ihnen entdeckte ich zu meiner Überraschung eine in Weiß und Gold gekleidete Gestalt, die einen in ein purpurnes Tuch geschlagenen Gegenstand in den Armen hielt. Saphrar!

Die beiden Wächter zogen ihre Waffen.

Kamchak zügelte seine Kaiila.

Hinter mir hörte ich Hunderte von Leitern und Seilhaken gegen die Mauern schlagen, und als ich mich umwandte, sah ich, wie unzählige Männer über die Schutzwälle und durch die offenen Tore in die verlassene Festung strömten.

Kamchak sagte: »Kamchak von den Tuchuks, dessen Vater Kutaituchik von Saphrar aus Turia getötet wurde, möchte Saphrar aus Turia sprechen!«

»Werft eure Speere!« kreischte Saphrar aus dem Hintergrund.

Die beiden Männer zögerten.

»Übermittelt Saphrar aus Turia meine Grüße«, sagte Kamchak ruhig.

Einer der Wächter wandte sich mit starren Bewegungen um.

»Kamchak von den Tuchuks«, sagte er, »entbietet Saphrar aus Turia seinen Gruß.«

»Tötet ihn!« forderte Saphrar. »Tötet ihn!«

Stumm nahm ein Dutzend Bogenschützen der Tuchuks Aufstellung und hob die Waffen. Kamchak löste wortlos zwei Beutel Gold von seinem Sattel und warf sie neben seinem Tier zu Boden.

»Kämpft!« kreischte Saphrar außer sich.

Die beiden Wächter kamen zögernd näher, nahmen je einen Beutel auf und flohen zwischen den Tuchuks hindurch auf die Straße.

»Sleen!« zischte Saphrar, machte kehrt und verschwand wieder seinem Palast.

Ohne sich zu beeilen, lenkte Kamchak seine Kaiila die Vortreppe hinauf und in die Vorhalle des Haupthauses. Hier sah er sich um, ritt über die breite Marmortreppe und nahm in aller Ruhe die Verfolgung des entsetzten Saphrar auf.

Immer wieder stießen wir auf Wächter — doch sobald Saphrar hinter ihnen Schutz suchte, ließ ihnen Kamchak Gold hinwerfen, das sie mit schnellem Griff an sich brachten, um damit zu verschwinden. Saphrar, schweratmend, den schweren Gegenstand im Arm, eilte weiter. Er verschloß Türen hinter sich, die jedoch eingeschlagen wurden. Er warf Möbelstücke die Treppen hinab, doch wir ließen uns nicht aufhalten. Die Jagd führte von Raum zu Raum, durch einen Saal nach dem anderen. Wir passierten den großen Bankettsaal, wo uns der Kaufmann vor langer Zeit bewirtet hatte, und kamen durch Küchen- und Vorratsräume schließlich in die Privatgemächer Saphrars. Hier schien unsere Mission plötzlich zu Ende zu sein, denn Saphrar war verschwunden, aber Kamchak zeigte keinerlei Unruhe.

Er stieg ab, nahm ein Kleidungsstück von einem Hocker und hielt es den beiden Jagdsleen vor die Schnauzen. »Sucht!« sagte er.

Die beiden Sleen schienen den Duft des Stoffes einzusaugen und begannen zu zittern. Ihre Köpfe zuckten hin und her. Gleich darauf näherten sie sich einer Wand, sprangen sie an und begannen zu wimmern und zu zischen.

»Brecht durch!« befahl Kamchak.

Wenige Sekunden später zeigte sich hinter der dünnen Trennwand ein dunkler Tunnel.

Kamchak gab seine Kaiila nun in die Obhut eines Untergebenen, ließ sich eine Fackel geben und stieg hinter den schnauben-

den Sleen in den Tunnel, gefolgt von Harold und mir und den übrigen Männern. Die Sleen hatten keine Mühe, Saphrars Spur durch die Gänge zu folgen, die sich oft verzweigten.

Einmal blieb Kamchak stehen und verlangte nach Planken. Auf etwa drei Metern Breite fehlte der Fußboden, der zurückgeklappt zu sein schien. Harold warf einen Stein in die Öffnung, und es dauerte etwa zehn Sekunden, ehe er auf Wasser aufschlug.

Kamchak schien die Verzögerung nicht weiter zu stören. Mit untergeschlagenen Beinen saß er reglos vor der Öffnung, bis die Planken gebracht wurden; dann gingen er und die Sleen als erste hinüber. Dann wieder rief er uns eine Warnung zu und verlangte nach einer Lanze, mit der er einen Fallstrick in der Passage auslöste. Vier Speere zuckten aus den Wänden und verschwanden in kleinen Öffnungen an der gegenüberliegenden Tunnelwand. Kamchak trat mit dem Stiefel die Sperrschäfte entzwei und machte den Weg wieder frei.

Schließlich erreichten wir einen großen Audienzsaal mit Dachkuppel. In diesem Raum waren Harold und ich verhört worden.

Vier Personen warteten auf uns.

Auf dem Ehrenplatz saß der hagere, narbige Tarnsöldner des Kaufmanns Saphrar, Ha-Keel. Er war damit beschäftigt, seine Schwertklinge einzuölen.

Vor der Plattform trippelte Saphrar auf und ab; er umklammerte das purpurne Objekt. Er wurde beobachtet von dem Paravaci, der noch immer die Maske des Klans der Folterer trug und in Saphrars Gesellschaft gewesen war, als ich in den Gelben See springen mußte.

Ich hörte Harolds erfreuten Ruf, als er den Mann erblickte und der Paravaci fuhr mit gezückter Quiva herum. Der vierte Mann war jung und hatte dunkles Haar, ein einfacher Soldat, knapp zwanzig Jahre alt. Er trug die rote Robe eines Kriegers. Er stellte sich zwischen uns und die anderen.

Kamchak musterte ihn. »Stör uns nicht, Junge. Hier haben Männer miteinander zu reden.«

»Tritt zurück, Tuchuk!« forderte der Jüngling ihn auf und zog sein Schwert.

Kamchak gab ein Zeichen, daß dem Soldaten ein Sack Gold hingeworfen werden sollte. Doch der Krieger rührte sich nicht. Kamchak warf ihm einen zweiten Sack Gold vor die Füße und schließlich einen dritten.

»Ich bin Krieger«, sagte der junge Mann stolz. »Du kennst unseren Kodex.«

»Wie du willst«, sagte Kamchak und gab seinen Bogenschützen ein Zeichen.

Mit einem turianischen Kriegsschrei stürzte sich der junge Mann auf den Häuptling der Tuchuks, wurde jedoch im nächsten Augenblick von einem Dutzend Pfeilen durchbohrt.

Er sank wimmernd zu Boden. Zu meiner Verblüffung bemerkte ich, daß ihn die Pfeile nur an Armen und Beinen getroffen hatten — was bestimmt kein Zufall war.

Kamchak wandte sich an einen Krieger hinter sich. »Laß seine Wunden verbinden, damit er überlebt. Dann soll er ins Lager gebracht werden. Steckt ihn in das Lederwams eines Tuchuks und bildet ihn an unseren Waffen aus. Wir brauchen Männer wie ihn bei den Wagen.«

Ich sah den verblüfften Blick des jungen Mannes, als er hinausgetragen wurde.

Kamchak drehte sich um und musterte die anderen drei Männer, den ruhigen Ha-Keel, den nervösen Saphrar und den großen Paravaci.

»Der Paravaci gehört mir!« rief Harold.

Der Mann wandte sich ärgerlich in seine Richtung, doch er blieb, wo er war, und hielt seine Quiva in der Hand.

Harold sprang vor. »Kämpfen wir!«

Auf ein Zeichen Kamchaks zog sich der junge Tuchuk wut-schnaubend zurück.

»Kommt nicht näher!« rief Saphrar nervös, »oder ich vernichte die goldene Kugel!« Er zerrte das purpurne Tuch auseinander und enthüllte die goldene Kugel, die er im Arm gehalten hatte. Er hob das Gebilde über den Kopf. Mein Herz stockte. Ich streckte den Arm aus und berührte Kamchak am Arm.

»Das darf er nicht«, flüsterte ich.

»Warum nicht?« fragte Kamchak. »Das Ding ist wertlos.«

»Bleibt stehen!« kreischte Saphrar.

»Verstehst du mich nicht?« brüllte ich Kamchak an.

In Saphrars Augen blitzte es auf. »Hört auf den Korobaner!« sagte er. »Er weiß Bescheid! *Er weiß Bescheid!*«

»Macht das wirklich einen Unterschied«, wollte Kamchak wissen, »ob er die Kugel zerschmettert oder nicht?«

»Ja — auf Gor gibt es nichts Wertvolleres, sie ist vielleicht wertvoller als der ganze Planet!«

»Hört auf ihn!« schrie Saphrar. »Wenn ihr auch nur einen Schritt näherkommt, vernichte ich die Kugel!«

»Ihr darf nichts geschehen!« flehte ich.

»Warum?« fragte Kamchak.

Ich schwieg. Ich wußte nicht, wie ich ihm die Umstände erklären sollte.

Kamchak wandte sich an Saphrar. »Was hast du da überhaupt?« fragte er.

»Die goldene Kugel!«

»Aber was ist das — die goldene Kugel?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Saphrar, »aber ich weiß, daß es Männer gibt, die ein Vermögen dafür ausgeben, und ...«

»Ich«, sagte Kamchak, »würde dir nicht einmal eine kupferne Tarnmünze dafür zahlen.«

»Hört auf den Korobaner!« beharrte Saphrar.

»Die Kugel darf nicht zu Schaden kommen«, sagte ich.

»Warum?« fragte Kamchak noch einmal.

»Weil ... sie ist der letzte Samenkern der Priesterkönige, ein Ei, ein Kind ... die einzige Hoffnung der Priesterkönige, für sie alle ... für diese Welt, für das Universum!«

Die Männer ringsum murmelten überrascht, Saphrars Augen schienen aus ihren Höhlen zu treten. Ha-Keel blickte plötzlich auf und hatte sein Schwert ganz vergessen. Der Paravaci musterte Saphrar.

»Das glaube ich nicht«, sagte Kamchak. »Ich halte das Ding für ziemlich wertlos.«

»Nein — *bitte!*« sagte ich.

»Du bist doch nur wegen der goldenen Kugel zu den Wagenvölkern gekommen, nicht wahr?« fragte Kamchak.

»Ja«, sagte ich zögernd.

Die Männer ringsum sahen mich erstaunt und zum Teil feindselig an.

»Du hättest sie gestohlen — wie Saphrar?«

»Ja«, sagte ich. »Aber nicht wie Saphrar. Ich hätte Kutaituchik nicht getötet.«

»Warum hättest du das getan?«

»Um das Ei ins Sardargebirge zurückzubringen.«

»Nicht um es selbst zu behalten oder Reichtum damit zu erlangen?«

»Nein«, sagte ich,

»Ich glaube dir«, sagte Kamchak und sah mich offen an. »Wir wußten, daß eines Tages jemand aus dem Sardargebirge kommen würde. Wir wußten aber nicht, daß du dieser Mann sein würdest.«

»Ich wußte es auch nicht«, sagte ich.

Kamchak musterte den Kaufmann. »Willst du dir mit der goldenen Kugel dein Leben erkaufen?« fragte er.

»Wenn nötig — ja!« sagte Saphrar.

»Aber ich will die Kugel nicht«, erwiderte Kamchak grimmig. »Ich will dich!«

Saphrar erbleichte und hielt das Ei wieder über seinen Kopf.

Ich war froh, als Kamchak seinen Bogenschützen ein Zeichen gab, nicht zu schießen. Er winkte sie und seine anderen Männer einige Meter zurück — nur Harold und ich blieben neben ihm stehen.

Der Paravaci wandte sich an Ha-Keel, der nun sein Schwert in die Scheide gesteckt hatte und aufgestanden war. »Du hast einen Tarn«, sagte der Paravaci. »Nimm mich mit. Ich kann dir die Hälfte des Reichtums der Paravaci versprechen — Bosks und Gold, Frauen und Wagen!«

Ha-Keel sagte ruhig: »Was du mir bieten könntest, dürfte nicht halb soviel wert sein wie die goldene Kugel. Und die gehört Saphrar!«

»Du kannst mich doch nicht hierlassen!« rief der Paravaci.

»Du bist überboten«, sagte Ha-Keel gelangweilt.

Der Paravaci erstarrte und fuhr herum. Er stürzte sich auf Saphrar. »Dann will ich die Kugel haben!« schrie er.

Saphrar versuchte verzweifelt das Gleichgewicht zu wahren.

Ich hätte mich in den Kampf gestürzt, wenn mich Kamchak nicht zurückgehalten hätte.

»Der goldenen Kugel darf nichts geschehen!« brüllte ich.

Der Paravaci war natürlich viel stärker als der kleine dicke Kaufmann und hatte die Kugel schnell an sich gebracht. Doch Saphrar begann wie wahnsinnig zu kreischen und biß dem Krieger in den Unterarm; seine beiden Goldzähne sanken tief in das Fleisch des Mannes. Der Paravaci schrie entsetzt auf, erschauerte, und die goldene Kugel fiel ihm, aus der Hand und wurde einige Meter weit fortgeschleudert.

Ein Entsetzensschrei kam über meine Lippen. Tränen schossen mir in die Augen, als ich mich über das zerschmetterte Ei beugte. Meine Mission war vergebens gewesen! Die Priesterkönige würden sterben! Gor und womöglich auch die Erde würden in die Hände der Unbekannten fallen, wer immer sie sein mochten.

Ich merkte kaum, wie sich der Paravaci neben mir stöhnend auf dem Boden wand und langsam an dem Gift aus Saphrars Zähnen starb.

Kamchak trat neben den Mann und riß ihm die Maske vom Gesicht, das sich verfärbt hatte und zu einer Fratze verzogen war.

Ich hörte Harold verblüfft sagen: »Das ist ja Tolnus!«

»Natürlich«, sagte Kamchak. »Der Mann mußte Ubar der Paravaci sein; wer sonst hätte dieses Volk in den Krieg gegen uns schicken können, wer sonst hätte einem Tarnsöldner die Hälfte der Besitztümer der Paravaci versprechen können?«

Ich hörte diese Unterhaltung wie aus weiter Ferne mit. Ich erinnerte mich an Tolnus; er war einer der vier Ubar der Wagnvölker gewesen, denen ich am ersten Tag auf der Ebene begegnet war.

Kamchak beugte sich zu dem Sterbenden hinab und riß ihm die kostbare Juwelenkette vom Hals. Er warf sie einem seiner Männer zu. »Gib dies den Paravaci«, sagte er, »Damit sie sich ihre Bosks und ihre Frauen von den Katai und Kassars zurückkaufen können.«

Ich merkte von diesen Vorgängen kaum etwas, denn der Kummer hatte mich überwältigt. Ich weinte, ohne mich zu schämen.

Es ging mir nicht nur darum, daß ich versagt hatte, daß das, worum ich gekämpft hatte, vergangen und vernichtet war. Es ging nicht um den Krieg der Priesterkönige, in dem ich eine wichtige Rolle gespielt hatte, auch nicht um das Leben meines Freundes Misk und um das Schicksal der Erde und der Gegenerde, die jetzt den geheimnisvollen Unbekannten zufallen mochten — nein, mich betrübt jenes Wesen, das mit diesem Ei vernichtet worden war, das unschuldige Opfer von Intrigen, die sich schon jahrhundertlang hinzogen und die nun ganze Welten miteinander in Konflikt brachten. Es hatte nichts getan, womit es ein solches Schicksal verdient hätte, dieses Kind der Priesterkönige — so konnte man sagen — dieses Wesen, das eine neue Nestmutter hätte werden können.

Wie aus weiter Ferne hörte ich jemand sagen: »Saphrar und Ha-Keel sind geflohen!«

Über mir sagte Kamchak: »Laßt die Sleen frei. Sie sollen jagen.«

Ich hörte, wie die Tiere von den Ketten losgemacht wurden und wie sie mit blitzenden Augen davonrasten.

Jetzt hätte ich nicht mit Saphrar aus Turia tauschen mögen.

»Sei stark, Krieger aus Ko-ro-ba«, sagte Kamchak teilnahmsvoll.

»Du verstehst mich nicht, mein Freund«, sagte ich schluchzend.

Die Tuchuks standen reglos neben mir, der Sleenmeister etwas im Hintergrund, die Halteketten für die Tiere noch in der Hand. An der Tür warteten die Sklaven mit ihrer Goldlast.

Mir wehte plötzlich ein merkwürdiger Gestank in die Nase, ein Verwesungsgeruch, der von den Bruchstücken der goldenen Kugel ausging.

»Pfui Teufel, stinkt das Ding!« sagte Harold und kniete mit angewidertem Gesichtsausdruck nieder und betastete die lederartigen Bruchstücke und einige der goldenen Schalenreste. Er rieb ein Stück zwischen Daumen und Zeigefinger.

Ich hatte den Kopf gesenkt; mir war alles egal.

»Hast du dir das goldene Ei einmal genau angesehen?« fragte Kamchak.

»Dazu hatte ich nie Gelegenheit«, sagte ich.

»Dann tu's jetzt.«

Ich schüttelte den Kopf.

»Schau«, sagte Harold und hielt mir seine Hand unter die Nase. An seinen Fingern leuchtete Goldfarbe.

»Das ist Farbe«, sagte er.

»Farbe?« fragte ich verständnislos.

Harold beugte sich vor und zog aus den Resten des Eis einen eingeschrumpften, halb verwesenen Tharlarionembryo.

»Ich sagte dir doch«, bemerkte Kamchak freundlich, »daß das Ei wertlos ist.«

Ich rappelte mich auf und starrte auf die Reste des Eis hinab.

»Das ist nicht das Ei der Priesterkönige«, fuhr Kamchak fort. »Glaubst du wirklich, wir würden unsre Gegner wissen lassen, wo sich solch ein wertvolles Ding befindet?«

Ich sah Kamchak an. Mir standen Tränen in den Augen.

Plötzlich hörten wir aus weiter Ferne einen schrillen Schrei und das Fauchen der beiden Sleans.

»Es ist vorbei«, sagte Kamchak.

Er wandte sich in die Richtung, aus der die Schreie kamen. Er ging ohne Hast. Wir folgten ihm.

Schließlich erreichten wir das Ufer des Gelben Sees von Turia. Auf der Marmorkante tobten die beiden Jagdsleen hin und her; sie zischten und fauchten und warfen ab und zu verzweifelt die Köpfe hoch und heulten. Ihre blitzenden Augen waren auf die Gestalt Saphrars aus Turia gerichtet, der wimmernd in der Masse des Sees stand. Seine Finger fuhren durch die Luft, als versuchten sie im Nichts Halt zu finden, als wollte er nach den Ranken greifen, die fünf Meter über ihm hingen.

Er versuchte sich in der schimmernden, funkelnden Substanz des Sees zu bewegen, kam jedoch nicht von der Stelle.

Sein dickes Gesicht war in Schweiß gebadet. Ihn umschwammen leuchtend weiße Kugeln, die ihn vielleicht beobachteten, ihn einkreisten. Die goldenen Tropfen, die Saphrar anstelle der Augenbrauen trug, fielen unbemerkt in die Flüssigkeit, die langsam an ihm emporstieg. Unter der Oberfläche ließ sich erkennen, daß seine Robe an verschiedenen Stellen bereits zerfressen war; wahrscheinlich drangen die Säfte des unheimlichen Seewesens bereits in seine Haut ein, nährten sich von seinem Körper.

»Senkt die Ranken!« flehte Saphrar. Er warf den Kopf zurück und begann wie verrückt an seinen Schultern und Armen zu kratzen. Schließlich streckte er Kamchak die Hände entgegen.

»Denk an Kutaituchik«, sagte dieser nur.

Saphrar schrie vor Schmerzen auf. Unter Wasser bemerkte ich eine Bewegung und entdeckte mehrere weiße Stränge, die seine Beine umschlossen und ihn unter die Oberfläche ziehen wollten.

Saphrar begann die verhärtete Masse ringsum mit den Fäusten zu bearbeiten, um ein weiteres Einsinken zu verhindern. Die Augen quollen ihm aus dem Kopf.

»Das Ei«, sagte Kamchak laut, »war das Ei eines Tharlarion. Es war wertlos.«

Der Kaufmann schien zusammenzusacken und versank langsam in der gallertartigen Flut. Einige Blasen zerplatzten träge an der Oberfläche. Schließlich verschwand der Kopf, und nur noch die Hände des Mannes waren zu sehen, hochgereckt, als wollte er nach den rettenden Ranken greifen.

Schließlich war es vorbei. Wir standen schweigend und starrten auf die ruhige Oberfläche des »Sees«.

»Bringt eine Fackel«, befahl Kamchak schließlich.

Er starrte in die lebendige schimmernde Flüssigkeit des Gelben Sees.

»Es war Saphrar aus Turia, der meinen Vater mit den Kanda-ketten bekannt machte. Er hat meinen Vater also zweimal ge-tötet.«

Die Fackel wurde gebracht, und der See begann plötzlich seinen Dampf in schnellerem Rhythmus abzugeben. Seine Oberfläche geriet in Bewegung, schien sich von unserer Seite zurückzuziehen. Die seltsamen Stränge unter der Oberfläche zuckten nervös hin und her.

Kamchak nahm die Fackel und warf sie in die Mitte des Sees.

Plötzlich explodierte der See in Flammen, und wir alle hoben schützend die Arme vor die Gesichter und zogen uns einige Meter zurück. Im Becken begann es zu dröhnen, zu zischen und zu blub-bern, und die Flammen loderten hoch auf. Auch die Ranken fingen Feuer. Das lebendige Seewesen versuchte, alle Flüssigkeit abzu-stoßen und sich vor der Gewalt der Flammen durch Bildung einer harten Kapsel zu schützen — aber die Flammen sprengten die Schutzhaut, und wieder war das ganze Becken voller züngelnder Flammen, immer wieder wurden Brocken in die Höhe geschleu-dert.

Über eine Stunde brannte das Feuer — und schließlich war das Becken leer und an vielen Stellen verkohlt, nur einige geschwärzte Knochen und Tropfen geschmolzenes Gold blieben zurück.

»Kutaituchik ist gerächt«, sagte Kamchak und wandte sich zum Gehen.

Vor dem Anwesen Saphrars, das nun in Flammen stand, bestiegen wir unsere Kaiila, um in das Wagenlager vor den Toren der Stadt zurückzukehren.

Ein Mann näherte sich Kamchak. »Der Tarnkämpfer«, berich-tete er, »ist geflohen. Wir haben befehlsgemäß nicht auf ihn ge-schossen, da er Saphrar nicht bei sich hatte.«

Kamchak nickte. »Ich habe keinen Hader mit dem Söldner Ha-Keel«, sagte er und wandte sich an mich. »Du aber wirst ihm viel-leicht noch einmal begegnen, nachdem er nun weiß, worum es hier geht. Saphrar ist tot, und seine Hintermänner brauchen einen neuen Helfershelfer. Vielleicht siehst du diesen Mann schneller wieder, als du jetzt glaubst.« Kamchak grinste mich an — das erste Lächeln seit dem Tod seines Vaters. »Es heißt, das Schwert Ha-Keels ist kaum weniger schnell als das von Pa-Kur, des Führers der Meuchelmörder.«

»Pa-Kur ist tot«, erwiderte ich. »Er kam bei der Belagerung Ars ums Leben.«

»Hast du die Leiche gesehen?«

»Nein«, sagte ich.

Kamchak lächelte. Tarl Cabot, ich glaube, du gäbst nie einen richtigen Tuchuk ab.«

»Wieso?«

»Du bist zu vertrauensselig.«

»Pa-Kur wurde auf dem Justizzylinder Ars besiegt, und um der Gefangenschaft zu entgehen, stürzte er sich über den Rand in die Tiefe. Ich glaube nicht, daß er fliegen konnte.«

»Hat man die Leiche gefunden?« fragte Kamchak noch einmal.

»Nein«, sagte ich. »Aber was heißt das schon?«

»Einem Tuchuk würde das etwas ausmachen«, sagte Kamchak.

»Ihr Tuchuks seid eben ein mißtrauischer Haufen«, antwortete ich ärgerlich. »Wahrscheinlich wurde der Tote von der aufgebrachten Menge in Stücke gerissen.«

»Dann sieht es also so aus, als sei er tot?«

»Sicher.«

»Hoffen wir, daß es stimmt«, sagte Kamchak. »Um deinetwillen.«

Wir wendeten unsere Kaiila und ritten aus der Stadt. Eine Unterhaltung kam nicht mehr auf, aber zum erstenmal seit vielen Wochen piffte Kamchak leise vor sich hin. Einmal wandte er sich an Harold. »Ich glaube, wir sollten ein paar Tage auf Tumitjagd gehen«, bemerkte er.

»Das würde mir Spaß machen«, erwiderte Harold.

»Willst du mitkommen?« fragte mich Kamchak.

»Ich glaube, ich werde die Wagen bald verlassen, denn ich habe meine Mission für die Priesterkönige nicht erfüllen können«, sagte ich.

»Was war das für eine Mission?« fragte Kamchak unschuldig.

»Ich sollte das letzte Ei der Priesterkönige finden«, sagte ich etwas gereizt, »und es ins Sardargebirge zurückbringen.«

»Warum erledigen die Priesterkönige solche Dinge nicht selbst?« fragte Harold.

»Sie vertragen die Sonne nicht«, sagte ich. »Sie unterscheiden sich sehr von den Menschen. Und wenn ein Mensch sie sähe« könnte er Angst vor ihnen bekommen und sie töten wollen. Dadurch käme das Ei in große Gefahr.«

»Eines Tages«, sagte Harold, »mußt du mir von den Priesterkönigen erzählen.«

»Sehr gern«, erwiderte ich.

»Ich dachte mir gleich, daß du der Mann bist«, warf Kamchak ein.

»Welcher Mann?«

»Der Mann, den mir die beiden Fremden ankündigten — die Männer, die damals das Ei brachten.«

»Die beiden sind tot. Ihre Städte haben einen Krieg gegeneinander geführt, und sie sind auf dem Schlachtfeld umgekommen.«

»Das tut mir leid«, sagte Kamchak. »Es schienen mir ausgezeichnete Krieger zu sein.«

»Wann kamen sie zu den Wagen?«

»Es ist erst zwei Jahre her«, antwortete er.

»Sie gaben dir das Ei?«

»Ja«, sagte er. »Ich sollte es für die Priesterkönige aufbewahren. Das war natürlich klug von ihnen, denn die Wagnvölker gehören zu den wildesten Stämmen Gors und leben viele hundert Pasang von den Städten entfernt in Freiheit — mit Ausnahme von Turia natürlich.«

»Weißt du, wo das Ei jetzt ist?« fragte ich.

»Natürlich«, sagte er.

Ich begann im Sattel meiner Kaiila zu zittern. Die Zügel fielen mir aus der Hand, und das Tier wurde unruhig.

»Sag mir nicht, wo es ist«, sagte ich, »oder ich wäre in Versuchung, es zu stehlen und ins Sardargebirge zu schaffen.«

»Aber bist du nicht der Mann, der von den Priesterkönigen kommt, um das Ei zu holen?«

»Doch.«

»Warum wolltest du das Ei dann stehlen und fortschleppen?«

»Ich habe keine Möglichkeit, zu beweisen, daß ich von den Priesterkönigen komme«, sagte ich. »Würdest du mir denn glauben?«

»Ja, weil ich dich kenne.«

Ich schwieg.

»Ich habe dich eingehend beobachtet, Tarl Cabot aus Ko-ro-ba«, sagte Kamchak. »Einmal hast du mir das Leben geschenkt, und wir hielten Gras und Erde zusammen, und von diesem Augenblick an wäre ich für dich gestorben, selbst wenn du ein Geächteter gewesen wärest. Aber da hätte ich dir das Ei noch nicht geben kön-

nen. Dann gingst du mit Harold in die Stadt, und da wußte ich, daß du für das Ei dein Leben opfern wolltest, denn deine Chancen standen sehr schlecht. Niemand, der nur auf Gold aus war, hätte ein derartiges Risiko auf sich genommen. Dadurch verdichtete sich meine Vermutung, daß du der von den Priesterkönigen Auserwählte sein könntest.«

»Und deshalb liebest du mich nach Turia ziehen«, sagte ich, »Obwohl du wußtest, daß die goldene Kugel wertlos war?«

»Ja«, sagte Kamchak.

»Und warum hast du mir das Ei hinterher nicht gegeben?«

Kamchak lächelte. »Ich brauchte noch eine letzte Bestätigung.«

»Und die wäre?«

»Ich wußte, daß du das Ei für die Priesterkönige haben wolltest und nicht zu deinem persönlichen Vorteil. Deshalb wollte ich die goldene Kugel zerschmettern. Ich hätte es selbst getan, wenn es nicht von allein soweit gekommen wäre — ich wollte sehen, ob dich der Verlust in Wut versetzte oder traurig stimmte, in Trauer um die Priesterkönige.« Kamchak lächelte. »Als du vorhin weintest, wußte ich, daß dein Herz an dieser Mission hängt, daß du wirklich nur wegen des Eies gekommen warst.«

Ich starrte ihn sprachlos an.

»Verzeih mir — ich war grausam. Ich bin eben ein Tuchuk. Aber obwohl ich sehr viel für dich empfinde, mußte ich mir in dieser Sache Gewißheit verschaffen.«

»Da ist nichts zu verzeihen«, sagte ich. »An deiner Stelle hätte ich wahrscheinlich nicht anders gehandelt.«

Kamchaks Hand schloß sich um die meine.

»Wo ist das Ei?« fragte ich.

»Wo würdest du es denn suchen?«

»Ich hätte es bei Kutaituchik gesucht — im Wagen des Ubar der Tuchuk.«

»Aber *ich* bin Ubar der Tuchuks«, sagte Kamchak.

»Du meinst. . .?«

»Ja«, sagte Kamchak leichthin, »das Ei ist seit zwei Jahren in meinem Wagen.«

»Aber ich habe monatelang in deinem Wagen gelebt!« rief ich.

»Hast du denn das Ei nicht gesehen?«

»Nein — es muß gut versteckt sein.«

»Wie sieht das Ei aus?«

»Ich . . . ich weiß es nicht.«

»Du hast dir vielleicht vorgestellt, daß es oval ist und golden schimmert?«

»Ja.«

»Weißt du eigentlich warum?«

»Nein.«

»Dann paß auf. Wir malten das Ei eines Tharlarion golden an und legten es in den Wagen Kutaituchiks. Und dann verstreuten wir Gerüchte, es sehe so und so aus. So einfach ist das.«

Ich wußte nicht, was ich sagen sollte.

»Ich glaube, du hast das echte Ei der Priesterkönige oft herumliegen sehen«, fuhr er fort. »Tatsächlich haben es die Paravaci, die meinen Wagen ausraubten, nicht für wertvoll genug gehalten, es mitzunehmen.«

»Wie sieht es denn aus?« rief ich verzweifelt.

»Erinnerst du dich an die Kuriosität — das graue, ledrige Ding?«

Ich schüttelte ungläubig den Kopf. »Aber«, sagte ich fassungslos und mit zitternder Stimme. »Du hast es durch den Wagen gerollt, hast es herumgestoßen — einmal hast du ihm sogar einen Fußtritt versetzt, damit es zu mir herüber rollte und ich es mir anschauen konnte! Du hast sogar darauf gesessen!«

»Ich hoffe, daß mir die Priesterkönige das verzeihen — aber solche kleinen Szenen — die mir übrigens doch wohl ganz gut gelungen sind — gehörten zur Täuschung.«

Ich lächelte, als ich daran dachte, wie sehr sich Misk über das Ei freuen würde.

»Hab' keine Angst — das Ei ist bestimmt nicht beschädigt — dazu wäre mindestens eine Axt oder ein Schwert erforderlich.«

»Ich hoffe, daß das Ei nach dieser langen Zeit noch lebt«, sagte ich.

Kamchak zuckte die Achseln. »Wir haben es bewacht — mehr können wir nicht tun.«

»Und ich und die Priesterkönige sind dir dankbar.«

Kamchak lächelte. »Ich bin aber doch froh, daß ich es los bin — außerdem kommt jetzt die Zeit für die Tumitjagd.«

»Übrigens, Ubar«, schaltete sich Harold ein und blinzelte mir zu. »Was hast du eigentlich für Aphris aus Turia bezahlt?«

Kamchak warf ihm einen bösen Blick zu.

»Du hast Aphris gefunden!« rief ich.

»Albrecht von den Kassars«, sagte Harold gelassen, »hat sie bei dem Überfall auf das Paravacilager an sich gebracht.«

»Herrlich!« rief ich.

»Sie ist nur eine Sklavin und ganz unwichtig!« knurrte Kamchak.

»Was hast du für sie bezahlt?« fragte Harold unschuldig.

»Die Tumits lassen sich jetzt am besten jagen«, bemerkte Kamchak. »Wir sollten in die Gegend des Cartius ziehen.«

»Ich würde sagen, daß ein schlauer Tuchuk nicht mehr als ein paar kupferne Tarnmünzen für das Mädchen zahlen würde«, sagte Harold.

Ich erinnerte mich noch daran, welchen Preis Kamchak gefordert hatte, als Albrecht seine Tenchika zurückkaufen wollte!

»Wichtig ist allein, daß Aphris wieder da ist«, sagte ich.

Wir ritten schweigend weiter. Schließlich fragte auch ich: »Also, was hast du denn nun für sie bezahlt?«

Kamchaks Gesicht war gerötet vor Zorn. Er starrte Harold an, der ihn unschuldig fragend anlächelte, und dann mich, der ich nur ehrlich neugierig war. Kamchaks Hände verkrampften sich um die Zügel.

»Zehntausend Goldbarren«, sagte er zähneknirschend.

Ich zügelte meine Kaiila und starrte ihn verblüfft an. Harold schlug auf seinen Sattel ein und wieherte vor Lachen.

»Also wirklich!« sagte ich, und in meiner Stimme schien wohl etwas Spott zu schwingen, denn nun wurde auch ich mit einem vernichtenden Blick bedacht.

Plötzlich funkelten seine Augen amüsiert, und er lächelte mich etwas dümmlich an. »Ja, Tarl Cabot, ich erinnere mich an unser Gespräch. Ich scheine wohl auch ein Narr zu sein — das habe ich jetzt erst gemerkt.«

»Meinst du nicht, Cabot«, sagte Harold, »daß er alles in allem — von einigen Dummheiten abgesehen — ein ausgezeichnete Ubar ist?«

»Im großen und ganzen schon«, sagte ich. »Abgesehen von solchen Dummheiten.«

Kamchak starrte Harold an, blickte zu Boden und kratzte sich am Ohr. Und dann brachen wir alle drei in Gelächter aus, und Tränen rannen Kamchak über das Gesicht.

»Du hättest ihm sagen sollen«, sagte Harold, »daß das Gold aus Turia stammte.«

»Ja!« rief Kamchak. »Das stimmt. Es war Saphrars Gold.«

»Das ist doch wohl etwas anderes!« sagte Harold.

»Allerdings!« rief Kamchak.

Wieder lachten wir und trieben unsere Kaiila an.

Als wir das Lager erreichten, sprang ich vom Rücken meines Tiers und lief auf meinen Wagen zu. Das Mädchen, das dort auf mich wartete, stieß einen Freudenschrei aus und lief mir entgegen, und ich riß sie hoch und schwenkte sie herum.

»Du bist am Leben!« rief sie. »Du bist in Sicherheit!«

»Ja«, sagte ich. »Ich bin am Leben, und du bist am Leben und in Sicherheit — die ganze Welt ist in Sicherheit.«

Damals glaubte ich noch fest daran.

26

Kamchak, Harold und die anderen schienen sich sehr auf die Tumitjagd zu freuen, die eine Spezialität der Wagnvölker zu sein schien. Nachdem Kutaituchik nun gerächt war, verlor Kamchak das Interesse an Turia, obwohl er natürlich wünschte, daß die Stadt weiterlebte — als Handelstor für die Wagnvölker, durch das sie mit der fernen Zivilisation Waren aller Art austauschen konnten.

Am Tag vor dem Abmarsch der Wagnvölker von Turia hielt Kamchak Hof im Palast des Phanius Turmus. Der frühere turianische Ubar war zusammen mit seinem Ersten Kämpfer am Tor des Saaleingangs angekettet, um den Gästen die Füße zu waschen.

Turia war eine reiche Stadt gewesen, und obwohl große Beträge an Ha-Keel und seine Tarnkämpfer und erhebliche Goldmengen auch an die Soldaten Saphrars gezahlt worden waren, waren diese Mengen im Vergleich zu den Beständen nur winzig, ganz zu schweigen von den gewaltigen Schatzkammern Saphrars. Das Vermögen hätte ausgereicht, um jeden Tuchuk — und vielleicht auch jeden Kataii und jeden Kassar — zu einem reichen Mann zu machen. Ich mußte unwillkürlich daran denken, daß Turia noch nie erobert worden war.

Und doch befahl Kamchak, daß der größte Teil dieses Reichtums in der Stadt verbleiben sollte, daß die Stadt wieder aufgebaut werden und florieren konnte.

Auf dem Thron des Phanius Turmus saß Kamchak, die purpurne Ubarrobe um die Schultern. Er saß nicht mehr düster brü-

tend vor seinen Leuten, sondern kümmerte sich gutgelaunt um seine Amtsgeschäfte und ließ sich nur ab und zu durch seine Kaiila ablenken, die neben dem Thron an eine Säule gebunden war und der er Fleischstücke zuwarf. Kostbare Schmuckstücke und Goldkrüge und Seidenstoffe waren um den Thron aufgehäuft.

Die Kommandanten Kamchaks umringten den Thron, dazu einige Anführer von Hundertschaften, die zum Teil ihre Frauen mitgebracht hatten. Neben mir stand Elizabeth, einfach gekleidet; dahinter sah ich Harold von den Tuchuks mit der bildhübschen Hereena.

In einer langen Reihe wurden Turianer vor den Thron geschleppt, Männer, die in der Stadt etwas zu sagen gehabt hatten, hohe Würdenträger und Beamte. Kamchak richtete das Wort an sie.

»Eure Besitztümer und Frauen gehören mir. Wer ist der Herr über Turia?«

»Kamchak von den Tuchuks«, lautete die Antwort.

Schließlich wurden auch Phanius Turmus und Kamras vorgeführt.

Kamchak deutete auf die Reichtümer ringsum. »Wem gehört das Vermögen Turias?«

»Kamchak von den Tuchuks.«

»Wer«, fragte Kamchak lachend, »ist Ubar von Turia?«

»Kamchak von den Tuchuks.«

»Bringt den Heimstein der Stadt«, befahl Kamchak. Der Stein, von ovaler Form, alt und verwittert, mit dem Anfangsbuchstaben des Stadtnamens versehen, wurde gebracht.

Er hob den Stein über den Kopf und las die Angst in den Augen der beiden Männer vor seinem Thron.

Aber er zerschmetterte den Stein nicht. Er stand auf und legte den Stein in die gefesselten Hände Phanius Turmus'. »Turia lebt«, sagte er, »Ubar.«

Tränen traten in die Augen des Administrators, und er drückte den Heimstein seiner Stadt ans Herz.

»Morgen früh«, rief Kamchak, »kehren wir zu den Wagen zurück.«

»Du willst Turia verschonen, Herr?« fragte Aphris die neben dem Thron kniete. Sie sah den Tuchuk verwundert an, wußte sie doch, welcher Haß noch vor Tagen an ihm genagt hatte.

»Ja«, sagte Kamchak. »Turia soll weiterleben.«

Auch ich war überrascht, hielt mich aber zurück. Ich hatte angenommen, daß Kamchak den Stein vernichten und damit die Tradition der Stadt zerstören würde, so daß sie im Herzen der Menschen nur noch als Ruine weiterleben konnte. Erst jetzt wurde mir klar, daß er der Stadt ihre Freiheit wiedergeben wollte.

Das schien mir ein seltsames Verhalten für einen Eroberer, für einen Tuchuk.

Lag es daran, daß Kamchak — wie er mir einmal anvertraute — einen Feind für die Wagen Völker brauchte? Oder spielte hier etwas anderes mit?

Plötzlich gab es Aufregung an der Tür, und drei Männer eilten herein — Hakimba von den Kataii, Conrad von den Kassars und ein Paravaci, den ich nicht kannte. Dichtauf folgten einige andere Männer, darunter auch Albrecht von den Kassars und die Sklavin Tenchika, die ein Bündel in der Hand hielt.

Conrad, Hakimba und der Paravaci nahmen vor dem Thron Kamchaks Aufstellung.

»Die Omen sind befragt!« rief Conrad.

»Zum erstenmal seit hundert Jahren«, sagte Hakimba, »gibt es wieder einen Ubar San. Einen Ubar für alle Wagen Völker!«

Kamchak stand auf und warf die purpurne Robe des turianischen Ubar von sich. Die drei Ubar hoben die Arme.

»Kamchak!« riefen sie. »Ubar San!«

Der Schrei wurde von den Anwesenden aufgenommen, und auch ich schrie lauthals mit: »Kamchak, Ubar San!«

Kamchak hob die Hände, und es wurde still. »Jeder von euch«, sagte er, »die Kassars, die Kataii, die Paravaci, haben eigene Bosks und eigene Wagen — und so sollt ihr weiterleben. Aber in Kriegszeiten, wenn es Bestrebungen von Feinden gibt, uns zu trennen und unsere Wagen und Bosks und Frauen zu bedrohen, unsere Ebenen und unser Land — dann laßt uns zusammen kämpfen. Dann kann nichts und niemand den Wagnvölkern etwas anhaben. Wir leben allein, aber wir alle gehören zu den Wagen, und was uns trennt, wiegt weniger als alles, was uns eint. Wir alle wissen, daß es falsch ist, die Bosks unserer Brüder zu töten, und daß es recht ist, stolz und mutig zu sein und unsere Wagen zu verteidigen. Und so werden wir *zusammen* stark und freisein. Beschwören wir das!«

Die drei Männer traten neben den Thron und legten die Hände zusammen. »Dies sei beschworen!« sagten sie im Chor.

»Hoch Kamchak!« riefen sie dann. »Ubar San!«

»Hoch Kamchak!« hallte es durch den Saal.

Erst am späten Nachmittag waren alle wichtigen Fragen geklärt, und der große Saal hatte sich geleert. Nur wenige hielten sich noch vor dem Thron auf, einige Kommandanten und Anführer von Hundertschaften und natürlich Kamchak und Aphris. Auch Harold und ich waren noch geblieben, ebenso Hereena und Elizabeth.

Kurz zuvor waren Albrecht und Tenchika gegangen, und das Mädchen hatte mir das Päckchen gegeben, das für Dina aus Turia bestimmt war. Ich hatte daraufhin nach dem Mädchen aus der Kaste der Bäcker schicken lassen, die nun mit ihren beiden Wächtern eintraf.

Verwundert öffnete sie das Päckchen und fand darin die Schalen und Ringe und Goldstücke, die Albrecht ihr für ihre Siege als Bolaläuferin gegeben hatte.

»Weiß Albrecht davon?« fragte Dina und sah mich groß an.

»Natürlich.«

»Er ist ein sehr großzügiger Mann«, sagte Dina und strahlte vor Freude. »Damit kann ich nun den Laden meines Vaters wiedereröffnen.«

»Wenn du willst«, sagte ich, »gebe ich dir hundertmal soviel.«

»Nein«, sagte sie lächelnd, »denn dies gehört mir.«

Sie hob ihren Schleier und küßte mich. »Leb wohl, Tarl Cabot«, sagte sie. »Ich wünsche dir alles Gute.«

»Und ich dir — Dina aus Turia.«

Dina ließ ihren Schleier wieder herabfallen, drehte sich um und eilte aus dem Saal. Elizabeth, die uns zugesehen hatte, sagte neidlos: »Sie ist schön.«

»Ja«, sagte ich. »Aber auch du bist schön.«

Kamchak stand auf und sah mich an. »Na also«, sagte er. »Und meine Wette habe ich doch gewonnen.«

Ich erinnerte mich an seine früheren Worte. »Du hast darauf gesetzt, daß die Kassars und die Kataii deinem Lager zu Hilfe kommen würden — und deshalb bist du in der Stadt geblieben.« Ich schüttelte den Kopf. »Das war eine gefährliche Sache.«

»Vielleicht doch nicht so gefährlich«, erwiderte er, »denn ich kenne die Kataii und die Kassars — möglicherweise sogar besser, als sie selbst sich kennen.«

»Du sagtest, die Wette wäre noch nicht zu Ende.«

»Aber jetzt ist sie abgeschlossen.«

»Warum hast du noch mit dir gewettet?« fragte ich.

»Daß die Katai und die Kassars — und schließlich auch die Paravaci — eingehen mögen, wie groß die Gefahr einer Spaltung unter den Wagnvölkern ist. Einzeln sind wir schwach, doch wenn wir zusammenstehen, vermag uns niemand zu besiegen. Ich hoffte, daß die anderen Völker die Notwendigkeit einsehen würden, alle Tausendschaften unter einem Kommando zusammenzuführen . . .«

»Daß sie also die Notwendigkeit eines Ubar San einsehen würden?« fiel ich ein.

»Ja«, sagte Kamchak. »Das war der Rest meiner Wette — daß ich ihnen nahelegen könnte, einen Ubar San zu wählen.«

»Hoch Kamchak, Ubar San!« rief ich.

Kamchak lächelte und sagte: »Es ist höchste Zeit für die Tumitjagd.«

Als er sich umwandte, um den Thronsaal zu verlassen, stand Aphris ebenfalls auf, um ihn zu begleiten.

Aber Kamchak sah sie an. Sanft legte er die Hände auf ihre Arme, zog sie an sich und küßte sie lange. Dann öffneten seine Finger das Schloß ihres Sklavenkragens und nahmen ihn ab.

Aphris starrte ihren Herrn sprachlos an.

»Du bist frei«, sagte der Tuchuk. »Hab' keine Angst, du wirst mit Reichtümern überhäuft. Du wirst wieder die reichste Frau Turias sein.«

Erstarrt beobachteten wir die Szene. Wir alle wußten, unter welchen Gefahren der Tuchuk dieses Mädchen gewonnen, mit welchem Betrag er Aphris zurückgekauft hatte.

Wir verstanden sein Handeln nicht.

Kamchak drehte sich um und trat zu seiner Kaiila. Mit schneller Bewegung stieg er auf und ritt auf den Ausgang zu. Wir folgten ihm; nur Aphris blieb wie betäubt vor dem Thron zurück — eine freie Frau.

Harold ging neben mir, Hereena und Elizabeth folgten in einigen Metern Abstand.

»Warum hat er Turia verschont?« fragte ich Harold.

»Seine Mutter war aus Turia«, sagte Harold. »Wußtest du das nicht?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Erst nach ihrem Tod griff Kutaituchik nach der Kandakette.«

Harold sah mich an. »Ja — sie war ein turianisches Mädchen,

das Kutaituchik als Sklavin zu sich nahm. Aber er liebte sie und gab ihr die Freiheit. Doch sie blieb freiwillig bei ihm im Wagen bis zu ihrem Tod — als Ubara der Tuchuks.«

Vor dem Haupttor des Administratorenpalastes wartete Kamchak auf uns. Wir holten unsere Kaiila, stiegen auf und folgten Kamchak auf die Straße.

Das Gesicht des Tuchuks war undurchdringlich.

»Wartet!« ertönte hinter uns ein Schrei.

Wir drehten unsere Kaiila. Aphris kam aus dem Palast gerannt.

Sie blieb neben Kamchaks Steigbügel stehen und senkte den Kopf.

»Was soll das?« fragte Kamchak streng.

Das Mädchen rührte sich nicht.

»Du bist frei.«

Sie blickte zu ihm auf und hatte Tränen in den Augen. »Ich habe mich schon viel zu sehr an den Boskgeruch gewöhnt«, sagte sie leise.

Kamchak lächelte. Er streckte seine Hand aus. »Komm zu mir, Aphris aus Turia«, sagte er.

Sie nahm seine Hand, und er zog sie hoch und setzte sie vor sich in den Sattel. Sie lehnte sich an ihn.

»Diese Frau«, sagte Kamchak schroff zu uns, »heißt Aphris — sie ist Ubara der Tuchuks, sie ist Ubara Sana meines Herzens!«

Wir ließen die beiden vorausreiten und folgten erst in einigen hundert Metern Abstand. Langsam ritten wir durch das Tor Turias, verließen die Stadt, die ihren Heimstein und ihre Freiheit bewahrte, kehrten zu den Wagen und in das offene, windgepeitschte Land außerhalb der hohen neuntorigen Mauern zurück.

Ich hob Elizabeth in den Sattel des Tarn und befahl ihr, sich am Sattelknopf festzuhalten. Wenn ich ebenfalls aufsaß, wollte ich sie noch mit einer Schnur festbinden, damit sie nicht herabfiel. Für mich benutzte ich den breiten purpurnen Gurt, der zu jedem Tarnsattel gehört.

Elizabeth schien sich vor dem Tier nicht zu fürchten.

Kamchak war mit Aphris gekommen, und auch Harold und Hereena waren da. »Wie geht es den Bosk?« wandte ich mich an Kamchak.

»Wie man erwarten kann«, erwiderte er.

Ich fragte Harold: »Und sind die Quivas scharf?«

»Man versucht, sie scharf zu halten«, erwiderte der junge Mann.

Und dann sagte ich zu Kamchak: »Es ist wichtig, die Achsen der Wagen gut zu schmieren.«

»Ja«, erwiderte er, »das ist wichtig.«

Ich schüttelte die Hände der beiden Männer.

»Ich wünsche dir alles Gute, Tarl Cabot«, sagte Kamchak.

»Ich wünsche dir alles Gute, Kamchak von den Tuchuks«, sagte ich.

»Du bist gar kein so schlechter Bursche«, sagte Harold, »für einen Korobaner!«

»Und du auch nicht — obwohl du ein Tuchuk bist.«

»Ich wünsche dir alles Gute«, sagte Harold.

»Und ich dir.«

Schnell stieg ich in den Sattel und zog die Strickleiter herauf und band sie fest. Dann nahm ich die Schnur, schlang sie mehrmals um Elizabeths Hüften und band sie am Sattelknopf fest.

Harold und Kamchak blickten zu mir auf. Auf Harolds Gesicht leuchtete rot die frische Mutnarbe.

»Du darfst nie vergessen«, sagte Kamchak, »daß du und ich Gras und Erde zusammen gehalten haben.«

»Das vergesse ich nie«, sagte ich.

»Und wenn du schon dabei bist, mußt du auch immer daran denken, daß wir beide zusammen in Turia die Mutnarbe errungen haben«, fügte Harold hinzu.

»Nein«, sagte ich, »auch das werde ich nie vergessen.«

»Dein Aufenthalt bei den Wagnvölkern«, sagte Kamchak, »fiel in zwei Jahre.«

Ich sah ihn verständnislos an.

»Es waren zwei Jahre«, erklärte Harold. »Das Jahr, in dem Tarl Cabot zu den Wagnvölkern kam, und das Jahr, in dem Tarl Cabot eine Tausendschaft befehligte.«

Ich hielt den Atem an. Das waren Jahresnamen, die bei den Jahresbewahrern hinterlegt wurden, in deren Archiven die Namen von vielen tausend Jahren festgehalten sind.

»Aber in dieser Zeit sind doch viel wichtigere Dinge geschehen — die Belagerung Turias, der Sieg über die Stadt, die Wahl des Ubar San!«

»Wir möchten uns damit an Tarl Cabot erinnern«, sagte Kamchak.

Ich schwieg gerührt.

»Wenn du die Tuchuks je brauchst, Tarl Cabot«, sagte Kamchak, »oder die Kataii oder die Kassars — oder die Paravaci —, brauchst du uns nur Bescheid zu geben — und wir reiten. Wir reiten an deiner Seite, und sei es zu den Städten der Erde.«

»Ihr wißt von der Erde?« fragte ich. Ich erinnerte mich daran, wie vor langer Zeit Kamchak und Kutaituchik Elizabeth und mich über diese Dinge befragten — ein Verhör, das nach meinem Gefühl sehr skeptisch geführt worden war.


Kamchak lächelte. »Wir Tuchuks wissen von vielen Dingen«, sagte er, »von mehr Dingen, als wir andere wissen lassen.« Er grinste. »Möge das Glück dir gewogen bleiben, Tarl Cabot, Kommandant von Tausend Tuchuks, Krieger aus Ko-ro-ba!«

Ich hob die Hand und zog am ersten Zügel. Die Flügel des großen Tarn bewegten sich und peitschten die schwere Luft, und die Tuchuks ringsum fielen zurück, und der Wind fegte durch die mächtigen Federn, und dann sahen wir die Wagen unter uns zurückbleiben, deren Umrisse sich pasangweit in alle Richtungen erstreckten, und wir sahen das winzige Rinnsal des Bachs, das Omental und schließlich die Türme des fernen Turia.

Elizabeth Cardwell weinte, und ich legte meinen Arm um sie, um sie zu trösten und vor dem schneidenden Wind zu schützen. Ärgerlich stellte ich fest, daß die kalte Luft auch mir das Wasser in die Augen steigen ließ.


In jahrelanger Arbeit hat der amerikanische College-Professor und Autor John Norman einen großen Fantasy-Zyklus geschaffen, der die Abenteuer des Erdenmenschen TARL CABOT auf dem phantastischen Planeten Gor - der Gegenerde - schildert. Gor, die Zwillingswelt der Erde, umkreist die Sonne auf derselben Bahn, nur befindet sie sich stets auf der anderen Seite, verborgen hinter dem Tagesgestirn. Gor ist eine ungezähmte Welt, bewohnt von wilden Völkern und umkämpft von fremden Mächten.

Tarl Cabot dringt in den Machtbereich der Wagnvölker vor, den wilden Nomaden, die ihre riesigen Herden alljährlich über die unendlichen Prärien von Gor treiben. In der Obhut der Wagnvölker befindet sich das letzte Ei der Priesterkönige, von dem das Fortbestehen der mächtigen, hochentwickelten Rasse abhängt. Tarl Cabot hat den Auftrag, das Ei ausfindig zu machen und zu beschützen. Es gelingt ihm schließlich, den Respekt der Nomaden zu erkämpfen und ihr Vertrauen zu gewinnen. Bald stellt er fest, daß auch andere Mächte an dem Erbe der Priesterkönige interessiert sind, der steinreiche Saphrar von Turia etwa, der sein Vermögen und seine Heimatstadt aufs Spiel setzt, um das Ei in seinen Besitz zu bringen. Aber auch er ist nur eine Figur in dem gnadenlosen Spiel, im Hintergrund steht der "Graue", der geheimnisvolle Mann, der die junge Amerikanerin Elisabeth nach Gor verschleppte, um Tarl Cabot zu vernichten, und der vor nichts zurückschreckt, um die Priesterkönige zu entmachten.



In jahrelanger Arbeit hat der amerikanische College-Professor und Autor John Norman einen großen Fantasy-Zyklus geschaffen, der die Abenteuer des Erdenmenschen TARL CABOT auf dem phantastischen Planeten Gor – der Gegenerde – schildert.

Gor, die Zwillingswelt der Erde, umkreist die Sonne auf derselben Bahn, nur befindet sie sich stets auf der anderen Seite, verborgen hinter dem Tagesgestirn. Gor ist eine ungezähmte Welt, bewohnt von wilden Völkern und umkämpft von fremden Mächten.



Tarl Cabot dringt in den Machtbereich der Wagnervölker vor, den wilden Nomaden, die ihre riesigen Herden alljährlich über die unendlichen Prärien von Gor treiben. In der Obhut der Wagnervölker befindet sich das letzte Ei der Priesterkönige, von dem das Fortbestehen der mächtigen, hochentwickelten Rasse abhängt. Tarl Cabot hat den Auftrag, das Ei ausfindig zu machen und zu beschützen. Es gelingt ihm schließlich, den Respekt der Nomaden zu erkämpfen und ihr Vertrauen zu gewinnen. Bald stellt er fest, daß auch andere Mächte an dem Erbe der Priesterkönige interessiert sind, der steinreiche Saphrar von Turia etwa, der sein Vermögen und seine Heimatstadt aufs Spiel setzt, um das Ei in seinen Besitz zu bringen. Aber auch er ist nur eine Figur in dem gnadenlosen Spiel, im Hintergrund steht der „Graue“, der geheimnisvolle Mann, der die junge Amerikanerin Elisabeth nach Gor verschleppte, um Tarl Cabot zu vernichten, und der vor nichts zurückschreckt, um die Priesterkönige zu entmachten.